Digitized by Google

H. as. 4318 (1

F

Digitized by Google

~~265~~
Geogr. B. 65

<36602324010012

<36602324010012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Indien

oder

die Hindus,

nach den

neuesten und besten, vorzüglich englischen Werken

bearbeitet

von

Dr. F. A. Wiese.

Mit vielen Abbildungen.

I. Band.

Leipzig, 1836.

Baumgärtners Buchhandlung.

Hbg/66/277

Digitized by Google

728

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Allgemeine Beschreibung von Indien. 1

Zweites Kapitel.

Provinzen von Indien. 50

Drittes Kapitel.

Ursprung und Alter der Hindus. 146

Viertes Kapitel.

Ueber die Casten der Hindostaner. 164

Fünftes Kapitel.

Reliquien der Hindus. 212

Sechstes Kapitel.

Tempel, — heilige Plätze, — Wallfahrten und Feste. . . 273

Siebentes Kapitel.

Charakter, — Sitten und Gebräuche der Hindus. 363

Achtes Kapitel.

Nahrungsmittel, — Natur, — Kleidung, — Schmuck und Wohnung. 493

Digitized by Google

Verzeichniß der Abbildungen.

			Seite
Abbd.	1.	Bheem ka Udar, eine Ansicht der Himalaya-Berge.	7
—	2.	Ghauts im Himalaya-Gebirge.	11
—	3.	Die in den Ganges strömende Fluth des Meeres.	15
—	4.	Fahrkähne auf dem über seine Ufer getretenen Ganges.	25
—	5.	Der Ganges durchbricht einen Damm. . . .	27
—	6.	Der Adjutant, Ciconia argala.	45
—	7.	Bengalischer Tiger, welcher in eine Hütte eingebrochen ist und sammt dieser verbrennt. .	58
—	8.	a) Der wilde Esel.	86
—	8.	b) Jumna Musjeed.	114
—	9.	Agra.	128
—	10.	Gegend auf Ceylon, Point de Galle genannt. .	142
—	11.	Götzenbilder zu Baumian.	155
—	12.	Sudra. Ksatriya. Vaisya. Brahmine. . . .	167
—	13.	Hindostanische Dreieinigkeit (Trimurti.). . .	251
—	14.	Derselbe Gegenstand, von einer andern Seite dargestellt.	251
—	15.	Brahminen-Stiere.	266
—	16.	Hindostanische Pilger, die nach dem Ganges wallfahrten.	271
—	17.	Ansicht des Höhlen-Tempels zu Elephanta. .	287
—	18.	Eine andre Ansicht desselben Tempels.	292
—	19.	Ansicht von Benares.	319
—	20.	Das Schloß Chalees Satun.	322
—	21.	Wagen Jagannath's.	336
—	22.	Hindostanische Schule.	375
—	23.	Die Huka-Pfeife.	465
—	24.	Die Betelschote.	534
—	25.	Trachten der Hindostaner.	540
—	26.	Ansicht eines ächt hindostanischen Hauses. . .	555

Digitized by Google

Die Hindus.

Allgemeine Beschreibung Indiens.

Das uralte, weitausgedehnte Reich Indien ist seit den frühesten Zeiten ein Gegenstand vorzüglicher Forschung für die Bewohner aller durch höhere Gesittung ausgezeichneten Theile der Welt gewesen.

Der Ursprung des Namens Indien ist völlig unbekannt, da indeß Aegypten seine Benennung dem alten Namen des Nil (*Αἴγυπτος*. Hom. Odyss. IV. 477, XVII. 427 und Eust. ad loc.) verdankt, so sind mehrere Sprach- und Alterthumsforscher der Meinung, daß Indien seinen Namen vom Flusse Indus erhalten habe. Im Sanskrit heißt der eben erwähnte Fluß Sindhu, und das davon abgeleitete Wort Saindhava ist das gewöhnliche Beiwort (Adjectivum) für Alles, was dem Lande längs dem Indus angehört oder davon herkommt. Wahrscheinlich ist der Name den Griechen zuerst durch die Perser bekannt geworden, und das Anfangs-S mancher dem Sanskrit angehöriger Worte mag im Persischen und in andern verwandten Sprachen nicht selten verloren gegangen oder in ein H verwandelt worden sein. Obgleich die fragliche Bezeichnung sich eigentlich blos auf die an den Indus stoßenden Ländereien beschränkt, so ist dieselbe doch auch auf das östlich von diesem Flusse sich hindehnende Gebiet übertragen worden. Eine große

Digitized by Google

Provinz an der Mündung des Indus heißt immer noch Sinde; und der gelehrte Vincent hält die gegenwärtige Stadt Sinde für Arrian's (VI. 16.) Sindomana [1]). Dagegen ist Lieutenant Burnes der Meinung, daß Sindomana das heutige Sehwun sei [2]). — So viel von der Abstammung des Namens Indien.

Im grauen Alterthume soll die assyrische Königin Semiramis einen fruchtlosen Versuch gemacht haben, Indien zu unterjochen; die Eroberungen des Darius Hystaspis scheinen sich nicht über den Panjab (Herodot. IV. 44; vergleiche III. 101.) hinaus erstreckt zu haben; und die Züge Alexanders und des Königs Seleucus machten blos einen vorübergehenden Eindruck. Selbst die Afghanen und die rauhen abgehärteten Barbaren der Tartarei, die unter Baber und andern mohammedanischen Erobrern eine dauerndere Niederlassung in Hindostan bewirkten, scheinen fast unmittelbar darauf eine merkwürdige Veränderung sowohl in Charakter als Sitten erfahren zu haben. Im Verlauf der Zeit gab ihr robuster, abgehärteter Körper, ihr kräftiger Geist und ihr fester Muth, gleich denen ihrer Vorgänger, gar bald dem mächtigen Einfluß der heißen, entnervenden Sonne Indiens nach. Daher wurden sie bald unfähig, die gemachten Eroberungen zu behaupten; und die Abkömmlinge von Baber, Humaiun und Akbar sanken bald unter die Herrschaft einer Handvoll kühner Fremdlinge von den entlegensten Inseln des Westens.

Diese Fremdlinge, deren Glück eines der schlagendsten, in der Geschichte aufgezeichneten Beispiele von dem Triumph der Wissenschaft und Gesittung über rohe Kraft liefert, halten jetzt Indiens Geschick in ihren Händen; und dieses Land bildet jetzt im eigentlichsten Sinne des

---

1) Siehe Vincent's Voyage of Nearchus, p. 160.

2) Journal of the Royal Geographical Society, vol. III. p. 138.

Digitized by Google

Wortes eine Provinz des brittischen Reichs. Der Hindu ist mithin, obgleich durch ungeheure Länder- und Wasser-Strecken von Brittanien getrennt, ein englischer Unterthan, und daher verlohnt es sich für Englands Bewohner doppelt der Mühe, seinen Charakter, seine Sitten, seine Religion und die Beschaffenheit des von ihm bewohnten Landes genauer kennen zu lernen.

Die Bestrebungen der Alten, einen Handels-Verkehr mit Indien zu eröffnen, hatten einen glücklicheren Erfolg als ihre Kriege. Denn schon mehrere Jahrhunderte vor Alexanders Siegeszuge fanden die kostbaren und trefflichen Erzeugnisse dieses Gartens von Asien durch verschiedene Canäle ihren Weg nach dem Westen; seine Parfumerien dufteten in dem Haar, und seine Juwelen glänzten an dem Busen der griechischen Damen.

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf die allgemeine physische Beschaffenheit des herrlichen Landes und richten wir zu diesem Behuf im Geiste unsre Augen auf den nördlichen Theil desselben, — auf die äußerste Spitze von Cap Comorin, ungefähr acht Grad vom Aequator [1]). Zur Linken dehnen sich die Ufer durch 16 Breite-Grade bis zu den Mündungen des Indus, und zur Rechten, in einer nord-östlichen Richtung, bis dahin, wo der Brahmaputra seine Wassermassen mit denen des Ganges vermischt. Von dieser Stelle an bildet der Brahmaputra selbst die Grenze, bis wir uns dem Himalaya-Gebirge nähern welches, in einer langen, geschlängelten Linie nach Nordwest sich hinziehend, Bengalen, Oude, Delhi, Lahore und Kashmer von Tibet trennt.

Im Westen ist der Indus Hindostans natürliche Grenze, und zwar von dem Punkte an, wo er durch eine Oeffnung in der Himalaya-Kette hervorgeht, bis

---

1) Malte-Brun, Géographie, tom. IV. p. 3, 4.

zum 24. Grade nördlicher Breite, wo er sich in das Meer stürzt [1]).

Indiens Flächen-Gehalt ist bis jetzt noch nicht mit einiger Genauheit bestimmt worden, indeß schätzt Hamilton, dessen Bürgschaft von großem Gewicht ist, denselben auf ungefähr eine Million, zwei hundert und achtzig tausend (engl.) Geviertmeilen [2]). Dieser ungeheure Flächenraum enthält die höchsten Berge, mehrere der größten und berühmtesten Flüsse und oft neben einander den fruchtbarsten und den kahlsten Boden auf der ganzen Erde.

Unter den Bergen nehmen das Himalaya-Gebirge, die östlichen und westlichen Ghauts und die Vindhyaketten, welche mitten durch die Halbinsel, dem Laufe des Nerbudda [3]) parallel streichen, den ersten Rang ein. Die Himalaya-Berge findet man bisweilen auch Himmaleh geschrieben, der Aussprache des Wortes in einigen der gegenwärtig in Hindostan herrschenden Dialekte gemäß. Himmaleh oder Himalaya bedeutet im Sanskrit Schneeland, Winter oder Kälte. Den Griechen und Römern war das Himalaya-Gebirge, oder wenigstens ein Theil davon, unter dem Namen Imaus bekannt. Plinius kannte die Bedeutung des Namens, indem er sagt: — Imaus incolarum lingua nivosum significat (Imaus bedeutet in der Sprache der Eingebornen schneereich) [4]).

Der größere Theil der Himalaya-, oder Himmaleh-Kette ist noch nie erforscht worden; ewiger Schnee und Wolken, die ihre Gipfel fortwährend umhüllen, machen ihre Ersteigung äußerst schwierig. Indeß ist so

---

1) Ebn. Haukal, Oriental Geography, p. 131—143; Pennant's Outlines of the Globe, vol. I. p. 3.

2) Description of Hindostan, Introduction, p. 17.

3) Malte-Brun, tom. IV. p. 10.

4) Plin. Hist. Nat. VI. 17.

Abbd. 1, St. 7. — Bheem ka Udar, eine Ansicht der Himalaya-Berge.

Digitized by Google

viel mit Gewißheit ausgemittelt worden, daß einer von den Gipfeln dieses gewaltigen Gebirges, der sogenannte Dhawalagiri, in der Nähe der Quelle des Flusses Gunduk, der höchste Berg der bewohnten Erde ist; er erhebt sich sechs und zwanzigtausend achthundert zwei und sechszig Fuß über den Meeres-Spiegel. In den noch von keinem menschlichen Fuß betretnen Einöden und Wildnissen dieser Berge sind das laute Gekreisch des Adlers, das Tosen und Brüllen von Stürmen und Springfluthen und das donnerähnliche Krachen stürzender Lawinen die einzigen Laute, welche jemals vernommen werden; hier ist es, wohin der abergläubische Hindu auf dem Gipfel des Berges Meru [1]) seinen Himmel versetzt hat; und hier begiebt er sich, von Lebensüberdruß getrieben, auf den Felsen, welcher in Gestalt dem Rumpfe eines Stieres gleicht und für den versteinerten Leib eines Gottes gilt, um sich über den heiligen, schrof abwärts sinkenden Abhang in die Tiefe zu stürzen und so mit Gewalt in den Himmel einzugehen. Die Abbildung I. stellt einen Theil des Himalaya-Gebirgs, Bheem ka Udar genannt, dar.

Die Ghauts (Durchgänge, Passagen oder Thore, wie sie ausdrücklich genannt werden), beginnen in den Ebenen um Coimbatore herum, in dem südlichen Abschnitt des Dekkan, und bilden, indem sie in westlicher und östlicher Richtung von einander abweichen, gleich Ufern, die beiden Seiten eines Dreiecks, dessen Spitze nach dem Vorgebirge Comorin sieht.

Die östlichen Ghauts erstrecken sich in einer nordöstlichen Richtung siebenzig engl. Meilen weit über Madras hinaus, und sind blos durch enge, mit kleinen Festen besetzte Schluchten unterbrochen.

Der nördliche Theil dieser Kette trennt die Circars

---

1) Siehe weiter unten den Abschnitt dieses Werkes, welcher von Hindostans Religion u. s. w. handelt.

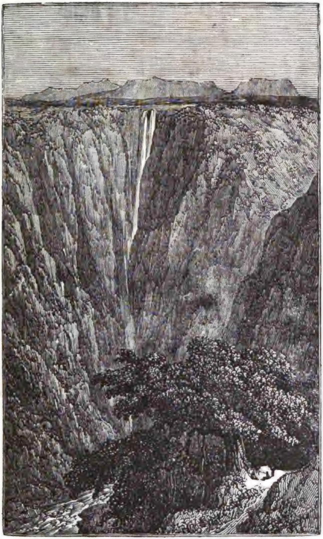
von der Provinz Berar und ist außerordentlich zackig, abschüssig und schwer zu erklimmen. Von nacktem Granit gebildet, zeigt diese Spitze dem kühnen Reisenden das furchtbarste und trostloseste Gemälde, welches man sich nur vorstellen kann. In der Regenzeit stürzen ungeheure Wasserfluthen mit reißender Schnelligkeit durch die dunkeln und unwirthbaren Schluchten der Berge und führen alles, was ihnen im Wege steht, mit sich fort; in dem Abschnitt des Jahres dagegen, welcher in den fraglichen Gegenden mit dem Namen Sommer bezeichnet wird, strahlt die Sonne mit ungemindertem Glanz auf die Felsen, welche die Gebirgs-Regenschauer so rein wie die Stufen eines Tempels gewaschen haben, und verstattet dem Auge nicht ohne Schmerz darauf zu weilen. Dieser glänzende Anblick war es, welcher die Eingebornen bestimmte, der in Rede stehenden Kette den Namen Ellacooda (weiße Berge) beizulegen [1]).

„Wir wissen" sagt Hamilton, „nichts Bestimmtes von der Höhe dieser Bergkette, indeß sind sie im allgemeinen bei weitem nicht so hoch, als die westlichen Ghauts, Ungefähr in der Breite von Madras, welches der höchste Theil ist, wird ihre Erhebung über den Meeres-Spiegel auf dreitausend Fuß geschätzt; und die Hoch-Ebene (Tafelland) Bangalore, gegen Ooscottah hin, welche innerhalb der Kette begriffen ist, erhebt sich über dreitausend Fuß. Da die auf dem obern Theil der Hochebne entspringenden Flüsse ohne Ausnahme ihren Fall nach Osten haben, so ergiebt sich hieraus die überlegene Höhe der westlichen Ghauts; sie sind bei weitem die abschüssigsten und am schwersten zu ersteigen. Der Hauptbestandtheil dieser Berge ist Granit, bestehend aus weißem Feldspat und Quarz mit dunkelgrünem Glimmer in geringem Verhältniß zu den beiden andern

---

1) Malte-Brun, tom. IV. p. 9.

Abbd. 2, St. 11.



Ghauts im Himalaya-Gebirge.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bestandtheilen; die Theilchen sind eckig und von mäßiger Größe. Das Gestein erscheint in Schichten abgelagert, aber die Schichten sind sehr zerbrochen und durcheinander gewirrt [1]).

Die westlichen Ghauts, von größerer Höhe und schönerem Anblick als die östlichen, ziehen sich nordwärts, längs der malabarischen Küste, in geringer Entfernung von der See hin, durchschneiden Canara und Bejapor, streichen in der Nähe von Goa vorbei und dringen in das Land der Mahratten, wo sie sich in zahlreiche kleine Ketten verzweigen. (Siehe Abbildung 2.)

Fast ganz von der östlichen Kette verschieden, sind diese Berge von zahlreichen tiefen Schluchten unterbrochen, durch welche fast eben so viele Wasserströme in die Ebenen hinabfluthen, während dichte Wälder mit prächtigen, hochstämmigen Tropen-Bäumen die Gipfel und Abhänge mit einer dicklaubigen grünen Hülle bekleiden.

Am Fuße der amphitheatralisch sich hindehnenden Bergkette glänzen in der Sonne zahlreiche Städte und Dörfer von Malabar und überblicken die breite, blaue Wasserfläche des Indischen Oceans.

Zwischen diesen beiden Ketten der Ghauts liegt das Plateau oder Tafelland des Dekkan, welches im Westen plötzlich abbricht und auf der andern Seite allmälig abwärts in die östlichen Ghauts verläuft; nördlich dehnt sich dasselbe über den Nerbudda hinaus, wo die Vindhya-Berge seinen fernsten Vorsprung gegen die Ebenen von Hindostan bezeichnen.

Die Flüsse Indiens sind stets berühmter gewesen als seine Berge. Jedermann in der ganzen civilisirten Welt kennt die Namen Indus und Ganges, — die Namen jener heiligen Ströme, welche dem abergläubischen Hindu, so wie der Nil den Aegyptern, göttlichen Ur-

1) Hamilton, vol. II. p. 249.

sprungs zu sein scheinen. Ganga oder die Göttin des Ganges ist nach der hindostanischen Mythologie aus Siva's Haupte entsprungen [1]). Bei den Aegyptern galt der Nil für eine der vornehmsten Gottheiten und hieß das Abbild des Himmels [2]). Gewiß gehören sowohl der Ganges als der Indus unter die vorzüglichsten Gaben, womit eine weise Vorsehung Hindostan beglückt hat. Ihnen und den zahllosen kleinen Flüssen, welche ihr Wasser in sie ergießen, verdankt das Land einen beneidenswürdigen Grad von Fruchtbarkeit und hat dergestalt seit undenklichen Zeiten nicht blos eine unermeßliche Bevölkerung mit seinen Erzeugnissen ernährt, sondern ist auch im Stande gewesen, die Bedürfnisse eines großen Theils der übrigen Erdbewohner mit seinem Ueberfluß zu befriedigen [3]). Wir Europäer können uns nicht leicht einen Begriff von jenen Ocean-Strömen machen, welche in einigen Fällen, bei einem Lauf von ziemlich **2000** engl. Meilen, die Wassermassen von mehr als tausend Flüssen in sich aufnehmen und zuletzt in einem meilenbreiten Bette dem Meere zuströmen [4]).

In den Ebenen Bengalens können Flüsse natürlicher Weise keine sehr hohen Ufer haben; dagegen steigen am Saume des Wassers stolze Paläste, ehrwürdige Tempel und hochstämmige, riesenhafte Palmen empor, dem Auge in weiter Entfernung sichtbar; dabei ist es, segelt man diese majestätischen Ströme auf oder nieder, dem Blick oft nicht vergönnt, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen. Ausgenommen in der Regenzeit, ist die Wasserfläche die-

---

1) Siehe Ramayana, 61. 1. c. 26.

2) Creuzer, Religions de l'Ant. tom. I. p. 385; Egypt and Mohammed Ali, vol. I. p. 228

3) Siehe Vincent's Periplus of the Erythraean Sea, p. 358–469, und Robertson's Dissertation. p. 54-57.

4) Malte-Brun, vol. III. p. 12, 13.

Abbd. 3, St. 15. — Die in den Ganges strömende Fluth des Meeres (Mascaret.)

Digitized by Google

Digitized by Google

ser Flüsse, nur selten vom Winde gekräuselt, so klar und hell wie ein Spiegel und strahlt den prächtigen Farbenglanz zurück, welchen die Abendröthe von der untergehenden Sonne über den tropischen Himmel verbreitet, während mannigfaltige Fahrzeuge mit ausgebreiteten Segeln trägen Laufes darüber hingleiten.

Gegen die Mündung wird indeß die Ruhe zweimal des Tages durch die Fluth, Mascaret genannt, (Siehe Abbildung 3.) unterbrochen, welche vorzüglich im Indus mit großer Heftigkeit dem Strome entgegenstürzt und Barken, welche zufällig hineingerathen, in große Gefahr versetzt. Es war diese Erscheinung, welche Alexanders Soldaten, die, an die fluthlose, ruhige Welle des mittelländischen Meeres gewöhnt, sich diesen Wogenkampf, dem selbst neuere Reisende ihre Bewunderung zollen müssen, nicht zu erklären wußten, mit Staunen und Bestürzung erfüllte [1]).

Der berühmteste Fluß in Hindostan ist der Indus (im Sanskrit Sindhu), der seit den grauesten Zeiten der Alten Welt bekannt war. Obgleich seine Breite nicht ganz der großen Länge seines Laufes entspricht, so ist sie doch mitunter sehr beträchtlich. „Nachdem sich der Fulalee," sagt Hamilton, „mit dem Indus vereinigt hat, verfolgt dieser seinen Lauf einige Meilen hindurch nach Süden und weicht endlich nach Südwest ab, in welcher Richtung er in einer ungetheilten, ungeheuren Wassermasse das Meer erreicht.

Noch vor seiner Mündung gehen von dem Hauptstamme verschiedene kleine Zweige ab, die aber nie in die See gelangen, sondern vom Sande der Wüste verschlungen werden, oder sich in ungeheuern Salzteichen verlieren, oder endlich von den Eingebornen auf Felder und Fluren abgeleitet werden. Vom Meere aufwärts bis Hydera=

1) Arrian. Exped. Alex. VI. 19.

bad ist der Indus im allgemeinen ziemlich eine engl. Meile breit, bei einer zwischen zwei und fünf Faden wechselnden Tiefe; bei Lahore Bunder mißt seine Breite vier englische Meilen (miles); noch weiter abwärts, bei Dharajay Bunder, neun Meilen (engl.); und an der äußersten Gränze des Landes, von einem Ufer zum andern, zwölf Meilen [1]). Die Quellen des Indus, haben, gleich denen des westlichen Nil, bis jetzt den Forschungen des Menschen Trotz geboten, allein wahrscheinlich liegen sie jenseits der Himalaya-Kette, und zwar, wie behauptet wird, auf dem nördlichen Abhange des mit dem Namen Cailas bezeichneten Zweiges dieser Berge, etwa unter 31° 20′ nördlicher Breite und 80° 31°′ östlicher Länge, unweit der Stadt Gortope, in einem gegenwärtig unter Chinas Herrschaft stehenden Lande. Nicht weit von demselben Punkte ist der See Ravan-hrad und die Quelle des Setlej (im Sanskrit Satadru); weiter nach Osten entspringt der Brahmaputra; fast gegenüber, auf der südlichen Seite des Himalaya, geht der heilige Ganges aus dem Fuße der Berge hervor. Auf eine Strecke von mehreren hundert Meilen ist der Lauf des Indus unbekannt, jedoch vermuthet man, daß er nach Nordnordwest durch eine unwirthbare, unerforschte Gegend fließe. Von Dras, einer Stadt in Klein-Tibet, bis zum Ocean herab, ist sein Lauf ausgemittelt und beschrieben, wiewohl nicht so genau und ausführlich, als es die Wichtigkeit des Gegenstandes zu erfordern scheint.

In einer Strecke von mehr als zweihundert englischen Meilen, von der oben erwähnten Stadt, nimmt der Indus keinen andern Fluß in sich auf. Bei Mullai aber stürzt sich der Abaseen in denselben, unmittelbar nach seiner Entweichung aus den grauenvollen Einöden des größern Hindu-Kosch, zwischen den furchtbaren Klüf-

---

1) Hamilton, vol. I. p. 481.

ten und Felsenklippen der unteren Bergkette, die er noch funfzig englische Meilen weit verfolgt, bis er bei Torbaila aus ihr hervortritt, um seinen Weg in das Thal Chutsch zu nehmen, über dessen geräumigen Busen er seine Wassermassen inmitten zahlloser kleiner grüner Inseln verbreitet. Nach seiner Vereinigung mit dem Caubul, etwa vierzig englische Meilen weiter unten, tritt er in die Soliman-Berge und zwingt seine Fluthen mit lautem Gebrüll und großer Gewalt durch ein abschüssiges Felsen-Bett. In diesem Theil seines Laufs ist das Rauschen seines Wassers mit dem Tosen einer vom Sturm aufgepeitschten See verglichen worden; und wenn das Schmelzen der Schnee-Massen des Hindu-Kosch die Fluthen des Stromes nährt, erzeugt sich ein schrecklicher Strudel, von welchem die schwachen, leichtgezimmerten Barken der Eingebornen in die Tiefe gerissen oder in Trümmer zerschellt werden

Bei Attock, auf der Straße nach Caubul, ist der Indus blos zweihundert und sechszig Yards (Schritt) breit, aber er ist sehr tief und reißend und erreicht mit gewaltigen Wassermassen die Höhe einer Bastei, fünf und dreißig bis vierzig Fuß über seiner gewöhnlichen Höhe. Zwischen Attock und dem Ocean erhält er einen Zuwachs durch die Gewässer des Toë, des Koorum, des Aral, und des Panjnad oder des vereinigten Stromes der fünf Flüsse des Pandschab. (Panjab.) Lieutenant Burnes bemerkt,[1]) daß der Name Panjnad irrthümlicher Weise dem Chenab oder Acesines, nachdem er sich mit den andern Flüssen vereint, ertheilt worden sei. Derselbe Reisende liefert folgenden Bericht von den Mitteln, deren sich der Rajah von Lahore in den letzten Jahren bediente, um seine Armee auf das rechte Ufer des Indus bei Attock überzusetzen, (und worüber Lieutenant Burnes von den Officieren die-

---

1) Journal of the Royal Geographical Society, vol. III. p. 289.

*

ses Fürsten hörte). „Rundshit Singh unterhält bei Attock eine Flotte von sieben und dreißig Böten zur Construction einer Brücke über den Fluß, welcher blos zweihundert und sechszig Yards (Schritt) breit ist; die Böte sind durch Anker in geringen Abständen von einander in das Strombett befestigt; und die Communication wird durch dicke, mit Erdreich bedeckte Breter (Bohlen) bewirkt. Unmittelbar unter der Festung von Attock sind zu demselben Behuf nur vier und zwanzig Böte; dagegen an andern Stellen, in der Nachbarschaft, gegen sieben und dreißig erforderlich. Dergleichen Brücken über den Indus, sind blos vom November bis zum April ausführbar, wegen der verhältnißmäßigen Abnahme der Stromschnelle in dieser Jahreszeit; und selbst alsdann scheint die Art, wie die Böte befestigt werden, unglaublich. Aus Holz gezimmerte Kästen, reichlich mit Steinen belastet und mittelst Seilen fest zusammengebunden, werden, jedesmal vier oder sechs von jedem Boote, in die Tiefe hinabgelassen, welche über dreißig Faden beträgt, und fortwährend durch andere verstärkt, um Unfälle zu verhüten. Eine solche Brücke wurde in drei Tagen vollendet, aber sechs Tage sind die gewöhnlich dazu erforderliche Periode; übrigens ist uns die merkwürdige Uebereinstimmung dieses Brückenbaues mit dem, als Alexander über den Indus ging, was Arrian (V. 7.) beschreibt, nicht wenig aufgefallen; an der angezeigten Stelle theilt dieser Schriftsteller seine Meinung hinsichtlich der Brücke Alexanders bei Attock mit, und ausgenommen, daß die Kästen als ungeheure Weiden-Körbe beschrieben werden, weicht das neuere Verfahren, über den Fluß zu setzen, von dem älteren nicht im geringsten ab"[1]). Jene fünf Flüsse sind der Jhylum oder Behut (der Hydaspes der Alten), der Chenab (oder Acesines) der Ravih (oder Hydraotes), der Beyah (oder Hyphasis) und der Setlej

1) Ebend. p. 140, 141.

(oder Hesudrus); allein, obgleich sowohl in der ältern als neuern Geschichte häufig erwähnt, sind sie doch nicht wichtig genug, um eine besondre Beschreibung zu erfordern. Das Land, durch welches sie fließen, heißt nach ihrer Anzahl Pandschab. (Panjab.), das ist die Gegend der fünf Flüsse."

„Die Fluth," sagt Lieutenant Burnes, „steigt in den Mündungen des Indus, zur Zeit des Vollmondes, ungefähr neun Fuß hoch, und tritt ein und verläuft (Ebbe) mit großer Heftigkeit, vorzüglich in der Nähe des Meeres, wo sie die Ufer reißend schnell sowohl überströmt als auch wieder verläßt. Allein er fügt noch hinzu, daß sie blos bis fünf und siebenzig englische Meilen von der See aufwärts bemerklich sei. Diese an süßem (frischem) Wasser ziemlich armen Mündungen des Indus sind, den Bemerkungen des nämlichen Reisenden gemäß, für große Fahrzeuge von der See aus, vorzüglich zugängig; denn sie enthalten sehr wenige Sandbänke, welche das Flußwasser, wenn es mit großer Gewalt strömt, niemals aufzuthürmen verfehlen.

Von allen Flüssen Indiens ist der Ganges der heiligste. Er ist in den Augen der Eingebornen eine Gottheit, und der sicherste Weg zum Himmel führt durch sein Wasser. Daher begiebt sich jeder Hindostaner, wenn es irgend möglich ist, an seine Ufer, um daselbst zu sterben, daher bringt er seine Aeltern oder Verwandten an diese geweihete Stätte, um ihnen ewige Glückseligkeit zuzusichern. Einen den Gefühlen der Ghebern (Feueranbeter), welche das ewige Feuer, den Gegenstand ihrer Verehrung, durch Berührung eines Leichnams für besudelt halten würden, gerade entgegengesetzten Glauben hegend, wirft der Hindu seine Todten nackt in den heiligen Strom; so daß Diejenigen, welche den Ganges befahren, häufig auf Leichname stoßen, die in verschiednen Graden von Fäulniß und Verfall dem Meere zuschwimmen.

Dieser gewaltige Strom entspringt, wie bereits bemerkt worden ist, vom Himalaya-Gebirge, auf der indi-

schen Seite der Kette. Mr. Colebrooke[1]) hat uns eine belehrende und anziehende Geschichte der zu verschiednen Zeiten zur Erforschung der Quellen des Ganges gemachten Versuche geliefert. Von diesen geographischen Expeditionen wurde die erste im Jahre 1711 von zwei Lamas unternommen, welche der chinesische Kaiser beauftragt hatte, nach Tibet zu reisen, um eine Karte des Landes von Si-miy bis Lasa, und von da aus bis zum Ursprung des Ganges zu entwerfen, und aus diesem Flusse geschöpftes Wasser mit sich nach Peking zurück zu bringen. Die von ihnen gesammelten Materialien dienten zur Anfertigung der von Duhalde herausgegebenen Karte von Tibet. Kriege und Empörungen verhinderten sie indeß, ihre Aufgabe völlig zu lösen, und die besten Angaben und Nachrichten, die sie erlangen konnten, waren höchst unvollkommen.

Die katholischen Missionairs am Hofe von Peking wünschten diese Karte einem europäischen Geographen vorzulegen; d'Anville unterzog sich ihrer Durchsicht und Berichtigung, allein er war hierzu nicht im Besitz hinlänglicher Materialien, und daher wimmelte auch seine Arbeit, gleich jener der Lamas, von Fehlern. Diese Fehler wurden vom Major Rennel und von Anquetil Duperron zwar bemerkt, aber nicht verbessert. Andre Versuche, die Bestimmung, ob der Ganges wirklich auf der nördlichen oder südlichen Seite des Himalaya entspringe, betreffend, waren in gleichem Grade erfolglos, bis im Jahr 1818 eine vom Oberst Colebrooke entworfene und von den Officieren Raper nnd Hearsay geleitete Expedition die lange unbeantwortet gebliebne Frage entschied. Die Reisegesellschaft gelangte den ersten April zu Haridwara an, ging aber wegen Eintritts der Regenzeit nicht selbst bis Gangotri. Ein gebildeter, wohl unterrichteter

---

1) Asiatic Researches, vol. XI. p. 429—445.

Eingeborner wurde dahin gesendet, welcher, als er zu Gangotri anlangte, dem Orte, wo der Fluß aus dem Himalaya-Gebirge hervorgeht, diesen ungefähr sechszig Fuß (**forty cubits**) breit und nicht über drei Fuß tief, mit kaum bemerkbarer Strömung fand. Von dieser Stelle verfolgte er den Fluß weiter aufwärts, wobei er das Wasser oft mitten im Schnee rinnen sah; allein in einer Entfernung von drei englischen Meilen war sein Bett so mit Schnee beladen und verdeckt, daß man ihn weder sehen noch hören konnte, während die darüber liegende schmutzige Schneedecke wie ein bebautes Feld erschien. Als er seinen Weg fünfhundert Schrit (Yards) weiter fortgesetzt, sah er den geheiligten Strom von neuem erscheinen; allein hier wurde er an weiterem Vorschreiten gehindert; denn vor ihm erhob sich ein steiler Berg, gleich einer ungeheuern Mauer, und aus einem Winkel desselben schien der Ganges hervorzugehen; allein dies war blos eine Vermuthung, da die Gottheit (der Fluß) hier ihr Haupt in eine undurchdringliche Schneemasse hüllt. Die eben bezeichnete Stelle schien, angestellten Beobachtungen gemäß, sich zwölftausend neunhundert und vierzehn Fuß über den Meeresspiegel zu erheben. Dies ist die heiligste Quelle, und hier bringen die Pilgrime ihre Opfer dar; allein die Flüsse Dauli und Alacananda, welche mit dem Strome von jener, dem Bhagirat'hi, den Ganges bilden, haben einen längern Lauf und entspringen noch höher im Schnee des Himalaya.

Die Quelle des Alacananda, von den englischen Officieren selbst erforscht, ward der des Bhagirat'hi ziemlich ähnlich befunden. Ungeheure Schneeschichten, siebzig bis achtzig Fuß dick, verhinderten das Emporklimmen und verbargen bisweilen den Fluß.

„Wir sind jetzt," sagen die Reisenden, „völlig von weißen Gipfeln umgeben, auf denen ewiger Schnee lastet und alle Vegetation vernichtet. Die niedrigen Theile der Berge schmücken sich mit Grün und tragen kleine Bäume.

Ungefähr mittelwegs erhebt die Tanne ihren luftigen Gipfel; aber die Spitzen, jeden Nahrungstrieb zurückweisend, sind mit einem ewig weißen Gewand bekleidet.“....

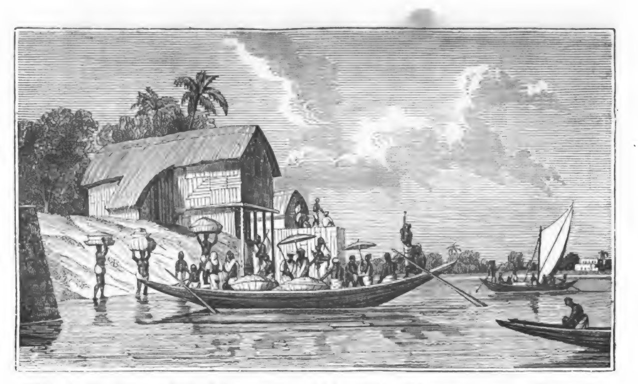
„Um zwölf Uhr erreichten wir das äußerste Ziel unsrer Reise, einem Wasserfall Namens Barsuh-Dhara gegenüber. Dieser stürzt von dem Gipfel auf einen vorspringenden Felsenrand, ungefähr zweihundert Fuß hoch, wo er sich in zwei Ströme theilt, die in schaumartigen Schauern auf eine Schneeschicht, wo die Wassertheilchen sogleich zu Eis erstarren, herab sinken. Die kleine Menge, welche nicht friert, unterwühlt den Schnee, aus welchem sie in einem kleinen dürftigen Strom, ungefähr zweihundert Schritt weiter unten, hervorrieselt. Dieser Ort bildet das Ziel des frommen Pilgers; aber nur Wenige kommen hierher, um sich von diesem heiligen Schaumbade benetzen zu lassen.

„Von hieraus ist die Richtung des Alacananda bis zu dem, ungefähr eine englische Meile entfernten südwestlichen Ende des Thales bemerkbar; allein sein Lauf ist gänzlich unter ungeheuren Schneehaufen versteckt, die sich vielleicht seit Jahrhunderten auf seinem Bett angehäuft haben. Ueber diesen Punkt hinaus hat sich noch kein Reisender gewagt, und obgleich die Sastras einen Ort, Alacapura genannt, erwähnen, welchem der Fluß seinen Ursprung und Namen verdanke, so ist doch seine Lage oder Existenz so sehr in Zweifel und Fabeln gehüllt, als irgend ein andrer Theil ihrer mythologischen Geschichte“ [1]).

Der Ganges erreicht sehr bald eine beträchtliche Tiefe und wird eben so bald für die leichten, im Lande üblichen Barken befahrbar; allein vor seiner Vereinigung mit dem Jumna (oder Yamuna) kann man ihn an mehreren Stellen durchwaten. Der Ursprung des zuletzt

---

1) Asiatic Researches, vol. XI. p. 524.



Abbd. 4, St. 25. — Fährkähne auf dem über seine Ufer getretenen Ganges.

Digitized by Google

Digitized by Google

genannten Flusses, in der unmittelbaren Nachbarschaft der heißen Quellen von Jumnotri (78° 24′ O. L.; 30° 55′ Br.) sind im Jahr 1816 von Mr. James Baillie Fraser;[1]) und später von Capitain Johnson besucht worden; letztrer sah sie den 12. May des genannten Jahres in einer Höhe von 10,840 Fuß über dem Meeresspiegel aus einer Schneeschicht hervorgehen.[2])

Das Schmelzen des Schnees übt keinen bedeutenden Einfluß auf den Wasserstand des Ganges aus; indeß ist sein Bett sehr unsicher, und dessen Tiefe nicht leicht bestimmbar, es ändert sich nach jeder Regenzeit, und seichte Stellen (Untiefen) kommen häufig darin vor. Gleich den meisten tropischen Flüssen überschwemmt er die umliegenden Ebnen, an einigen Orten über hundert englische Meilen weit; zu dieser Zeit ist nichts sichtbar außer den hohen Palmenbäumen, den Dörfern, die auf hoch liegendem Boden erbaut sind, und einigen wenigen Hügeln, den Stätten zerstörter Weiler. Zu dieser Zeit reist man alles in Böten, womit der Hindu über seine Reisfelder und Gärten, welche jetzt die zu ihrer Fruchtbarkeit nöthige Nässe einschlürfen, weggleitet. Die Aussicht ist eigenthümlich aber monoton; denn ein Feld gleicht dem andern, und der Anblick der Gegend ist, wenn das Wasser fällt und sich verläuft, nichts weniger als malerisch (Siehe die Abbildung 4.), welche den Anblick einer vom Ganges überschwemmten Landschaft nebst einigen im Lande üblichen Fährkähnen darstellt.

Auf eine Strecke von fünfhundert englischen Meilen vom Meere aus ist der Ganges, bei niedrigem Wasserstande, dreißig Fuß tief und wird niemals seicht, bis an seiner Mündung Barren und Sandbänke, aufgeworfen durch die mit einander kämpfenden Gewässer der Flüsse

---

1) Siehe dessen Journal of a Tour in the Hymalaya mountains, p. 428 u. fgg.

2) Siehe Journal of the Royal Geog. Soc. vol. III. p. 49—70.

und des Meeres, sein Bett versperren und größeren Fahrzeugen den Durchgang unmöglich machen. In einer zweihundert englische Meilen weiten Entferung vom Ocean theilt sich der Fluß in zwei Arme; von diesen behält der östliche, welcher seinen Lauf nach Süden richtet, die ursprüngliche Benennung bei; der westliche Arm dagegen, der sich mit einem andern vom Hauptflusse abgehenden Strome verbindet, nimmt den Namen Hooghly an. An letzterem, welcher für die größten Schiffe befahrbar ist, liegt die brittische Hauptstadt Calcutta. Die südliche Grenze des Delta, zwischen diesen beiden Armen des Ganges gelegen und von unzähligen kleinen Flüssen durchschnitten, heißt der Sunderbunds, eine mit üppig wuchernden, undurchdringlichen Dickichten (Dschungels) bedeckte Landschaft, der Lieblingsaufenthalt und die Herberge von Tigern und andern wilden Thieren, welche sich ungefähr zweihundert englische Meilen am Ufer hindehnt.

Obgleich das Schmelzen des Schnees nur wenig zum Wachsen des Ganges beiträgt, so schwillt doch dieser Fluß durch die Regengüsse, welche in den bergigen Distrikten während des Juni dem Himmel entströmen, beträchtlich an, und ist häufig zu Ende des genannten Monats fünf und zwanzig Fuß gestiegen. Zu dieser Periode hat die Regenzeit in den Ebnen Bengalens kaum erst ihren Anfang genommen, aber im Verlaufe des Juli überschwemmen die Monsuhn-Schauer das Land, und der Fluß erhebt sich zwei und dreißig Fuß über sein gewöhnliches Niveau. Hierauf beginnt das Wasser wieder zu fallen, und die Abnahme dauert von dieser Zeit an bis April allmälig fort, bis der Fluß seinen niedrigsten Stand erreicht hat. Die nächste Abbildung 5. zeigt uns eine von dem aus seinem Bett getretenen Wasser des Ganges überfluthete Landschaft. Hier und da ragen mit Palmen und Gebüsch bewachsene Anhöhen aus den Wellen hervor; im Vordergrunde stürzt das Wasser über

einen künstlichen Damm und scheint den raubgierigen Vögeln zur Rechten das erwünschte Futter zuzuführen; links gewahrt man einige Eingeborne mit Fischfang beschäftigt.

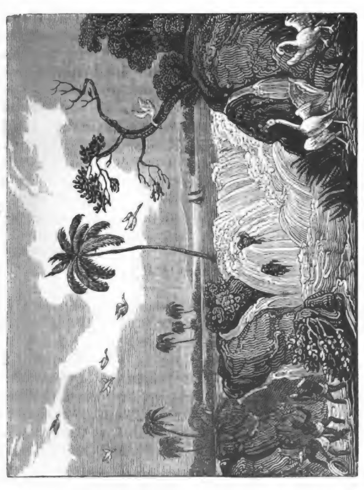


Abb. 5. — Der Ganges durchbricht einen Damm.

Um die Verheerung einigermaßen zu verhüten, welche jene furchtbaren Fluthen ihren Anpflanzungen drohen, errichten die Hindostaner hier und da gewaltige Dämme; allein oft reichen auch diese nicht hin, den Einbruch des

Digitized by Google

Wassers zu verhindern. Uebrigens sind die nämlichen Dämme die Wohnstätten zahlreicher Schlangen, welche während der heißen Jahreszeit darin Schutz und Kühle suchen. Man stößt auf Dämme, welche von diesem Ungeziefer ganz durchwühlt sind und in Folge der Zerstörung dem gewaltsam anströmenden Wasser anfangs einen Weg durch die vielen Löcher, womit sie durchbohrt sind, gestatten, zuletzt aber, der Wuth des Elementes weichend, welches jene Löcher immer mehr erweitert, völlig zusammenstürzen und weggeschwemmt werden. Zu derselben Zeit versammeln sich hier Schaaren von Raubvögeln, um die Schlangen in Empfang zu nehmen, welche durch das eindringende Wasser aus ihren Schlupfwinkeln hervorgetrieben werden. (Siehe die Abbild.) Allein nicht blos diese Thiere, welche ihr Instinkt herbeilockt, sondern auch die Hindostaner wissen an besagten Orten Nutzen von der Fluth zu ziehen. Mit derselben langen nämlich zahlreiche Fische aus dem tieferen Flußbett an, und diese sind für die ärmern Eingebornen, welche ihr Fischergeräth fortwährend in Bereitschaft halten, ein willkommner Fang.

Der Brahmaputra, welcher seinen Ursprung in geringer Entfernung östlich vom See Manasa-Sarovara in Tibet, unweit der Quellen des Setlej und des Indus hat, ist vielleicht der größte Fluß in ganz Indien. Er fließt zunächst ostwärts, und ziemlich der Himalayakette parallel, durch Tibet, woselbst er den Namen Sanpo führt. Nachmals macht er eine Biegung, wendet sich durch Assam gegen Bengalen, vereint seine Wassermassen bei Luckipoor mit denen des Ganges und stürzt sich nach einem Lauf von ungefähr eintausend siebenhundert englischen Meilen in den Ocean. Indeß herrscht immer noch viel Ungewißheit über den Lauf dieses Flusses. Die Identität des Sanpo in Tibet mit dem Brahmaputra ist neuerdings von Klaproth in Zweifel gezogen worden; dieser Gelehrte ließ sich nämlich durch eine Stelle

in der Großen Kaiserlichen Geographie von China zu der Vermuthung bestimmen, daß der Sanpo, anstatt sich nach Westen zu wenden, sein Wasser in den Irawaddy entleere; allein die neueren vom Lieutenant Wilcox in Assam und den benachbarten Ländern eingesammelten Nachrichten sind dieser Hypothese nicht günstig [1]).

Die Hauptflüsse der indischen Halbinsel sind der Mahanadi, der Godavery, der Krishna, und der Cavery, welche von Westen nach Osten fließen und ihre Wassermassen in den Golf von Cambay stürzen. Einige wenige andre Flüsse von geringerer Wichtigkeit wollen wir bei der Beschreibung der Provinzen Indiens erwähnen.

In Indien giebt es eigentlich weder Frühling noch Herbst, weder Sommer noch Winter. Es herrschen daselbst blos zwei Jahreszeiten: die nasse und die trockne. Die erstere dauert in den innern und den westlichen Theilen der Halbinsel vom April oder May bis zu Ende Octobers; der Rest des Jahres ist in der Regel völlig Regen- und wolkenlos. Während dieser trocknen Periode versengt die Sonne allmälig jedes Kraut und jeden Grashalm auf den Ebnen, und bewirkt dergestalt, daß die ganze Oberfläche des Landes, mit Ausnahme der Wälder und Dickichte (jungles) gleich einem abgemähten Felde erscheint, von der Sonnengluth hart gebacken, zerklüftet der lehmige Boden und zeigt breite, oft mehrere Fuß tiefe Spalten.

Das Reisen ist zu dieser Zeit höchst langweilig und ermüdend; denn abgerechnet die Hitze und den unerfreulichen kahlen Anblick des Landes, werden von den herrschenden Winden häufig Staubwolken emporgehoben und mit außerordentlicher Geschwindigkeit in der Luft umhergetrieben. Dagegen grenzt die reißende Schnelle, womit sich diese anscheinend öden und unwirthbaren Ebenen beim

---

1) Asiatic Researches, vol. XVII. p. 314. etc.

Eintritt der Regenzeit in ein grünes Gewand kleiden, an das Wunderbare; fast eine einzige Nacht reicht hin, die schlummernden Kräuter und Gräser dem Schooß der Erde zu entlocken und die staubige Fläche in fruchtbare Auen zu verwandeln.

Diese schöne Vegetation ist indeß in den nördlich gelegenen Theilen von äußerst kurzer Dauer; denn durch die fast allgemeine, nunmehr erfolgende Ueberschwemmung werden die Wiesen und Fluren mit Wasser dedeckt. Ein dichter Wolkenschleier, welchen die Strahlen der Sonne nur selten auf einen Augenblick durchbrechen können, hängt wochenlang über dem Lande, sich in unaufhörliche Regenfluthen auflösend und jeden Augenblick durch neue Dunstmassen vom Ocean erneuend. Mr. Elphinstone hat den Eintritt des Südwest-Monsuhn's trefflich geschildert: —

„Nach einigen drohenden Tagen," sagt derselbe, „trübt sich der Himmel in den Abendstunden, und der Monsuhn tritt in der Regel während der Nacht ein. Er ist von einem heftigen Gewitter begleitet, wovon sich diejenigen, welche diese Erscheinung blos in gemäßigten Klimaten beobachtet haben, kaum eine Vorstellung machen können. Das Unwetter beginnt gewöhnlich mit heftigen Windstößen, nach welchen der Regen in Strömen herabfluthet. Einige Stunden hindurch erfolgt Blitz auf Blitz ohne Unterbrechung. Bald werden blos der Himmel und die am Horizonte schwebenden Wolken erleuchtet; bald erschließt der blendende Glanz die fernen Hügel und Berge und läßt dann alles wieder in undurchdringliches Dunkel zurück treten, um augenblicklich darauf in neuen lebhaften, schnell auf einander folgenden Zuckungen wieder zukehren, so daß die nächsten Gegenstände so hell wie am Tage erscheinen. Während dieser ganzen Zeit rollt der Donner ohne Unterlaß und wird blos durch einen nähern Schlag beschwichtigt, der mit solcher Heftigkeit in das Ohr kracht, daß selbst das muthvollste und

unempfindlichste Herz mit Furcht und Grauen erfüllt wird" [1]).

Anfang und Ende der Regenzeit sind durch furchtbare Gewitterstürme bezeichnet, vorzüglich das Ende, wenn sich der Wind von Süden nach Norden umsetzt, um die schweren Dunstmassen vom Lande weg zu fegen. Während der Dauer der Regengüsse, wo man glauben sollte, daß die Luft eine erquickende Frische besitzen müsse, herrscht oft eine bange, drückende Hitze, die lästiger und ermattender auf den Körper wirkt, als eine weit höhere Temperatur der trocknen Jahreszeit. Allein diese Unannehmlichkeiten abgerechnet, sind die Regenströme das einzige Mittel, welches Indien zu einem bewohnbaren Lande macht. Ihre theilweise Unterbrechung erzeugt Hungersnoth, und ihr völliges Ausbleiben würde im Verlauf weniger Jahre die ganze Halbinsel in eine Einöde umwandeln [2]).

Wiewohl Indien hauptsächlich innerhalb der heißen Zone liegt, so begreift es doch jede Verschiedenheit des Klimas in sich; einige seiner Distrikte sind unerträglich heiß, während andre wegen heftiger Kälte sich nicht bewohnen lassen. In einigen Theilen, z. B. den Circars, soll die Regenzeit acht Monate anhalten, während sie in andern auf der nämlichen Küste blos zwei Monate dauert. Bengalen unterliegt beträchtlichen Abwechselungen zwischen unaufhörlichen Regengüssen und unerträglicher Hitze, und zwischen einer reinen Atmosphäre von blendender Klarheit und schweren und ungesunden Nebeln [3]). Es ist mithin ein der Gesundheit wenig zuträgliches Land.

---

1) Account of the Kingdom of Caubul.

2) On the climate, etc. of India, siehe Tieffenthaler, tom. I.; Bernier's Travels in the Mogul Empire; Pennant's Outlines of the Globe; Malte-Brun's Geography; und Hamilton's treffliche Beschreibung, hier und da.

3) Gladwin's Narrative of the Transactions in Bengal. Abul Fazl indeß schildert das Klima Bengalens, „als sehr gemäßigt" Ayeen Akbery, vol. II. p. 5.

Die Küste von Coromandel ist trockner und heißer als die von Malabar, wo, in Distrikten, welche reich an Schluchten und dicken Wäldern sind, manche ungesunde Theile vorkommen.

Im allgemeinen erfreuen sich die hochgelegenen Wüsteneien, das Land zwischen dem Jumna und dem Ganges und das Panjab troß seinem Reichthum an Flüssen und Bächen, einer kühleren und gesünderen Atmosphäre [1]) und die Insel Bombay, vormals „das Grab der Europäer" genannt, ist jeßt vergleichungsweise gesund [2]).

Die großen Einöden zwischen dem Indus und Guzerat gleichen in Dürre und Nacktheit des Bodens den Wüsten Arabiens; allein sie erzeugen keine so robusten und abgehärteten Völkerstämme, welche Arabiens Wildnisse zur Wohnstätte der Unabhängigkeit und Freiheit machen. In einigen dieser Wüsteneien, z. B. in der zwischen Boodupoor und Almora, soll Dorngebüsch, und Harz enthaltendes (resinöses) Strauchwerk in üppiger Fülle wuchern [3]); die Mehrzahl aber hat nichts als Sandhügel aufzuweisen; während Staubwolken, durch die heißen Winde emporgeführt, die Atmosphäre verdunkeln und oft die am Saume sich hinziehenden Häuser und angebauten Felder begraben. Die Einöden und felsigen Bergketten, wovon die Halbinsel in verschiednen Richtungen durchschnitten ist, dürften wohl die einzigen unbebauten Stellen sein; alles Uebrige ist mit reichen Wiesen, Triften und Reisfeldern, Gärten oder Wäldern bedeckt.

Die vorzüglichsten, zur Nahrung des Menschen dienenden Pflanzen Indiens sind Reis (wovon es sieben

---

1) Forster's Journal from. Bengal to Petersburgk.

2) Grose's Voyage to India.

3) Tieffenthaler, vol. I. p. 102; Colonel Tod's Annals of Rajast'han, vol. I. p. 693.

und zwanzig Spielarten giebt), Waizen, Gerste, Mais, Hirse, Dhourra und Badschera oder Bajera (kleinähriger Fennich, **Panicum spiculatum**). Erbsen, Bohnen, Linsen, Moong oder Mudscha (Mungo-Bohne, **Phaseolus mungo**), Tauna, Tur, (indischer Bohnenbaum, **Cytisus cajan**) und Toll (die vier letzten in Europa unbekannt), sind seine gewöhnlichen Hülsenfrüchte. Die Ananas und Melonen von köstlichem gewürzhaftem Geschmack sind in den meisten Provinzen etwas ganz Gemeines. Die prächtige Nelumbo (Lotus, **Nelumbium speciosum**) und die weiße Seerose (**Nymphaea alba**) wachsen in der Nähe von Teichen und Flüssen in üppiger Fülle; der Katschil (**Katchil**), eine innerlich weiße, äußerlich schwarze Wurzel; die Erdeichel (**Arachis hypogaea, moogfully**) [1]) und die Igname, welche häufig mehrere Pfund wiegt, leisten Ersatz für die Kartoffel [2]). Bischoff Heber fand wildwachsenden Sellerie in großer Menge an den Ufern des Ganges, unweit Dacca [3]); desgleichen sah er auf der Insel Ceylon die Ananas ohne Cultur in üppiger Fülle wuchern; indeß soll diese Frucht daselbst giftig sein [4]); Pennant dagegen, welcher bemerkt, daß die Ananas auf Celebes, Amboyna und selbst auf den Philippinen wild wachse, sagt nichts von ihren giftigen Eigenschaften [5]).

---

1) Die unterirdische Erdeichel wächst unter den Wendekreisen in Asien, Afrika und Amerika. Die Pflanze ist deshalb sehr merkwürdig, weil der Fruchtknoten, sobald die gelbe Blume verblüht ist, in die Erde dringt und dort eine gewöhnlich zwei- höchstens dreisamige Hülse bildet; die Samen werden von den Schweinen begierig aufgesucht; und der Mensch genießt sie gekocht wie Erbsen.

2) Ebend Malte-Brun, vol. III. p. 29.

3) Ebend. vol. I. p. 174.

4) Ebend. vol. III. p. 143.

5) Ebend. vol I. p. 221; Rumphius lib. VIII. c. 41.

Indiens Blumen sind unzählig und in manchen Fällen von außerordentlicher Schönheit. Eine genaue Beschreibung derselben ist Sache des Botanikers, indeß können wir sie in unserm Ueberblick der Naturerzeugnisse des Landes nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Die erste und vorzüglichste Blume in Indien ist, wie überall, die Rose; denn, abgesehen davon, daß sie Dichtern und Liebenden die schönsten Gleichnisse und Bilder an die Hand giebt, wird aus ihr der Attar, jene treffliche Essenz (Oel) bereitet, die an Lieblichkeit und Wohlgeruch jede andre Substanz in der Welt übertrifft. Das Verfahren zur Gewinnung des Rosen-Oels soll von der Lieblings-Sultanin Jehanghir's entdeckt worden sein. Um sich ihrem stets nach neuen Genüssen verlangenden Gebieter gefällig zu zeigen, ließ sie das Bad im Garten des Palastes bis an den Rand mit Rosenwasser füllen, und der Einfluß der Sonne concentrirte die öligen Theilchen, welche man oben auf dem Wasser schwimmend fand. In der Meinung, dieses sei verdorben, schöpften die Diener und Sclaven sorgfältig das Oel ab; hierdurch bewirkten sie ein Bersten der kleinen Kügelchen oder Bläschen, aus welchen ihnen der lieblichste und trefflichste Wohlgeruch entgegenströmte. Dies führte auf den Gedanken, die Essenz (das Rosenöl) durch Nachahmung des natürlichen Prozesses, auf künstliche Weise zu erzeugen. Da die Bereitung des Attar ein Gegenstand großer Wichtigkeit ist, so werden in der Nachbarschaft von Lucknow [1]), Ghazeepore und in Kashmer unermeßliche Rosenfelder cultivirt, daher denn auch an den genannten Orten während des Frühlings und Sommers die Luft weit und breit mit köstlichen Wohlgerüchen angefüllt ist.

Die Koonja, eine schöne weiße Rose, würzt die Luft der Thäler Delhi und Serinagur; und Orissa rühmt

---

1) Asiatic Researches, vol. I. p. 332 — 336.

sich seiner Nusreen, einer Blume von zarter Form und trefflichem Geruch, deren Blätter an der Außenseite weiß und inwendig gelb sind [1]). Zu diesen kann man noch den großblumigen Jasmin; die Atimukta; die Champaca (**Michelia champaca**), womit die Hindus ihr Haar schmücken und ihre Kleider parfümiren; die Ixora, einen sechs Fuß hohen Strauch, dessen runde, reiche, scharlachrothe Blüthen-Trauben so große Aehnlichkeit mit glühenden Kohlen haben, daß man ihn die „Waldflamme" genannt hat [2]); und die **Mussaenda frondosa** zählen, letztere entfaltet ihre schönen Blumen um vier Uhr Nachmittags und schließt sie zu derselben Stunde des Morgens. Malte-Brun schreibt diese Eigenthümlichkeit dem Sindrimal zu [3]), ohne jedoch seine Gründe dafür anzugeben. Aus Pennant und Knox geht indeß hervor, daß darunter die **Mussaenda** zu verstehen ist. Die Malayen nennen diesen Strauch „das Blatt der Prinzessin" weil die malayischen Damen großen Wohlgefallen an dem angenehmen Geruch seiner weißen Blätter finden. Manche verpflanzen ihn aus den Wäldern in ihre Gärten und bedienen sich seiner als Stundenweiser oder Uhr, vorzüglich bei trübem Wetter [4]).

Indiens vegetablische Erzeugnisse sind indeß nicht blos wegen ihrer Schönheit oder ihres Wohlgeruchs be-

---

1) Ayeen Akbery, vol. II. p. 12. Ceylons Flora ist vielleicht noch reicher als die des festen Landes. Heber, vol. III. p. 144. bemerkt, daß die Gloriosa superba, die Amaryllis und andre schöne Blumen in großer Fülle daselbst wachsen; und fügt noch hinzu: „An manchen Orten scheinen die Bäume auf Blumen-Teppichen zu stehen."

2) „Flamma sylvarum," Rumphius, lib. VI. c. 52; Ixora coccinea, Linn.

3) Malte-Brun, vol. III. p. 29.

4) Pennant's Outlines of the Globe, vol. I. p. 219; Knox's Historical Relation of the Island of Ceylon, p. 20.

merkenswerth; das Land besitzt zahlreiche Pflanzen, welche Bequemlichkeit und Wohlleben fördern, oder zur Wiederherstellung oder Erhaltung der Gesundheit des Menschen dienen. Unter diesen sind die hauptsächlichsten: Baumwolle, Flachs, Opium, Indigo, Taback, Saffran, Betel, Sesam, Jalappe und Sassaparille. Cardamom wächst auf den Hügeln von Oude, am Fuße der Ghauts, und in Malabar; Pfeffer in Malabar, Bengalen, Bahar und Ceylon; und Baumwolle fast in allen bergigen Distrikten, die beste soll indeß aus Bengalen und von der Küste Coromandel kommen, wo auch die besten baumwollnen Zeuge verfertigt werden.

Die Ufer der Flüsse und Seen oder Sümpfe, und im allgemeinen sämmtliche feuchte und niedrig gelegne Landschaften Indiens sind zum größten Theil mit Bambus-Wäldern überzogen, einer Rohr-Art, die häufig sechszig Fuß hoch wird; ja Pennant versichert uns sogar, daß der Bambus eine erstaunliche Höhe erreiche und über alle Bäume des Waldes hinaus wachse [1]). Wiewohl dieses Rohr in feuchtem Boden zu einer größeren Höhe empor schießt, so ist doch das an warmen, trocknen und felsigen Stellen wachsende, fester, gesünder und mithin zum Gebrauch als Bauholz geeigneter [2]).

Die Bambus-Wälder wimmeln von Affen und sind die Zufluchts-Orte von Tigern und andern großen Raubthieren. Der Bambus ist ein Immergrün und wird von den Eingebornen zu vielen nützlichen Zwecken angewendet: mit ihm erbauen sie leichte, rohe Wohnungen, so wie das Gestell oder Flechtwerk einer besondern Art von Böten, welche den ledernen Fahrzeugen oder **vitilia navigia** der alten Britten gleichen. Hyder Ali [3]) führte

1) Outlines, vol. I. p. 144.

2) Vol. I. p. 144.

3) Hist of Hyder Ali, vol. p. 116.

in allen seinen Feldzügen eine große Anzahl dergleichen leichter Fahrzeuge mit sich. Die Gerippe (Scelette) derselben wurden von je zwei Mann getragen, während zwei andre mit den Häuten, womit erstere beim Gebrauch überzogen wurden, beladen waren. Ein solches Boot konnte acht und zwanzig Mann oder ein Stück Geschütz (Kanone) tragen; und in Zeit von einer Viertelstunde konnte eine kleine Flotte dieser Art auf jeden See oder Fluß, der den Marsch des Despoten aufhielt, gelassen werden [1]). Die Gelenke oder Gliederungen des Bambus werden als Wasserbecher benutzt, und in den Städten Chinas macht man aus dem Bambus Röhren zur Leitung des Wassers von einem Theil zum andern; Papier Matten, Tragstangen für Palankins u. s. w. werden ebenfalls aus Bambus verfertigt.

Das Zuckerrohr ist seit geraumer Zeit in Bengalen angebaut worden. Hamilton bemerkt, daß dieses wichtige Gewächs aus Indien nach Arabien, und von da nach Europa und Afrika verführt worden sei. Selbst die Ableitung des Wortes Zucker (Sugar) begünstigt die Vermuthung, daß dieser Artikel einst von Indien aus in die westlichen Länder eingeführt wurde. Im Sanskrit heißt der Zucker Sarkara, woher das persische Wort Shakar und Shakkar, das arabische Sokkar, das griechische σάκχαρ, σάκχαρι, σάκχαρον, lateinisch saccharum u. s. w. stammt.

Palmbäume jeder Art wachsen in reichlicher Menge auf Hindostans Ebenen und verleihen seinen Landschaften einen Charakter düstrer Erhabenheit; der indische Feigenbaum (Ficus Indica), der Arekanuß-Baum und die Banane vermehren den Reichthum, während sie zu gleicher Zeit zur Verschönerung des Landes

1) Heber's Journal, vol. I. p. 264; Ayeen Akbery, vol. II. p. 7.

beitragen. Die nördlichen Provinzen erzeugen Aepfel, Birnen, Aprikosen, Orangen und andre europäische Früchte; und die Mango-, die Guava- und die Brodfrucht werden im Süden gefunden. Fast alle Waldbäume Europas wachsen in den Wäldern von Indien in Menge, wozu noch der Tiek und andere Zimmerholz liefernde Arten kommen, welche diesem und den benachbarten Ländern eigenthümlich sind. Ceylon bringt das von den Alten so sehr geschätzte Ebenholz hervor; und nach dem Ayeen Akbery wird dieses kostbare Material auch an den Ufern des Ganges gefunden [1]). In dem Dekkan und auf der Insel Ceylon kommt das rothe Sandel-Holz, Gamboge, Gummi-Lack, die Lorbeer Art, welche den Kampher liefert, die Cassia, die Muskatenblüthe, und der Zimmtbaum vor, als dessen Vaterland ehemals Arabien galt. Dr. Vincent hat eine Masse von Gelehrsamkeit verschwendet, um zu beweisen, daß die *κασία* der Griechen und das **kinnamon besem** der Hebräer von unserm Zimmt, das ist der Rinde in Röhren, nicht verschieden gewesen sei. Die Griechen, welche keine directe Verbindung mit dem Osten hatten, erhielten, nach seiner Bemerkung, den Zimmt von den Phöniziern, denen er durch Arabien zugeführt wurde, Dioskorides hegte nebst andern Schriftstellern des Alterthums die falsche Meinung, daß dieses Gewürz ein arabisches Product sei [2]).

An mineralischen Erzeugnissen steht Indien keinem Lande der Welt nach. Gold, Silber und Edelsteine kommen in einigen Theilen des Reichs in Ueberfluß vor; und seine Flüsse wälzen, wie die Alten richtig bemerkt haben, hier und da, im buchstäblichen Sinne des Wortes, ihre Fluthen über Goldsand [3]). Diamanten von vorzüg-

---

1) Ayeen Akbery. vol. II. p. 36.

2) App. to the Periplus of the Erythraean Sea, article 37.

3) Tieffenthaler, tom. I. p. 222, 274 und tom. II. p. 269; Hamilton, Introd., vol. I. p. 21.

licher Schönheit und Größe werden in Bundelkund, Berar, Vizapur, Balaghaut, dem Carnatik und verschiednen andern Provinzen gefunden; desgleichen Saphire, Rubine, Onyxe, Amethyste, Bergkrystalle, verschiedene Marmor-Sorten und Alabaster. Lapis-Lazuli (Lazurstein), der vermeintliche Saphir der Alten, kommt in dem Belur-Tag und Hindu-Kosch vor; und mit Steinsalz, Steinkohlen, Schwefel, Salpeter und Naphtha sind sowohl die nördlichen als südlichen Provinzen, vorzüglich aber die Küste Coromandel und das Königreich Guzerat gesegnet.

Wir überlassen dem Naturkundigen die Aufzählung und umständliche Beschreibung der ungeheuren Menge von Thieren, welche die Natur auf den Ebnen und in den Wäldern von Hindostan versammelt hat. Bei unserm flüchtigen Blick über das Land und seine Erzeugnisse können wir uns blos von den hervorragendsten Gegenständen aufhalten lassen; und im gegenwärtigen Falle, dürfte vielleicht die Bemerkung hinreichen, daß in den weit verbreiteten Wäldern und Dickichten dieses außerordentlichen Landes das Lebensprinzip mit vorzüglicher Activität entwickelt zu sein scheint. Thiere von ungeheurer Größe und vorzüglicher Wildheit und von sehr verderblichen Eigenschaften werden hier in Gesellschaft mit den kleinsten, sanftesten und unschädlichsten Geschöpfen gefunden.

Der Elephant, das Rhinoceros, der Löwe [2]), der Tiger, die Hyäne und der Wolf bewohnen die nämlichen

---

1) Malte-Brun, vol. III. p. 35; Ayeen Akbery, vol. II. p. 36.

2) Malte-Brun (vol. III. p. 38) behauptet, daß der Löwe gegenwärtig in Indien unbekannt sei; dies ist ein Irrthum. Der großmähnige Löwe, der sich gegenwärtig im Tower zu London befindet, ist, als er noch jung war, vom General Waston in Bengalen gefangen worden; letztrer machte ihn nach seiner Rückkehr in sein Vaterland im Jahr 1823 dem König zum Geschenk. Tower Menagerie, p. 7, 8. Bischof Heber, ein fleißiger und geschickter Forscher, bemerkt hierüber, daß der

Wälder und schweifen auf denselben Ebenen umher, wo das Kameel, der Esel, die Antelope, das Schaf, das Kaninchen und das Eichhörnchen angetroffen werden.

Pferde sind in Hindostan weder zahlreich noch von vorzüglicher Zucht (Raçe); aber der Elephant, das Kameel und das Schaf sind einheimische Thiere und werden in manchen Distrikten noch jetzt wild gefunden. Einige Naturkundige erwähnen einer kleinen Rinder-Art, nämlich auf Ceylon und in der Nachbarschaft von Surate, diese soll nicht größer als ein Neufundländischer Hund sein und, obgleich von wildem, trotzigem Anblick, zum Ziehen von Kinderwagen abgerichtet werden. Dagegen giebt es eine Schaf-Art, welche so groß und stark ist, daß die Thiere, wenn man sie gehörig sattelt und zäumt, statt kleiner Reitpferde dienen, und Kinder von zwölf Jahren tragen können [1]). In den Wäldern nördlich von Bengalen soll eine Büffel-Art hausen, welche, laut Angabe, von der Spitze der Hörner bis zum Fußboden vierzehn Fuß mißt [2]).

Schlangen sind von jeher ein Gegenstand des Abscheus und Entsetzens für den Menschen gewesen. Bei manchen Nationen galten diese Amphibien als das Sinnbild des Bösen (bösen Prinzips), und wurden, als sich der Mensch durch eine verwerfliche, kleinmüthige Furcht zur Verehrung dessen, was er fürchtete, bestimmen ließ, als Gottheiten angebetet.

Löwe, den man lange Zeit für ein in Indien unbekanntes Thier gehalten, wie jetzt mit Gewißheit verlaute, in den Distrikten Saharunpur und Loadianah äußerst zahlreich sei, vol. II. p. 149. Er fügt noch hinzu, daß man Löwen, so groß als die afrikanischen, diesseits des Ganges, in der Nachbarschaft von Moradabad und Rampur in Rohilcund erlegt habe.

1) Pennant, Outlines of the Globe, vol. I. p. 101.

2) Pennant's Outlines, etc. vol. II. p. 241; Ker's Animal Kingdom, vol. II. p. 747.

In Hindostan, wo gegen funfzig Arten [1]) dieser verderblichen Reptilien den Bewohnern Gefahr drohen, bildet eine spiralartig zusammen gerollte Schlange das Lager des Gottes Vishnu, und ist der häufige Begleiter mehrerer andrer hindostanischen Gottheiten. Aber die Boa, welche bisweilen eine Länge von vierzig Fuß erreicht, erfreut sich göttlicher Attribute, wird als Orakel um Rath gefragt und als Gottheit verehrt. Schlangen von kleineren Verhältnissen, aber in gleichem Grade gefährlich und Verderben bringend, schwärmen in jedem Walde, Dickichte und Garten umher, kriechen in die Schlafzimmer, zwingen sich durch die Fenster und Gitter und nisten sich in die Falten des Turbans ein. Unter diesen sind die giftigsten die Cobra de capello (Hutschlange), welche etwa acht oder neun Fuß lang wird. Die indianischen Gaukler, besonders die von Malaber, erzählt Pennant, sind im Besitz der Kunst, diese furchtbaren Thiere zu zähmen und zum Tanzen nach den unharmonischen und langsamen Tönen ihrer Flöten abzurichten [2]). Die Cobra manilla, eine kleine blaue Schlange, welche eine Länge von ungefähr einem Fuß erreicht, hält sich in altem verfallnem Gemäuer auf; ihr Gift tödtet innerhalb einer Viertelstunde. Die Cobra de aurellia, eine Schlange von der Dicke einer Federspuhle und nicht über sechs Zoll lang, bewirkt durch ihren giftigen Biß Raserei und Tod [3]). Das Schlangenbeschwören in Indien, ein eben so nützliches als seltsames Gewerbe, giebt einer besondern Caste oder Zunft Beschäftigung und Brod [4]).

Indiens Krokodile stehen in Größe denen von Ae-

---

1) Sechs und vierzig, nach Lacepède.

2) View of Hindostan, vol. I p. 1. 97.

3) Ebendas. vol. I. p. 101.

4) Nouveaux Rapports des Missions de Halle, cap. 43, p. 648, 656.

gypten nicht nach, sie erreichen häufig eine Länge von dreißig Fuß. Vorzüglich zahlreich sind dieselben in den großen Flüssen, Seen und Sümpfen, und wegen ihrer Grimmigkeit und besondern Vorliebe für Menschenfleisch hat man sie bisweilen in den Gräben befestigter Plätze als eine Art von Garnison in großer Anzahl unterhalten; auf diese Weise wurden unter andern die hindostanische Festung Bejapore oder Vizapur [1]) und verschiedne Städte in Peju vertheidigt; Plinius spielt auf dasselbe Verfahren an [2]). Die Krokodile sollen in Nubien bisweilen dreißig Fuß lang werden [3]).

Eine besondre Art unter diesen Thieren, mit einem Auswuchs (Excrescens) in Gestalt einer Kugel auf der Nase, wird in dem Ganges gefunden. Eine andre Art, ungefähr zwölf Fuß lang, erscheint jedesmal nach den jährlichen Ueberschwemmungen in den Tanks (Teichen), und weil die Hindostaner dieses Thier für eine in ihren Wanderungen (Uebergängen) begriffne Gottheit halten, so erweisen sie ihm göttliche Ehrenbezeugungen [4]).

Eidechsen, Frösche und Kröten sind in manchen Provinzen sehr zahlreich; und Schildkröten kommen in großer Menge in den Flüssen und an den Seeküsten vor.

Unter den Vögeln Hindostans nimmt der Adler, der Geier und der Pfau die erste Stelle ein. Der Geier ist überall, wo es Aas genug giebt, in großer Anzahl zu finden. Mangelt es an Menschenfleisch, was jedoch wegen der innern Kriege und abergläubischen Gebräuche der Eingebornen in Indien selten der Fall ist, so begiebt sich dieser Raubvogel an das Seegestade und richtet sein Auge geduldig den ganzen Tag hindurch auf das Treiben

---

1) Tavernier, vol. II. p. 72.

2) Siehe VI. 20.

3) Egypt and Mohammed Ali, vol. I. p. 472.

4) Pennants' View of Hindostan Vol. II. p. 207.

der Wogen, in der Hoffnung, daß ein todter Fisch stranden werde[1]). Versagt ihm auch dieses Manövre, so besucht er Gräber und Todtenäcker und scharrt, gleich der Hyäne, faulende Leichname aus, um sie zu verschlingen. Bisweilen gesellt sich auf Schlachtfeldern der wilde Hund und der Goldwolf zu ihm, um in Gemeinschaft mit ihm von demselben Leichname zu zehren: Dies war, wie uns Pennant erzählt, unter andern der Fall nach dem Angriff auf das Lager des Nabobs vor der Schlacht von Plassey; derselbe Schriftsteller fügt noch hinzu. „Man hat mir erzählt, daß, so oft ein Thier fällt, ein oder mehrere Geier, die vorher nirgends zu sehen waren, augenblicklich erscheinen, so schnell wittern sie den Tod."

Burchell, wo er von dem Nutzen der Geier in heißen Gegenden handelt, sagt: „Geier sind offenbar dazu bestimmt, sehr nützliche und nothwendige Pflichten auf der Erde zu vollziehen, so wie dies überhaupt von jedem lebenden Wesen gilt, wie blind wir auch in Entdeckung seiner Nützlichkeit sein mögen; ich möchte fast die Behauptung wagen, daß diese Pflichten der Endzweck ihrer Existenz sind. Für Diejenigen, welche Gelegenheit hatten, jene Vögel zu untersuchen, brauchen wir nicht zu bemerken, wie vollkommen die Bildung eines Geiers dem Antheil an dem irdischen Tagewerke entspricht, welcher ihm anheim fällt, nämlich die Entfernung faulender thierischer Stoffe, die andernfalls die Luft verpesten und ansteckende Krankheiten verursachen würden." Den Geier macht zur Ausübung dieser Pflichten, in Ländern von großer Ausdehnung und dünn ausgestreueter Bevölkerung, vorzüglich sein außerordentlich scharfes Auge geschickt. Die Staunen erregende Sehkraft dieses Vogels ergiebt

1) Ibid. p. 36.

2) Ibid. vol. II. p. 107.

3) Ibid. vol II. p. 37.

sich aus folgendem Beispiel. — Im Jahr 1778 befanden sich Mr. Baber und verschiedne andre Herren auf einer Jagdpartie auf der Insel Cosimbuzar, in Bengalen, ungefähr funfzehn Meilen nördlich von der Stadt Murshedabad. Sie tödteten ein wildes Schwein von ungewöhnlicher Größe und ließen es auf der Erde in der Nähe ihres Zeltes liegen. Eine Stunde darauf, als sie ihr Weg in die Nähe der Stelle führte, wo der Leichnam lag, zog, bei völlig heiterm Himmel, ein schwarzer Punkt in der Luft, aber sehr weit entfernt, ihre Aufmerksamkeit auf sich. Er schien an Größe zuzunehmen und sich gerade auf sie los zu bewegen; bei seiner Annäherung zeigte sich's, daß es ein Geier war, der in gerader Linie auf das todte Schwein zuflog. In einer Stunde kamen noch siebzig andere in allen Richtungen, was Herrn Baber zu der Bemerkung veranlaßte, daß sie nicht durch den Geruch herbeigelockt worden sein könnten [1]).

Die schönsten Stoßvögel Indiens (Falken), den Liebhabern der Falkenbeize willkommen, werden in Kashmer gefangen.

Eulen, Kackatus, Papageien, Bienenspechte und andre zwischen den Wendekreisen einheimische Vögel, sind in Indien gemein.

Ungeheure Flüge von Wasservögeln schweben über dem Sunderbunds und in den feuchten Landstrichen um Surate herum. Unter ihnen sind der stumme Schwan, der Jabirih oder Schneckenfresser, der Argali oder Adjutant, (Ardea argala), der weißköpfige Ibis [2]) und der violette Reiher vorzüglich bemerkenswerth.

---

1) Home, Comp. Anal. Vol. III. p. 216.

2) Die rosenrothen Federn aus dem Schweife dieses Vogels werden von den vornehmen Damen in Calcutta als Kopfschmuck getragen. Pennant. vol. II. p. 158.

Digitized by Google

Der Adjutant, ist 6 bis 7 Fuß hoch. Sein Gefieder ist im allgemeinen bläulichgrau, aber Bauch und Schultern sind weiß. Sein Schnabel zeichnet sich durch

Abbd. 6. — Der Adjutant, Ciconia argala.

Länge und Stärke aus und dient ihm zur Ergreifung von Schlangen, (S. d. Abbd). Eidexen, Schildkröten, Katzen, Hühnern u. s. w. Alle diese Thiere wandern in

Digitized by Google

den Magen dieses äußerst gefräßigen, fleischfressenden Vogels, der indeß in den naturgeschichtlichen Systemen nicht unter die Raubvögel gezählt wird. Der Bau seines Magens entspricht seiner Nahrung, welche äußerst schnell verdaut wird; daher in Ermangelung der oben angeführten Leckerbissen der Riesenstorch sich genöthigt sieht, dieses thätige, kräftige Organ mit Steinen, Holz und andern dergleichen Dingen anzufüllen, wie dies andre, ihm ähnliche Vögel, unter ähnlichen Umständen, ebenfalls thun. Wie uns Smeathman erzählt, trifft man diesen Vogel gemeiniglich in ganzen Gesellschaften, besonders an den Mündungen von Flüssen, an. In der Ferne gesehen, gleicht eine Heerde solcher Vögel, wenn sie auf dem Wasser schwimmen und mit ausgebreiteten Flügeln auf den Beobachter loskommen, heransegelnden Canots; desgleichen sind sie, bei ihren Streifzügen auf den Sandbänken, wo sie Schalthiere, Fische u. s. w. aufpicken, nicht selten mit Menschen verwechselt worden. Der Muth dieses Vogels ist indeß seiner Gefräßigkeit nicht gleich; ein Kind von acht bis zehn Jahren kann ihn mit einer Gerte in die Flucht jagen, wiewohl er anfangs Stand leisten zu wollen scheint, den Schnabel drohend öffnet und eine laute brüllende Stimme, als käme sie von einem Bären oder Tiger, vernehmen läßt. Seine Angriffe sind, wie gesagt, gegen alle kleine vierfüßige Thiere, gegen Geflügel, Schlangen u. s. w. gerichtet; doch wagt er es nicht, sich mit einer brütenden Henne oder Glucke in offnen Kampf einzulassen. Sein Schlund ist so nachgiebig und ausdehnbar, daß eine ganze Katze mit Haut und Haar, oder das Schienbein eines Ochsen, in zwei Hälften zerbrochen, hindurchspazieren kann; man hat ihn eine Hammelskeule von 5 bis 6 Pfund, einen Hasen, einen kleinen Fuchs u. s. w., jedes auf einen Bissen, verschlingen sehen. Nach einiger Zeit würgt er die Knochen mittelst einer dem Anschein nach willkührlichen Bewegung wieder aus Beim Ruhen steht er nicht auf

Digitized by Google

den Beinen, sondern setzt sich auf die Fersen. Die langen Brustfedern des Riesenstorchs werden eben so wie die Straußfedern benutzt.

Der Pfau wird in keinem Lande außer Indien in seinem natürlichen, wilden Zustande gefunden, wo er den ersten Rang unter den Vögeln behauptet und mit seinen prächtigen Farben die Einsamkeit der Wälder belebt. Bischof Heber bemerkt, daß er eine Heerde wilder Pfauen zu Bareilly, und zahme Vögel dieser Art in allen Dörfern an den Ufern des Jumna und in der Nachbarschaft von Bhurtpoor gesehen habe [1]).

Die ungeheuern Fledermäuse Indiens und der Vampyr oder die fliegende Katze mögen hier den Vögeln nachfolgen, zwischen welchen und den Landthieren sie gewissermaßen das verbindende Kettenglied bilden.

Der merkwürdigste unter den indischen Fischen ist jene kleine Art, welche nach der Regenzeit an zuvor trocknen Stellen erscheint. Dieser Fisch wird von den Eingebornen auf der Insel Bombay, am zehnten Tage nach den ersten Regengüssen, gefangen und ist ein gewöhnliches Gericht auf ihren Tischen. Die Naturforscher suchen die angedeutete Erscheinung auf mancherlei Weise zu erklären. Einige meinen, der Fischlaich werde von Wasservögeln landeinwärts gebracht; nach Andern wird derselbe von den Wirbelwinden, welche zu Anfange der Regenzeit mit furchtbarer Gewalt wüthen, emporgeführt und nachmals mit den Wasserströmen, welche den Wolken entstürzen, aufs Land herabgeworfen; noch Andre behaupten gar, diese Fische wären ursprünglich Frösche, die durch einen wundervollen Prozeß umgestaltet würden, ungefähr

1) Vol. II. p. 141. 365. — Diese Vögel waren in Griechenland so selten, daß man in Athen für einen männlichen und weiblichen Pfau tausend Drachmen (ungefähr 225 Reichsthaler bezahlte. Die der Juno geheiligte Insel Samos war wegen ihrer Pfauen berühmt. Aulus Gellius, lib. VII. c.16.

so wie sich die Puppe in den Schmetterling umgestaltet [1]). Nach einer vernünftigeren Vermuthung von Buchanan, bleiben die mit einem sehr zähen Leben begabten Fisch-Eier (Roggen) das ganze Jahr hindurch im trocknen Schlamme liegen, um bei der Wiederkehr der Regenzeit, ausgebrütet zu werden [2]). Dasselbe ist der Fall in den kleinen Seen von Unter-Aegypten umweit der Pyramiden [3]).

Der Mango Fisch gleicht einer reifen Mangopflaume, durch eine glänzende Orangenfarbe ausgezeichnet, gleitet er im Monat Juni den Ganges hinan, bis Calcutta, laicht und kehrt nach sechs Wochen in das Meer zurück. Dies ist der köstlichste unter den indischen Fischen. Ganze Schaaren andrer Fisch-Arten werden in dem Ganges gefunden, z. B. der Karpfen, der Kaulbarsch, der Anjana und der im Systeme mit dem Namen Ophidium aculeatum bezeichnete Fisch. Plinius hatte sich das Mährchen aufheften lassen, es gebe dreihundert Fuß lange Aale in dem genannten Flusse. Duperron meint, man müsse darunter den Alligator verstehen, allein hierdurch würde die Sache um wenig oder nichts gebessert, da es eben so wenig Alligators als Aale von dreihundert Fuß giebt [4]).

An den Küsten von Coromandel und Malabar wimmelt es dergestalt von Fischen, daß Schweine, Hunde und Pferde damit gefüttert werden [5]). Die ge-

1) Pennant's View ot Hindostan, vol. I. pag. 102, 103; Seba, vol. I. p. 125; Merian's Surinam p. 71.

2) Journey etc. vol. II. p. 66. vol. III. p. 342.

3) Egypt and Mohammed Ali, vol. I. p. 228.

4) Tieffenthaler, tom. II. p. 269.

5) Malte-Brun, vol. III p, 43. In diesem allgemeinen Abriß des Landes, und in der nachfolgenden ausführlicheren Beschreibung der Provinzen, ist stets Arrowsmith's Karte von Indien zu Rathe gezogen worden, die, obgleich nicht frei von Fehlern, doch für den Geographen ein höchst schätzbares und wichtiges Werk ist.

waltige Hitze der heißen Zone ruft unzählige, den nördlicheren Klimaten unbekannte Insekten ins Leben; und Schaaren von Heuschrecken, Scorpionen, schwarzen und weißen Ameisen und Schmetterlingen schwärmen weit und breit über das Land. Seidenwürmer werden in Bengalen und gegen den nördlichen Theil von Punah im Dekkan gefunden [1]).

1) Siehe Dr. Roxburgh's Abhandlung über die Seidenwürmer Bengalens im siebenten Bande der Verhandlungen der Linn. Gesellschaft; und Colonel Syke's account of the Kolisurra silkworms in the Dekkan, Transactions of the Royal Asiatic Society, vol. II. p. 541, etc.

Zweites Kapitel.

Hindostans (Indiens) Provinzen.

Nach dieser kurz gefaßten Schilderung des allgemeinen Anblicks von Hindostan, seiner Flüsse, Berge, Pflanzen und Thiere, wollen wir zunächst die verschiednen das Reich bildenden Provinzen jede besonders beschreiben. —

Die erste von diesen Provinzen, sowohl in Ausdehnung als Wichtigkeit, ist Bengalen [1]). Diese Provinz, welche häufig ein für sich bestehendes Königthum gebildet hat, ist von Natur auf allen Seiten gegen fremde Angriffe und Einfälle auf das beste geschützt: im Norden durch eine Kette niedriger Berge und einen Gürtel undurchdringlicher Dickichte; „längs der ganzen Nordgrenze,“ sagt Hamilton, „verläuft ein zehn bis zwanzig englische Meilen breiter Streif niedrigen Landes, bedeckt mit der üppigsten Vegetation, — vorzüglich einem in reicher Fülle wuchernden Unkraut, welches in Bengalen Augeah-Gras heißt, bis weilen zu einer Höhe von dreißig Fuß emporschießt und in Dicke dem Handgelenk eines Mannes gleicht,

---

1) Der alte Name dieser Provinz war Banga.

und mitten in diesem Grase wachsen hohe Waldbäume"[1]); im Süden durch ein unzugängliches Ufer und dichte Wälder; durch gewaltige Flüsse und eine zweite Bergkette im Osten; und durch einen unfruchtbaren, fast einer Wüste ähnlichen Landstrich im Westen. Der Ganges scheidet Bengalen in zwei ziemlich gleiche Theile, wovon der östliche dem Eindringen von Feinden am wenigsten ausgesetzt ist[2]). Mit Ausnahme einiger sanft geneigten Hügel im Norden, kann man das ganze Land als eine ungeheure Ebne betrachten, gleich dem Lande zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris, oder der flachen Landstrecke, welche die Wolga vom Jaik trennt. Ueberall auf dem ebnen Boden der südlichen Distrikte, welcher in der Regenzeit unter Wasser steht „wird Reis gebaut und gedeihet vortrefflich; allein in demselben Maaße, als man den Ganges aufwärts verfolgt, wird dieses nützliche Gewächs allmälig durch Waizen und Gerste verdrängt; außer diesen Getraide-Arten erzeugt die Provinz Baumwolle, Indigo, Taback, Opium und den Maulbeerbaum. Ihre Wälder wimmeln von wilden Ebern, Elephanten, Büffeln, Antelopen[3]) und Rehen; und die Flüsse, besonders der Ganges, sind mit Fischen angefüllt, unter welchen vor allen andern der köstliche Mango, dessen wir bereits in der allgemeinen Beschreibung erwähnt, und die

---

1) Vol. I. p. 2.

2) Hamilton's Description, vol. I. p. 2.

3) In Menu's Institutionen wird das Land, worin den Bekennern der Brahminischen Religion gesetzmäßig zu wohnen erlaubt ist, durch bestimmte natürliche Grenzen beschränkt: der Gesetzgeber fährt hierauf fort: — „Das Land, wo die schwarze Antelope (Antilope cervicapra) von Natur weidet, wird für geeignet zur Darbringung von Opfern gehalten"; Menu, II. 23. Aehnliche Stellen kommen in verschiednen andern alten hindostanischen Gesetzbüchern vor.

Barbe, welche gegen den Strom schwimmt, mit dem Kopf über dem Wasser, und gleich einem Vogel geschossen wird, verdienen vorzüglich genannt zu werden [1]).

Der merkwürdigste Theil Bengalens ist die unwirthbare traurige, mit dem Namen Sunderbunds [2]) bezeichnete Gegend oder jener dickbewaldete morastige Streif, welcher die südliche Grenze des Ganges = Delta's bildet und der selbst vom Ocean begrenzt wird. Diese ganze Gegend ist nichts als ein Labyrinth von Buchten und Flüssen und scheint im Laufe von Jahrhunderten in jeder Richtung von den Hauptzweigen des Ganges durchschnitten worden zu sein, welche allerdings das Delta durch ihre Ablagerungen gebildet haben dürften; denn nirgends gewahrt man hier — von den Tipperah=Bergen im Osten bis zu dem Distrikt Burdwan im Westen, — eine Spur von Urgebirgen [3]). Wälder von ungeheurer Ausdehnung bedecken hier den ganzen Boden und greifen in das Gebiet der Flüsse; die Masten von Fahrzeugen, welche auf letzteren segeln, verwirren sich oft in den Aesten der Bäume. Diese weit ausgedehnten Waldungen dienen blos einigen fanatischen Fakiren zur Wohnung. Ueberall herrscht ein trauriges Schweigen, nur gelegentlich unterbrochen durch das Gurren einer Taube, das Blöcken der Hirsche und Rehe, das Krähen des Hahns, das kreischende Geschrei und das Hüpfen und Springen der von Baum zu Baum wandernden Affen. Alligators von furchtba=

---

1) Hamilton's Description, vol. I. p. 28.

2) Dieses Wort ist von Sundari-vana „Ein Wald von Sundari Bäumen" abgeleitet. Hamilton, vol. I. p. 123. Der Sundari ist ein kleiner, Zimmerholz liefernder Baum (Herritiera minor).

3) Hamilton, vol. I. p. 123.

rer Größe kann man fast überall an den Ufern der Flüsse sich sammeln oder ins Wasser stürzen sehen; während gewaltige Tiger am Ufer hinschleichen und plötzlich auf den armen Holzhauer oder Salzbereiter springen oder in den Flüssen umherschwimmen, wo sie über die vor Anker liegenden Bootsleute herfallen. „Die Holzhauer sind zum Theil Hindostaner, welche verschiednen Göttern und Göttinnen besondre Stellen des Sunderbunds zugetheilt haben. Diese Hindostanischen Arbeitsleute bilden kleine Erdhaufen, drei oder vier Zoll hoch und von ungefähr drei Fuß im Gevierte, worauf sie irdene, roth bemalte Kugeln legen; vor dieser Art von Götzenbildern verrichten sie ihre Andachtsübungen und opfern ihnen Reis, Blumen, Früchte und Wasser aus dem Ganges. Der Hauptbootsmann fastet hierauf und legt sich schlafen, und die Göttin oder der Gott zeigt dem Schlafenden im Traume eine Stelle, wo er Holz fällen kann, ohne von Tigern beunruhigt zu werden“ [1]).

Die Fakire selbst, welche sich rühmen, im Besitz mächtiger Zaubermittel zur Verscheuchung und Abwehrung dieser kecken Verfolger zu seyn, und in elenden Hütten längs den Flüssen leben, wo sie die Gebete und frommen Gaben der Vorübergehenden in Empfang nehmen, werden den Tigern zur Beute und verschwinden einer nach dem andern.

Wie wenig der Hindu in seiner Hütte vor dem Angriff des Tigers gesichert ist, ergiebt sich aus folgender Mittheilung eines Reisenden. „In den Theilen von Ostindien, wo noch wenig Anbau herrscht, und dies vielleicht blos auf einer oder zwei Seiten eines Dorfes, schießt unfehlbar wildes Gestrüpp in Menge auf, welches den schädlichsten Raubthieren und Schlangen einen ihrer Beute ganz nahen Zufluchtsort gewährt. In solchen Gegenden,

---

1) Hamilton's Description of Hindostan, vol. I. p. 125.

oder wo es Wälder und Dickichte in geringer Entfernung von den Dörfern giebt, sind die Einwohner in einem Zustande beständiger Unruhe und Aufregung und sehen oft Fremde und Anverwandte am hellen Tage von Tigern fortgeschleppt werden. Wohl mögen sich hier und da einige beherzte Männer finden, die mit Muth und Entschlossenheit handeln, um die Unglücklichen zu befreien, aber in der Regel ist dieses nicht der Fall. Der schwache und furchtsame Bengale flieht meist von dem Schauplatz des Schreckens und eilt, so schnell als ihn seine Beine zu tragen vermögen, zum ersten besten Sicherheits-Orte, verschanzt sich daselbst, so gut als er kann, und wartet, nachdem er ein kurzes aber inbrünstiges Gebet an seine Schutzgottheit gerichtet, in nicht geringer Unruhe auf Nachricht, ob er ohne Gefahr sein Asyl verlassen und zu seiner Beschäftigung zurückkehren könne.

„Einige Dörfer sind so völlig von Gestrüpp umgeben, daß man sich unwillkührlich zu der Frage veranlaßt fühlt, welcher Grund die Auswahl so höchst unwirthbarer Gegenden zur Ansiedelung bestimmen könne? Man sieht oft eine kleine Stadt, zu welcher blos ein einziger Fußpfad führt, dieser schlängelt sich nicht selten vielleicht über eine Stunde lang durch einen finstern, mit Gebüsch und hohem Grase verwachsenen Wald, und führt endlich zu einer kleinen Oeffnung (lichten Stelle), die nicht mehr als einen oder zwei Acker urbaren Bodens enthält, wozu etwa noch einige wenige abgesonderte Felder kommen, so daß das Ganze höchstens zehn oder zwölf Acker* in sich begreift, die gerade nur hinreichend bestellt sind, um der elenden Bevölkerung der wenigen eben so elenden Hütten den nothdürftigsten Unterhalt zu gewähren. Dergleichen seltsame Lagen wählen die Eingebornen nicht aus Mangel an Land, welches in den schönen und fruchtbaren Ebnen in Ueberfluß zu haben ist, sondern aus einer, wie es scheint, in ihrer Natur begründeten Abneigung gegen Grundzins und andere Steuern.

Abbb. 7, St. 58.

Bengalischer Tiger, welcher in eine Hütte eingebrochen ist und sammt dieser verbrennt.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Die kleinen Dörfer liegen gewöhnlich so versteckt, und der Zugang zu ihnen ist so gefährlich, daß ihre Bewohner gegen die Besuche der Steuer-Eintreiber hinreichend gesichert sind. Einige zahme Büffel, eine oder zwei Kühe und eine kleine Heerde Ziegen vollenden in der Regel die armselige Habe eines solchen Ortes.

„Hier überläßt sich der dürftige Hindu dem ihm angenehmen Gefühl, von allen gesetzlichen Forderungen unangefochten zu bleiben, allein er muß für seine falschen Begriffe von Freiheit schwer bezahlen: er bezahlt schwere Abgaben an den Tiger, der, durch das Gebrüll und den Geruch des Viehes bald herbeigelockt, sich in der Nähe auf die Lauer legt und selten verfehlt, seine nächtlichen Visiten abzustatten, und alles, was er außerhalb der Behausung findet, fortzuschleppen. Ja bisweilen, wenn die Furcht der Bewohner, die durch ihre Verluste äußerst vorsichtig werden, die Geduld des Tigers ermüdet hat, macht er sich mit seinen allgewaltigen Klauen eine Oeffnung, durch die er in das Innere des Hauses eindringt. Bei solchen Gelegenheiten wird er häufig das Opfer seiner Raubgier, indem die flüchtenden Bewohner die Thür hinter sich verschließen, so daß sich der königliche Besuch wie in einer Falle gefangen sieht; denn wenn ihm auch das Eindringen nicht schwer fiel, so steht es doch ganz anders mit dem Entkommen. Jedenfalls herrscht ein großer Unterschied zwischen dem blosen Herabplumpen durch eine Oeffnung und der Rückkehr durch dieselbe gegen den Willen der versammelten Flüchtlinge, die, unter solchen Umständen sich ermuthigt fühlend, unverzüglich die Bresche besetzen, wohl bewaffnet mit Lanzen und Musketen, um ihrem Feinde da zu begegnen, wo sie mit Gewißheit auf einen glücklichen Erfolg rechnen können. Man erzählt Fälle, wo das Stroh unter der Last der Angreifenden, die, um dem gefangnen Tiger das Garaus zu machen, das Dach bestiegen, herunter brach; und bei einer Gelegenheit, wo dasselbe auf einige, über den Fußboden ausge-

streute glimmende Kohlen stürzte, zerstörte die augenblicklich auflodernde Flamme mit Blitzesschnelle das ganze Haus sammt dem Tiger, welchem jeder Ausweg zur Flucht abgeschnitten war. (S. Abbd. 7.)

Die Urbarmachung der oben beschriebnen mit Salz-Mooren überzognen Ländereien wird für unmöglich gehalten; und verhielte sich die Sache selbst anders, so würde es doch vielleicht unklug sein, wenn man die Wälder ausrotten wollte; denn diese, außer daß sie die Hauptstadt fortwährend mit einem reichlichen Vorrath an Holz zum Brennen, zur Erbauung von Böten und andern Dingen versorgen, bilden zu gleicher Zeit eine starke natürliche Schutzmauer gegen Angriffe von der See, längs der ganzen Südgrenze der Provinz.

Der fruchtbarste und am besten angebaute Theil von Bengalen ist der Distrikt Burdwan, welcher, rings von den Dickichten (Dschungles) von Midnapur, Pacheta und Birbhüm umgeben, gleich einem Garten mitten in der Wildniß erscheint. Burdwan wurde nebst andern Distrikten im Jahr 1760 an die Engländer abgetreten und hat seit dieser Periode in Cultur und Reichthum beträchtliche Fortschritte gemacht. Es bringt Zucker, Baumwolle, Indigo, Taback und Maulbeerbäume hervor; und drei große Straßen führen seine Erzeugnisse nach Hughly, Culna, und Cutwa. Des Vortheils der Binnenschifffahrt entbehrt dieser Distrikt [1])

Die Jahreszeiten Bengalens sind: die kalte, die heiße, und die nasse. Im Monat April, und in einigen Theilen noch früher, sind Stürme, begleitet von Donner, Blitz und Regen, eine häufige Erscheinung, und treten gewöhnlich des Abends ein, von Nordwesten heranbrausend. Diese Gewitterstürme mildern fortwährend die große Hitze, bis im Juni die Regenzeit ihren Anfang

1) Hamilton's Description, vol I. p. 153.

nimmt. Wenn der Monsuhn zeitig im September zu wehen aufhört, so wird das Wetter unerträglich heiß, und die Einwohner, besonders die Europäer, fangen an zu siechen. In den östlichen und mittlern Distrikten erfrischen von Zeit zu Zeit milde Regenschauer die Atmosphäre und mindern die Hitze. Nebel sind im Winter häufig, und oft fällt ein reichlicher, durchdringender Thau. Frost und heftige Kälte herrschen bisweilen in den bergigen Theilen; ja selbst in der Ebne kann man Eis gewinnen, und zwar auf eine höchst einfache Weise, durch Beförderung der Verdünstung in porösen Gefäßen [1]).

Im Süden von Bengalen, längs der Seeküste, liegt die Provinz Orissa; östlich vom Meere und westlich von der Provinz Gundwana begrenzt; während im Süden eine in Gedanken genau westlich von dem nördlichen Ende des Sees Chilka gezogne Linie dieselbe von den nördlichen Circars trennt [2]); dies war jedenfalls das Land der alten Gangaridae (S. Plin. Hist. Nat. VI. 20.) Früher indeß erstreckte sich Orissa weiter nach Süden und begriff den größern Theil der nördlichen Circars in sich. Auf seiner Karte, welche Arrowsmith gezeichnet und illuminirt hat, stimmt Hamilton mit dem französischen Geographen Malte-Brun überein, indem er Orissa blos bis an den See Chilka reichen läßt; im Texte dagegen versichert er, daß der Fluß Godavery die eigentliche Südgrenze von Orissa sei [3]).

Das Innere der Provinz, bestehend in rauhen, schroffen Hügeln, pfadlosen Wüsteneien und Dickichten (Dschungels), tiefen Wasserströmen und undurchdringlichen Wäldern, die eine dicke, ungesunde Luft verpestet, bietet fortwährend einen wilden und unwirthbaren Anblick dar

---

1) Ebend. p. 16, 18.

2) Malte-Brun, vol. III. p. 147.

3) Hamilton, vol. II. p. 31.

und bildet eine starke natürliche Barriere für die See-Distrikte. Selbst das flache, ebne Land, obgleich von Natur äußerst fruchtbar, ist weder gut angebaut noch dicht bevölkert. Reis und Salz sind die Haupt-Erzeugnisse; erstrer ist in hinreichender Menge vorhanden, um einen Ausfuhr-Artikel zu bilden. Die Seeküste wird häufig von schrecklichen Orkanen heimgesucht; das niedrig gelegene Land ist plötzlichen und verheerenden Ueberschwemmungen ausgesetzt. Wilde Thiere vermehren sich in dem dichten Gestrüpp und in den Hochwäldern dieser Provinz mit so erstaunlicher Geschwindigkeit, daß sie den Bewohnern täglich mehr Grund und Boden abgewinnen und mithin ihr Gebiet erweitern; selbst die niedrigen Theile werden gelegentlich von Schackals, Tigern und andern schädlichen Raubthieren überfallen.

Den Distrikt Cuttac der in Rede stehenden Provinz ziert der berühmte Tempel des Dschagannat'h, eigentlich Jagannat'ha, das ist, Herr des Universum's; im Sanskrit ist dies einer von den Namen Vischnu's oder Krischna's. Der Tempel führt den Namen des Gottes, dem er geheiligt ist; er wird bisweilen fälschlich Juggernauth (Dschuggernauth) geschrieben. Dieses heidnische Gebäude erhebt sich auf einer niedrigen sandigen Anhöhe; ungefähr anderthalb englische Meile vom Gestade und verdient hauptsächlich Erwähnung wegen der abergläubischen Gebräuche und Ceremonien, welche darin ausgeübt werden. An und für sich selbst ist er nichts als eine unförmliche, verwitterte Granitmasse, und durch das letzte Erdbeben sehr beschädigt. Er soll indeß Bilder von Krischna und dessen Bruder und Schwester enthalten, die, dem Glauben der Hindus gemäß, viertausend Jahr alt sind [1]).

---

1) Ayeen Akbery, vol. II. p. 16, 18; Bernier's Travels, Osborn's Collection, folio, p. 198; Travels of W. Bruton, Osborn's Collection, vol. II. p. 277; Anquetil Dupperron, Zendavesta, Disc. Prélim. tom. I. p. 81; Sonnerat, Voy aux In-

Die Umgebungen dieses Tempels werden auf eine Strecke von zehn englischen Meilen, in allen Richtungen, für so heilig geachtet, daß wer immer innerhalb derselben verstirbt, des Himmels gewiß ist. Daher die vielen Selbstopferungen, während der dreizehn religiösen Feste, welche in diesem Tempel gefeiert werden; daher das sehnliche Verlangen bejahrter Leute, ihr Leben in seiner Nähe zu beschließen. Die ganze Gegend scheint dem Tode geweihet. Die zahlreichen, von verschiednen Theilen des Reichs zu dem Tempel führenden Straßen sind mit Menschen-Gebeinen besäet, und die vom Rat'h bei Gelegenheit großer Feste zermalmten Leichname liegen unbeerdigt auf dem Erdboden und schmoren unter dem Einfluß der brennenden Sonnenstrahlen. Zu gleicher Zeit, gleichsam um die nahe Verwandtschaft zwischen finsterm Aberglauben und zügelloser Unsittlichkeit recht augenscheinlich zu machen, ist der Wagen dieser scheußlichen Gottheit mit unbeschreiblich obscönen Figuren bemalt, und die Tänze der ihn begleitenden Priester sind im gleichen Grade merkwürdig und von schmutziger Sittenlosigkeit zeigend [1])

Verfolgt man die Küste nach dem Cap Comorin hin, so stößt man zunächst auf die Provinz der nördlichen Circars, diese erstreckt sich entlang dem Ufer auf vierhundert und siebenzig englische Meilen weit, von Malond am Chilka See, bis Muytapillo an der Mündung des Flusses Gundegama; es schließt folglich einen Theil der alten Provinz Orissa in sich ein. Die nördlichen Circars sind von Gundwana durch eine Kette hoher und fast unübersteiglicher Berge; von der Provinz Hyderabad, im Westen, durch eine Reihe kleiner unzusammenhängender Hügel;

---

des Orientales, tom. I. p. 218; Mansbach, in den Transactions of the Royal Asiatic Society, vol. III. p. 253. etc.

2) Hamilton's Description, vol. II. p. 50, 58; Ward's View of the History, Literature and Mythology of the Hindoos, vol. III. p. 133; Buchanan's Christian Researches. p. 19—39.

und im Süden von Ongole und dem Carnatik, unterhalb der Ghauts, durch den kleinen Fluß Gundegama geschieden.

In dem nördlichen Theil dieser Provinz beginnen die Monsuhn-Regengüsse gewöhnlich um die Mitte Juni's mit leichten Schauern und einem westlichen Winde und dauern bis Ende August's, nach Beendigung der kleinen Getraide-Ernte. Von dieser Zeit bis Ende Oktobers, herrschen schwere und unaufhörliche Regen-Schauer, und der Monsuhn, dem ein Nordwestwind folgt, endet mit Heftigkeit zu Anfange Novembers. Die nun folgenden Monate sind die angenehmste Periode im ganzen Jahre, und während ihrer Dauer wird die zweite und dritte Ernte eingebracht. Die heiße Jahreszeit beginnt um das Ende der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche; allein, zufolge der bergigen Beschaffenheit des Landes und wegen der beständigen Aufeinanderfolge kühler Winde vom Meere her steigt die Temperatur der Atmosphäre selten sehr hoch.

Südlich vom Godavery gewinnen die Jahreszeiten einen andern Anblick. Während der ersten beiden Monate vor Eintritt der Regenzeit wird die Hitze durch die Seewinde und starke Stürme aus Süden gemäßigt; da aber letztere über eine lange Reihe salzhaltiger, stockender und morastiger Teiche an der Küste wehen, so üben sie einen verderblichen Einfluß auf Thiere und Pflanzen. Auf diese Stürme folgt ein brennend heißer Wind von Westen, welcher den ganzen der Regenzeit unmittelbar vorhergehenden Monat hindurch vorherrscht, und während seiner Dauer wird die Hitze, insbesondre am Ausflusse des Krischna, fast unerträglich. Weder Holz noch Glas vermag dieser Hitze auf längere Zeit zu widerstehen: letzteres, z. B. Glasscheiben in Fenstern, Laternen u. s. w. werden rissig und zerspringen in Stücke, während ersteres sich wirft und dergestalt zusammenschrumpft, daß die Nägel aus Thüren und Tischen fallen[1]).

1) Hamilton's Description, vol. II. p. 61.

Der Boden der Provinz ist an der Küste sandig, bessert sich aber in dem Grade, als man weiter in das Innere dringt. Er wird von zahlreichen kleinen Flüssen bewässert, ist äußerst ergiebig an Getraide, und seine Berg-Wälder enthalten Bäume vom höchsten Wuchs. Wegen der vorherrschenden Seewinde sind Früchte, Wurzeln und Küchen-Gewächse selten. Das benachbarte Meer, mit seinen zahlreichen Inselchen, wimmelt von jeder Art indischer Fische [1]).

Das Carnatik, welches sich vom Fluß Gundegama bis zum Vorgebirge Comorin [2]) erstreckt, begreift die ehemaligen Besitzungen und abhängigen Distrikte des Nabob's von Arcot in sich und mißt in Länge fünfhundet und sechszig und in Breite ungefähr fünf und siebzig englische Meilen. Diese Provinz zerfällt in den nördlichen, mittlern und südlichen Theil (Carnatik).

Die erste dieser Abtheilungen erstreckt sich von der südlichen Grenze des Guntur Circar bis zum Flusse Panaur, und schließt eine Portion des Gebietes von Nellore, Ongole und andre kleinere Distrikte in sich. In der Nähe der Stadt Nellore entdeckte im Jahre 1787 ein Bauer beim Pflügen die Ueberreste eines kleinen Hindu-Tempels und unter denselben einen kleinen Topf mit römischen Münzen und Medaillen aus dem zweiten Jahrhundert. Einige wurden als altes Gold verkauft und eingeschmolzen; aber ungefähr dreißig Stück entgingen dieser Operation. Einige von letztern waren ganz und schön, andre dagegen, wahrscheinlich von ihren ehemaligen Besitzern als Schmuck getragen, durchbohrt und ihres Gepräges beraubt. Es waren meistentheils Trajaner, Adrianer und Faustiner, und alle vom reinsten

---

1) Ebend. vol. II. p. 60—94.

2) Vom sechszehnten bis zum achten Grad nördlicher Breite. Hamilton, vol II. p. 398.

Gold [1]). Die zweite Abtheilung erstreckt sich vom Flusse Panaur bis zum Colerun und enthält den übrigen Theil von Nellore und außerdem Serdamilly, Chandghery, Tschingleput, Vellore, Condschie, Wandiwash, Dschindschie, Palamcotta, Volconda und einen Theil von Trichinopoly. Die dritte Abtheilung reicht vom Colerun bis zum Vorgebirge Comorin und begreift in sich den Rest von Trichinopoly, das Poligar's Gebiet, die Distrikte Marawa, Madura und Tinnevelly und das Königreich Tanjore.

Die Hauptflüsse des Carnatik sind der Panaur, der Palaur, der Voygaru und der Cavery. Diese Flüsse haben ihre Quellen auf der Hochebne über den Ghauts, welche vermöge ihrer beträchtlichen Höhe und Ausdehnung das Carnatik in zwei natürliche Theile trennen, nämlich einen oberhalb und einen andern unterhalb der Ghauts, und zugleich durch Hemmung und Abänderung des Strichs der Winde die Jahreszeiten bestimmen. Der Boden der Provinz an der Küste hin ist größtentheils leicht und sandig. Im Innern besteht die Basis des Bodens in einer Zersetzung von Sienit, mit gewöhnlichem Salz geschwängert, letzters bekleidet in trocknem Wetter die Oberfläche der Felder mit einer salinischen Effloreszens. Das Klima des Carnatik ist eines der heißesten in ganz Indien; die Temperatur während der Sommermonate ist daselbst so hoch, daß die Luft zu Madras unerträglich sein würde, wenn man sie nicht in den Häusern durch Aufhängung feuchter Matten von Cusa-Gras an Thüren und Fenstern zu mildern suchte; allein in den Monaten Mai, Juni und Juli kühlen die häufigen Regenschauer oder Regenfluthen, wodurch bisweilen das Land überschwemmt wird, die Luft ab und erfrischen die Erde. Zu andern Zeiten versengt die Vegetation und schrumpft ein oder wird unter Wolken feinen Staubes begraben, welchen glühend

---

3) Orme; Davidson und Hamilton.

heiße Winde aus dem Innern gleich Nebeln heran treiben.

Die Provinz Carnatik hat weder Bergwerke noch Ackerbau-Erzeunisse aufzuweisen. Keine stattlichen Wälder verleihen ihren Bergen Erhabenheit, und ihre Ebnen sind weder anmuthig noch fruchtbar. Ihre Hauptproducte sind Dhourra, Betel, Taback, der Zwerg-Baumwollenbaum, und Raghi (Cynosurus Corocanus), eine kleinkörnige Getraide-Art, wovon sich die armen Eingebornen hauptsächlich nähren. Die Reis-Ernte ist dürftig und schlecht, und das Zuckerrohr kommt nicht gut fort [1]).

Die Küste Coromandel [2]) ist niedrig und unfruchtbar, und das Meer, außerordentlich seicht, wird hier wegen einer immerwährenden Strömung und furchtbaren Brandung Fahrzeugen gefährlich. Die einzigen Zeigen von Vegetation, die sich vom Meere aus dem Auge darbieten, sind Dickichte, aus niedrigem Buschwerk und Fackel-Disteln (Nopal-Bäumen [3]) bestehend. In den nächsten Umgebungen von Madras liefert der Boden bei gehöriger Bebauung und hinreichender Bewässerung durch die periodischen Regen, eine gute Reis-Ernte; der rastlose Fleiß der Bewohner unterhält fortwährend ein anmuthiges Grün.

---

1) Hamilton's Description of Hindostan, vol. I. p. 400.

2) Eigentlich Chola Mandala. Im Sanskrit ist die ursprüngliche Bedeutung des letztern Wortes Kreis oder Cirkel, und daher: eine Landstrecke ein Bezirk; wahrscheinlich erhielt dieser Bezirk seinen Namen von der Chola-Dynastie, der ehemaligen Herrscherfamilie von Tanjore. Hamilton, vol. II. p. 405. Wilson's Catalogue of the Mackenzie Collection, vol. I. p. 180, etc.

3) Der Nopal (Nopalstaude) ist diejenige Fackel-Distel, worauf die Cochenille weidet. Diese Pflanze erhält sich noch, nachdem sie abgeschnitten nnd eingesammelt worden, frisch, ja fährt sogar fort, zu vegetiren; dieselbe gewährt auch ein treffliches Gemüße auf Seereisen.

Jenseits dieses kleinen Bezirks bietet das Land, welches fast eben so flach ist, wie Bengalen, eine unermeßliche, kahle, braune, staubige, hier und da mit einigen wenigen Dörfern oder Zeichen von Leben un Vegetation bestreute Ebene dar. Trotz dem schildert der Verfasser des Ayeen Akbery das Land innerhalb des Sandstreifens, der sich an der Küste hinzieht, als einen fruchtbaren und mit schnellreifendem Getraide (so daß im Verlauf des Jahres mehrere Ernten stattfinden) reichlich bedeckten Boden, ja, nach Paulinus, gleicht die Küste einem „théatré de verdure" [1]).

Die Distrikte Ongole und Nellore, der nördlichste Theil des Carnatik, sollen verschiedne Kupfer-Bergwerke enthalten, die aber bis jetzt noch nicht mit günstigem Erfolg bearbeitet worden sind.

Die bergigen Distrikte des Carnatik sind reich an Ruinen einer beträchtlichen Menge von festen Burgen und Pagoden, woran man zahlreiche Inschriften in der Tamul-Sprache findet [2]).

Im Distrikt Arcot, südlich von Nellore, steht der berühmte Tempel von Tripetty [3]) in einem einsamen, rings von Bergen umschloßnen Thale. Die hier unter dem Namen Vencata Rama oder Tripati verehrte Gottheit ist eine Verkörperung Wischnus; und seine Kapelle wird von den Hindus für zu heilig gehalten, als daß ein Christ oder Mohammedaner seinen Blick darauf richten dürfte. Um die Unverletzbarkeit dieses Gebäudes zu erkaufen, zahlte

---

1) Tom. I. p. 2.

2) Malte-Brun's Geography, vol. III. p. 121.

3) „Les pélerins y présentent leurs offrandes et se font couper les cheveaux dont ils font un sacrifice au dieu Vishnou. Cette divinité, dans le huitième de ses apparitions, représente le dieu Krichna — Gopala, c'est-à-dire, le dieu Berger noir et jeune." Voyage aux Indes Orientales, par Paulin de St. Barthélemy, tom. I. p. 46.

die brahminische Priesterschaft jährlich eine Summe von dreißig tausend Pfund Sterling an die Regierung [1]).

Bei Trivicary, einem Dorfe im Distrikte Süd-Arcot, und einst einem Orte von großer Wichtigkeit, steht eine prächtige Pagode, über deren Eingang sich ein ungeheurer steinerner, acht Stock hoher Thurm erhebt. Der Tank (Teich), woraus dieser Tempel mit Wasser versorgt wird, nimmt mehrere Acker Flächenraum ein. In der Nachbarschaft stößt man auf höchst merkwürdige Petrefacte, und darunter auf einen Baum, welcher acht Fuß im Durchmesser hat, sechszig Fuß lang und so hart wie Kiesel ist.

Auf der Meeresküste des nämlichen Distrikts stehen die berühmten Pagoden von Chillimbaram, mit einer hohen Mauer von blauem Stein umgeben. Der vorzüglichste von diesen Lieblings-Wallfahrtplätzen ist nach demselben Plan, wie der Tempel von Jagannat'h erbaut, und obgleich von kleineren Verhältnissen als letztrer, ein treffliches Muster hindostanischer Bauart. Unter den Sehnswürdigkeiten dieses Tempels befindet sich eine fünfhundert vier und achtzig Fuß lange Granit-Kette von vortrefflicher Arbeit und Politur; dieselbe bildet vier Festons (Guirlanden) und reicht von den vier Winkeln der Kuppel bis in das Schiff herab. Jedes Glied dieser Kette ist über drei Fuß lang, und das Ganze wird von vier gewaltigen Steinen getragen, die keilförmig aus den Wänden hervorspringen [2]).

Der in Rede stehende Abschnitt der Halbinsel zeichnet sich durch seine heiligen Gebäude und beträchtlichen, weit ausgedehnten Ruinen aus. An der Seeküste, fünf und dreißig englische Meilen von Madras, stößt man auf

---

4) Dr. Francis Buchanan; Major Rennel's Memoir; und Hamilton, vol. II. p. 431.

2) Legoux de Flaix, tom. I. p. 118.

Mahamalaipur oder Mahabalipuram, von den Engländern gewöhnlich die Sieben Pagoden genannt, eine Anzahl seltsamer Ruinen, unter denen ein, in die feste Felsenmasse gehauener Tempel und mehrere Götterbilder sowohl in Bas- als Haut-Relief vorzügliche Erwähnung verdienen.

Auf einem andern Theil des Hügels bemerkt man eine colossale Figur der Gottheit Vischnu, die auf einer gewaltigen zusammengerollten Schlange ruht. Nach den Sagen der Brahminen zu Mahamalaipur bezeichnen diese Ruinen die jetzt zum Theil vom Meere bedeckte Stelle einer großen Stadt. Indeß zweifelt Dr. Babington, der im zweiten Bande of the Transactions of the Royal Asiatic Society eine Beschreibung des Ortes geliefert hat, an der Richtigkeit dieser Aussage und neigt sich zu dem Glauben, daß die abgeschiedne und malerische Lage der Felsen und Höhlen gewisse Brahminen veranlaßte, sich königliche Vollmacht zur Gründung eines Heiligthums an der in Rede stehenden Stätte zu verschaffen, und daß dieselben von Zeit zu Zeit Steinmetze und Bildhauer zur Ausschmückung der Felsen mit jenen Aushöhlungen und Sculptur-Arbeiten anwendeten, welche jetzt daselbst zu sehen sind. Hamilton bemerkt, er begreife nicht recht, wie der Ort zu dem eben erwähnten Namen gekommen sei, da er nicht sieben Pagoden enthalte [1]). Bischoff Heber besuchte diese Ruinen. Er erzählt, daß er genau mit Tagesanbruch das felsige Ufer unterhalb der sieben Pagoden, und wo die Brandung, der Aussage der Hindus gemäß, über die Stadt des großen Bali mit lautem Gebrüll rolle und tobe, erreicht habe. „Ein alter Tempel Vischnu's," fährt derselbe Schriftsteller fort, „steht unmittelbar am Rande der Klippen und mitten im aufspritzenden Schaume der anschlagenden Wogen; und wirklich zeigen

1) Vol. II. p. 450.

sich hier einige geringfügige Ueberreste alter Bauwerke, unter denen eine hohe Säule, wie Einige vermuthen, ein Lingam, welche unmittelbar aus den Wellen emporsteigt, vorzüglich ins Auge fällt [1]).

Nächst Burdwan in Bengalen ist der Distrikt Tanjore in der nämlichen Provinz die cultivirteste und ergiebigste Landschaft Indiens; das Wasser des Cavery, welchen ungeheure Dämme von dem Colerun trennen, vertheilen zahlreiche Canäle durch die ganze Gegend.

Tanjore, die Hauptstadt des Distriktes, und ehemals eine berühmte Stätte indischer Gelehrsamkeit, enthält den schönsten pyramidalen Tempel Hindostans; in demselben wird die trefflich gearbeitete Statue eines Stiers von schwarzem Granit aufbewahrt [2]). Unweit Combuconam, und drei und zwanzig englische Meilen nordöstlich von Tanjore, inmitten einer reich bebauten Gegend ist ein heiliger Teich, welcher einmal im Verlauf von zwölf Jahren die Kraft hat, Diejenigen, welche sich darin baden, von allen moralischen Flecken zu reinigen; er ist daher ein Zufluchtsort für alle Arten reuiger Sünder.

Westlich von Tanjore liegt der milde und fruchtbare Distrikt von Trichinopoly, und die wegen ihrer prächtigen Pagoden [3]) berühmte Insel Seringham, und südlich von dieser Dindigul und Madura.

Der kleine, den Namen Dindigul führende Landstrich ist mit Waldungen geschmückt und mit kleinen Hügeln bestreut; sein Klima ist eins der vorzüglichsten in ganz Hindostan, da die Luft fortwährend durch vorübergehende Regenschauer abgekühlt wird. Madura ist wär-

---

1) Vol. III. p. 216—218. Ueber die zu Mahamalaipur gefundnen Inschriften siehe Transact. of the Roy. Asiat. Society, vol. II. p. 258, etc.

3) Lord Valentia's Travels.

4) Malte-Brun's Geography, vol. III. p. 187.

mer und wegen der vielen Dickichte und Sümpfe, die es enthält, ungesunder [1]).

In der Meerenge zwischen diesem Theil des Continents und Ceylon liegt die kleine Insel Ramiseram oder die Rams-Säule, berühmt in der hindostanischen Mythologie als der Schauplatz von Rama's [2]) Thaten. Die große Pagode auf dieser Insel, ein ungeheures Gebäude und hinsichtlich ihrer massiven Beschaffenheit mit den Tempeln Aegyptens oder den cyklopischen Mauern Italiens zu vergleichen, betritt man durch einen hundert Fuß hohen, bis zur Spitze mit Bildhauerwerk verzierten Thorweg. Die vierzig Fuß hohe Thüre besteht aus einzelnen Stein-Blöcken, welche perpendiculär angeordnet sind und oben und unten durch andre der Quere nach befestigte Blöcke zusammen gehalten werden. In diese Pagode wird das Wasser des Ganges von zahlreichen frommen Pilgern gebracht und nach dem es über die Statue des Lingam gegossen worden und dadurch in den Augen der Hindus noch größere Kräfte und Heiligkeit erlangt hat, an die Gläubigen zu übermäßigen Preisen verkauft. Die Priester des Tempels von Remiseram beobachten oder heucheln unverbrüchliche Ehelosigkeit [3]).

Die Provinz Travancore, welche sich, entlang der Westküste der Halbinsel, vom Vorgebirge Comorin bis zum zehnten Grade nördlicher Breite erstreckt, ist im Süden und Westen vom Meere; im Osten von einer Hügelreihe, die sie von Tinnevelly scheidet; und im Norden durch das Gebiet des Rajah von Cochin begrenzt. Die ganze Provinz ist im höchsten Grade malerisch und anmuthig, Hügel wechseln mit Thälern und hohen Bergen, zwischen denen sich zahlreiche Flüsse hinschlängeln, und immer grü-

---

1) Hamilton, vol. II. p. 470.

2) Eine Verkörperung Vischnu's.

3) Cordiner's Account of Ceylon vol. II. p 1—3.

nende Waldungen bedecken den Boden. Die Bäume und Sträucher, welche diese Wälder bilden, liefern Pfeffer, Cardamom, Zimmt, Weihrauch und andre aromatische Gummi-Harze. Elephanten, Büffel und Tiger von beträchtlicher Größe durchstreifen in Menge die Dickichte, und Affen und Meerkatzen schaukeln sich heerdenweise auf den Aesten der Bäume [1]).

Die Erzeugnisse von Travancore bestehen in Reis, welcher trefflich gedeiht und ohne die Hülfe künstlicher Bewässerung erbaut wird, — Pfeffer, Betel, Kokosnüssen, Taback, Zimmt, Muskatenblüthen, langen Muskatennüssen und wildem Safran. Auf den Kokila (Cuculus Indicus) stößt man sehr häufig [2]).

Die kleine Provinz Cochin grenzt nördlich an Malabar, östlich an den Distrikt Dindigul, südlich an Travancore, und westlich an das Meer [3]). Der nördliche Theil von Cochin besteht in einer Aufeinanderfolge schmaler, von kleinen nie versiechenden Bächen bewässerter Thäler, in welchen Reis erbaut wird, der jährlich zwei Ernten liefert.

Die Berge sind mit stattlichen Wäldern bedeckt, und die Ebenen, welche sich saumartig am Fuße der Hügel hinziehen, bieten fleckweise Palmen-, Mango- und Plantanen-Haine dar, in deren Schatten die Eingebornen ihre Häuser und Hütten erbaut haben. Die Berg-Wälder sind reich an Tiekbäumen [4]) von geringerer Güte, desglei-

1) Paulin de St. Barthélemy, tom. 1.; mit Forsters Anmerkungen, tom. III. p. 156—158.

2) Hamilton, vol. II. p. 309-322.

3) Siehe über Cochin: Paulin de St. Barthélemy, tom. I. 215-226; Baldaeus' Description of the Coast of India, etc. p. 111—136; und Hamilton's New Account of the East Indies.

4) Der Tiekbaum (Tectonia grandis) wird wegen seines trefflichen, selbst im Wasser lange haltbaren Holzes, wegen seiner manigfaltigen Nutzbarkeit und endlich, weil er fortwährend

chen an Crambo- oder Eisenholz, Schwarzholz und Pantoffel-Holz, welches einzig und allein zu Zier-Geräthe verarbeitet wird.

Die Hauptausfuhr-Artikel dieser Provinz sind Pfeffer, Cardamom, Tiek- und Sandel-Holz, Kokos-Nüsse, Tauwerk, Zimmt u. s. w. [1]).

Die Provinz Malabar dehnt sich ungefähr zweihundert englische Meilen an der Seeküste hin, von Cochin's Nordgrenze bis zum Fluß Chandraghiri, und ist ein schmaler Streifen Landes, welcher zwischen den westlichen Ghauts und dem Meere liegt. Ein großer Theil von Malabar ist verhältnißmäßig niedrig [2]) aber von engen Slchuchten durchschnitten, mit Wäldern und Dickichten überzogen, und reichlich durch zahllose kleine Bäche und wilde Wasser-Fluthen von den Bergen bewässert. Gegen den Monat Februar beginnt die Hitze heftig zu werden, und zahlreiche Nebel verbreiten sich, wie zu Lima in Peru, gleich einem Dach-Himmel über das ganze Land, dann und wann bis zu den Bergspitzen emporsteigend und hierauf wieder herab sinkend, nicht unähnlich einem in beständiger Ebbe und Fluth beriffnen Ocean. Diese Dunstschichten verharren, dergestalt auf- und abwogend, bis zum Eintritt des Monsuhn, der sie verdichtet und in Regenschauern auf die Erde stürzt.

---

grünt, von den Hindus unter die heiligen Bäume gerechnet; daher bedient man sich seiner vorzüglich bei dem Bau der Pagoden. Auch ist sein Laub genießbar, und gewährt mit Zucker ein kühlendes Getränk für Kranke.

1) Hamilton. vol. II. p. 302—308.

2) Paulin de St. Barthélemy bemerkt, daß, den Sagen der Eingebornen gemäß, das Meer einst bis an den Fuß der Ghauts gereicht habe, und daß mithin das ganze flache Land von Malabar ein angeschwemmter, durch die Bergströme erzeugter Boden sei, tom. I. p. 212. Siehe auch Forster's Bemerkungen über die Bildung von Inseln und Dünen an der Seeküste, tom. II. p. 160, 161.

Digitized by Google

Eine von den beiden Portionen, in welche sich die Provinz Malabar theilen läßt, besteht in kleinen, niedrigen Hügeln, mit steilen, aber zu Terrassen gebildeten und angebauten Abhängen und platten, meistentheils Urfelsen darbietenden Gipfeln. Die Thäler zwischen diesen Hügeln sind außerordentlich fruchtbar und ernähren eine zahlreiche Bevölkerung.

Die sandige Ebne an der Seeküste, welche durchschnittlich etwa drei englische Meilen breit ist, erhebt sich in der unmittelbaren Nähe des Meeres zu leicht erhabnen Dünen, wohl geignet für die Kokospalme, und trägt etwas tiefer landeinwärts trefflichen Reis.

Die Küste ist durch zahlreiche Seebuchten gezähnt, welche hier und da die reißenden, von den Bergen herabstürzenden Wasserströme aufnehmen. An andern Uferstellen wird das Wasser dieser Bergfluthen in seinem Laufe durch Sanddämme gehemmt, so daß es stockt und zur Fruchtbarkeit des Landes beiträgt, ohne dabei der Gesundheit für nachtheilig erachtet zu werden. Einer von den namenlosen Flüssen dieser Provinz führt Goldstaub. Malabar hat, ausgenommen an der Küste, nur wenige Städte und Dörfer. Die Bewohner der Städte ziehen es vor, auf ihren Landgütern zu residiren, und ihre netten einsamen Wohnhäuser, gewöhnlich auf Anhöhen erbaut, sind mit eingefriedigten Gärten umgeben und von Betel- und Kokosnuß-Bäumen beschattet. Hierdurch gewinnt das überall mit Hütten, Gärten, und Hainen bestreute Land einen angenehmen und malerischen Anblick.

Die Haupterzeugnisse von Malabar sind schwarzer Pfeffer, Kokos-Nüsse, Cardamom, Tiek- und Sandelholz. Die Anzahl der Kokos-Bäume in dieser Provinz soll sich auf drei Millionen belaufen, und mancher Baum liefert jährlich fünfhundert Nüsse [1]).

---

1) Hamilton, vol. II. p. 272—301; Buchanan's Journey

Verfolgt man die Küsten-Linie noch weiter nach Norden, so stößt man zunächst auf die Provinz Canara, welche gewöhnlich in Nord- und Süd-Canara geschieden wird und sich vom Flusse Chandraghiri bis zum Vorgebirge Rama in der Nähe von Goa im Concan erstreckt. Diese hundert und achtzig englische Meilen in der Länge messende Provinz grenzt östlich an die Ghauts, südlich an Malabar, westlich an das Meer und nördlich an die Provinz Bejapur. Obgleich Canara einen zerbrochenen und holperigen Boden hat, so ist es doch zum größten Theil gut angebaut und erzeugt beträchtliche Quantitäten Reis, Betel-Nüsse, schwarzen Pfeffer, Cardamom und Plantanen. Die Bullen dieser Provinz, nicht viel größer als langbeinige Ziegen, sind zum Ziehen zu schwach; daher werden die Producte des Landes auf Menschen-Köpfen von Ort zu Ort transportirt.

Im nördlichen Abschnitt von Canara liegt der See Onore, welcher von beträchtlicher Ausdehnung und dicht mit kleinen, zum Theil angebauten Inselchen besäet ist. Das Wasser des Sees ist in der trocknen Jahreszeit etwas brakisch (salzig), dagegen völlig frisch während der Regen-Periode, und reich an Fischen, die, gedörrt, einen wichtigen Handels-Artikel bilden.

Diese Provinz und die daran stoßenden Länder sind gewöhnlich das hindostanische Georgien genannt worden, weil es daselbst vorzüglich schöne Weiber giebt. Unsre Quellen fügen indeß hinzu, daß das männliche Geschlecht im hohen Grade eifersüchtig sei und einem Fremden kaum den Anblick seiner Weiber und Töchter erlaube; ein Umstand, der das Zeugniß jener Reisenden, welche die Reize der Damen-Welt von Canara als ganz vorzüglich preisen, etwas verdächtigt.

Canara, lange Zeit im Besitz der Fürsten von Car-

---

through the Mysore, etc. vol. II. p, 347. Der Name Malabar ist von Malaya abgeleitet.

nata, verdankt diesem seinen gegenwärtigen verstümmelten Namen. Buchanan sagt von dieser Provinz: „Das Land macht einen günstigen Eindruck auf den Beschauer; denn selbst der größere Theil der sandigen Anhöhen ist eingefriedigt und mit Bau- und Brenn-Holz beflanzt. Ausgenommen da, wo man das Vieh durch einen sehr breiten Fluß, Mabuculla genannt, zu schwimmen zwang, war die Straße verhältnißmäßig sehr gut. Der genannte Fluß entspringt auf den Ghauts und bringt während der Regenzeit eine beträchtliche Masse Frischwasser mit sich herab; aber wo er die Straße kreuzt, ist das Wasser zu besagter Zeit völlig salzig. Die Fluth vom Meere geht ziemlich weit hinauf, und Kähne können während der Regenzeit nicht weit stroman steuern. Die Ufer sind reichlich mit Kokos-Bäumen beflanzt, welche in Tulava blos auf dergleichen Stellen beschränkt zu sein scheinen" [1]).

Bejapur hat im Norden die Provinz Aurungabad, im Osten einen Theil der nämlichen Provinz und Hyderabad, im Süden die Flüsse Tumbudra und Wurda so wie auch Canara, und im Westen das Meer zur Grenze. Es ist ungefähr dreihundert und zwanzig englische Meilen lang und zweihundert breit.

Der westliche Theil von Bejapur, besonders in der Nachbarschaft der Ghauts, ist außerordentlich uneben und bergig; aber gegen Osten breitet sich das Land in eine schöne und furchtbare, von zahlreichen schönen Flüssen bewässerte Ebene aus. Die Ufer des Bhiema (Bheema), eines Flusses, der durch diesen Theil der Provinz seinen Lauf nimmt, sind wegen trefflicher Pferde-Zucht berühmt, die besten Pferde der Mahratten-Kavallerie stammen von hier. Der zwischen den Ghauts und dem Meere liegende Theil von Bejapur heißt Concan.

Die Stadt Bejapur (das Vizíapur unsrer alten

---

1) Nach Buchanan giebt es in Canara außer dem im Text angezeigten noch andre Transport-Mittel.

europäischen Reisenden [1]), ehemals die Haupt- und Residenz-Stadt eines großen muselmännischen Königreichs, und berühmt wegen ihrer beträchtlichen Ausdehnung und Pracht, nimmt eine Anhöhe ein, ungefähr sechs und zwanzig englische Meilen nördlich vom Flusse Krischna. Jetzt liegt sie in Trümmern; aber ihre gewaltiges Castell, ihre stattlichen und prachtvollen Mausoleen, Moscheen und Minarets, deren einige noch ganz sind, zeigen von ihrer ehemaligen Herrlichkeit und Größe.

Von den Ghauts bis zur See senkt sich das Land allmälig, und zahlreiche Bäche, die von den höher gelegnen Theilen entspringen, verbreiten ihre Gewässer über dasselbe und machen es fruchtbar, aber einen beträchtlichen Fluß findet man nirgends. In früheren Zeiten wurde die ganze Küste von Concan, welche kühn emporsteigt und durch zahlreiche Buchten und Häfen ausgezackt ist, häufig von Seeräubern heimgesucht, deren Unternehmungen hauptsächlich Warie, Gheria und Victoria am Flusse Bauncole betrafen; allein den Engländern ist es jetzt geglückt, die Küste und das Meer von diesem schädlichen Gesindel zu reinigen.

Im südlichen Theile des Concan, zweihundert und funfzig englische Meilen süd-südöstlich von Bombay liegt die Stadt Goa [2]), wo die in Indien als ein Werkzeug zur Bekehrung eingeführte Inquisition, im Namen der Religion, die schrecklichsten Grausamkeiten verübte. Als Buchanan diesen Ort im Jahr 1808 besuchte, überreichte er Dellon's Werk dem Großinquisitor. „Er hatte, sagt dieser Reisende," dasselbe nie zuvor gesehn und begann mit großem Eifer darin zu lesen. Noch war er nicht weit gekommen, als er Symptome lebhaften Unwillens äuf-

1) Hamilton, vol. p. 207; Buchanan, vol. III. p. 104.

2) Der Hindostanische Name dieser Stadt ist Tissouri, Tieffenthaler, Descript. de l'Inde, tom. I. p. 364.

ſerte. Er durchblätterte das Buch haſtig bis zur Mitte und von da bis zu Ende. Hierauf ſchlug er das demſelben vorgeheftete Inhaltsverzeichniß auf und durchlief es mit flüchtigem Blick, gleichſam als wollte er ſich von dem ganzen Umfang des Uebels in Kenntniß ſetzen. Hierauf ließ er ſich auf einen Seſſel nieder und las, während ich fortfuhr zu ſchreiben, als er aber zu einer gewiſſen Stelle kam, rief er mit breitem italieniſchen Accent aus, Mendacium! mendacium! (Lüge! Lüge!) Ich bat ihn, er möchte gefälligſt diejenigen Sellen bezeichnen, welche falſch waren, wir wollten nachmals miteinander darüber ſprechen, da ich noch andre Bücher ähnlichen Inhalts beſäße. „Noch andre Bücher"? erwiederte er und blickte mit forſchendem Auge nach den auf dem Tiſche liegenden. Er fuhr fort zu leſen, bis die Zeit zum Schlafengehen gekommen war, und bat dann um die Erlaubniß, das Buch mit ſich nehmen zu dürfen"[1]).

Die Stadt Bidſchanagur, von hohem Alter und ehemals acht engliſche Meilen im Umfang meſſend, liegt im Innern der in Rede ſtehenden Provinz. Sie war einſt die Hauptſtadt des Königreichs Naraſingha und ſoll ſich durch Glanz und Großartigkeit in hohem Grade ausgezeichnet haben.

Die Provinz Aurungabad, nördlich von Bejapur gelegen, grenzt im Weſten an das Meer, im Oſten an Berar und Hyderabad, und im Norden an Berar, Khandeiſch und Guzerat. Sie enthält manche berühmte Stadt und iſt als ehemaliger Urſitz der Mahratten-Herrſchaft und als der Schauplatz mancher wichtigen Ereigniſſe berühmt. Er war jedenfalls die Hauptſtadt dieſer Provinz, wo Aurungzebe, während ſeiner Viceregentſchaft

---

1) Siehe über dieſe Gräuel Buchanan's Christian Researches, p. 67 und p. 156—182. Desgleichen Dellon's Account of the Inquisition at Goa. Dellon's Schilderungen ſind, wie Buchanan bemerkt, im allgemeinen ſehr genau.

im Dekkan, jene tief angelegten Plane beschleunigte, welche ihn zuletzt auf Indiens Thron erhoben und in den Stand setzten, sich eine unbeneidbare Unsterblichkeit zu erwerben.

Das Castell Ahmednuggur, ausgezeichnet durch seine schöne Lage zwischen den Bergen; und Daulutabad, ein festes Schloß, aus einer isolirten Granit-Masse gebildet und nicht zu erobern, gehören zu den merkwürdigsten Plätzen dieser Provinz. Allein diejenigen Gegenstände, welche vor allen andern die Aufmerksamkeit der Europäer in Anspruch genommen haben, sind die Höhlen-Tempel von Elora, wahrscheinlich natürliche Aushöhlungen im Felsen, aber durch die Kunst erweitert und zu Bau-Werken von ungeheurer Höhe und Ausdehnung erhoben; an ihrer vordern Seite sind die vornehmsten Gottheiten des hindostanischen Pantheismus, nebst Elephanten, Riesen und Symbolen des brahminischen Götzendienstes ausgehauen [1]). Indeß werden gegenwärtig diese geräumigen unterirdischen Tempel, deren Aushöhlung und Ausbau einst so beträchtliche Summen und so viele Arbeit gekostet haben, von den Eingebornen aus irgend einer Ursache vernachlässigt; diese unterhalten hier weder Priester, noch stellen sie Wallfahrten nach denselben an.

Zu dieser Provinz gehört die Insel Bombay, welche unter dem achtzehnten Grad nördlicher Breite liegt. Bombay, einst das Grab der Europäer genannt, jetzt aber der Gesundheit nicht mehr nachtheilig, befindet sich der Mündung des Flusses Goper gerade gegenüber und beherrscht eine ferne Aussicht auf die hohen Berge des Dekkan. Sein Hafen wird unter die berühmtesten der Welt gezählt, sein westlicher Anker-Grund ist vom Lande aus gegen jeden Wind geschützt. Obgleich unter den Tropen gelegen, ist doch das Klima dieser Insel selten drückend

---

1) Capitain Seeley's Wonders of Elora, etc.; Asiatic Researches, vol. VI. p. 389—425.

heiß, die Abwechselung von Land- und See-Winden erhält die Luft beständig frisch; aber der Nachtthau ist reichlich, kalt und der Gesundheit nachtheilig. Die ehemalige ungesunde Beschaffenheit Bombay's ist den Wäldern zugeschrieben worden, welche einst den größern Theil der Insel bedeckten [1]); wiewohl sich nun nicht läugnen läßt, daß unter den Wendekreisen der Aufenthalt in schattigen Hainen und Dickichten, sie mögen aus Kokos- oder andern Bäumen bestehen, schädlich ist, so lagen doch der Malaria (schlechte ungesunde Beschaffenheit der Atmosphäre) von Bombay andre Ursachen zum Grunde; und unter diesen war die hauptsächlichste die besondere Beschaffenheit des Dünger's, den man zur Fruchtbarmachung des Bodens anwendete, dieser Dünger bestand in dem kleinen Roggen einer besondern, im benachbarten Meere sehr häufigen Fischart, den man in Gräben rings um die Wurzeln der Bäume legte. Diese Masse animalischen Stoffs, welcher sehr schnell in Fäulniß überging, exhalirte ein mephitisches Gas, welches dem menschlichen Leben verderblich war [2]).

Die trockne Jahreszeit dauert auf Bombay ungefähr acht Monate hindurch, und ein furchtbarer Gewittersturm [3]), wegen seiner Gewalt und Heftigkeit „Elephanta" genannt, verkündet den Anfang der Regenzeit, welche hier als der angenehmste Abschnitt des Jahres betrachtet wird, und vom Monat Mai bis zu Anfange Septembers anhält. Die unzähligen feuchten Dünste, welche mit Aufhören der Regengüsse von der Erde aufsteigen, schwängern die Luft in reichlichem Maaße und machen dieselbe ungesund; daher denn auch zu solchen Perioden

---

1) Malte-Brun, vol. III. p. 159.

2) Grose's Voyage to the East. Indias, p. 19.

3) Grose's Voyage etc. p. 53, 54

die Einwohner ihre oberen Stockwerke beziehen, wo der Einfluß der Malaria weniger fühlbar ist[1]).

Nördlich von Bombay liegt die größere Insel Salsette, der Wohnsitz einer besonders wilden Rasse, die sich mit Kohlenbrennen beschäftigt, den Europäern aber nur sehr wenig bekannt ist[2]).

Diese Insel, ehemals durch eine schmale Meerenge von Bombay getrennt, jetzt aber mit diesem durch einen Straßendamm verbunden, ist etwa achtzehn englische Meilen lang und dreizehn breit; und besitzt, obgleich gegenwärtig unangebaut und mit Gestrüpp überzogen, einen fruchtbaren Boden; auch war sie in einer sehr frühen Periode ein Platz von beträchtlicher Wichtigkeit, was die mannichfaltigen Ueberreste von künstlichen Teichen, Terrassen, Treppenstufen, nebst einigen höchst merkwürdigen, mit Bildhauer-Arbeit verzierten Höhlen-Tempeln, die auf ihr vorkommen, zur Genüge bezeugen[3]).

Die Provinz Guzerat, dreihundert und zwanzig englische Meilen lang und hundert und achtzig breit, ist im Süden von Aurungabad, im Osten von Khandeisch und Malwah, im Norden von Ajmere, und im Westen von Cutsch, dem Ocean und einem Theil von Multan begrenzt. Guzerat, dessen Inneres in einer beträchtlichen Ausdehnung mit Hügeln und Dickichten bedeckt ist, wird von ansehnlichen und wichtigen Flüssen, z. B. dem Nerbudda, dem Tuptie und dem Sabermatty bewässert, und seine Seeküste ist von kleinen Inseln umgeben und durch zahlreiche Buchten eingeschnitten.

Ein beträchtlicher Theil der Provinz leidet indeß Mangel an Wasser, oder wird wenigstens blos vermittelst sehr tiefer Brunnen damit versorgt. Das Land scheint,

---

1) Ebend. p. 53, 54.

2) Bishop Heber's Journal, vol. III. p, 87.

3) Hamilton, vol. II. p. 171

Digitized by Google

in der Ferne gesehen, mehr als gewöhnlich flach und eben, allein bei größrer Annäherung ergiebt sich bald, daß es in beträchtlichem Grade von natürlichen Schluchten, Klüften und den ausgewühlten Betten der Regenströme durchfurcht und unterbrochen ist; die Regen-Bäche erlangen bisweilen die Größe von Flüssen, an deren Ufern Fährten zum Uebersetzen der Passagiere auf Flößen und Böten eingerichtet sind. Der Boden ist im Ganzen genommen fruchtbar, aber durch Kunst wenig verbessert.

Unter die Haupt-Naturerzeugnisse von Guzerat gehören Pferde, treffliche Stiere und Zugvieh, auch Indigo und Opium, dessen Genuß die Eingebornen der nördlichen Provinzen im Uebermaaß ergeben sind.

Forbes, welcher die größere Hälfte seines Lebens in dieser Provinz zubrachte, beschreibt ihren Anblick und ihre Ernten folgendermaßen. — „In diesem gesegneten Theile von Hindostan stößt man auf keine ungeheuern Höhlen oder Wüsteneien, Alles ist Fruchtbarkeit und Fülle; der Boden, im allgemeinen reich und lehmig, liefert schätzbare Ernten an Batty, Dschuarrie, Badscherie und andern Getraide-Arten; desgleichen Baumwolle, Oel und Pflanzen zum Färben. Einige Theile geben eine doppelte Ernte, vorzüglich die Reis- und Baumwollen-Felder, die beide zu Anfange der Regenzeit im Juni bepflanzt werden. Der Reis wird in Furchen gesäet und ungefähr nach drei Monaten geschnitten. Der Baumwollen-Strauch, welcher drei oder vier Fuß hoch wird, und an Grün (Laub) dem Johannisbeerbusch ähnelt, bedarf einer längern Zeit, um sein zartes Erzeugniß zur Vollkommenheit zu bringen. Die Baumwollensträucher werden zwischen die Reis-Reihen gepflanzt, ohne das Wachsthum dieser Getraide-Art zu beeinträchtigen oder ihree Ernte zu verhindern. Bald nach dem Schnitt des Reises treiben die Baumwollen-Büsche ihre schöne gelbe Blüthe hervor, mit einem hochrothen Auge (Fleck) auf jedem Blumen-Blatt (petalum); der Blume folgt eine grüne Hülse mit einem weißen fadi-

gen Marke (Brei); die Hülse wird in demselben Verhältniß, als sie reift, braun und hart und trennt sich dann in zwei oder drei Theile, welche die Baumwolle enthalten. Ein üppiges Baumwollen-Feld, welches zu gleicher Zeit die sich entfaltende Blüthe, die aufplatzende Kapsel und die schneeweißen Flocken reifer Baumwolle darbietet, gehört zu den schönsten Gegenständen des hindostanischen Landbaus [1]). In allen unbebauten Theilen, besonders gegen die Grenze von Malwah und Ajmere findet man zahlreiche Wäldchen von Babul-Bäumen, aus deren Stämmen und Aesten eine Art Gummi ausschwitzt, die unter den Bhiels und andern wilden Bewohnern der Berge und Dickichte einen wichtigen Nahrungs-Artikel bildet. Besagter Baum, in dichten Reihen um Meiereien und Dörfer gepflanzt, dient vermöge seiner dornigen und fast undurchdringlichen Zweige als ein treffliches Schutzmittel gegen alle wilde Thiere, mit Ausnahme des Löwen, der, wie Hamilton bemerkt, in den Wäldern sehr häufig ist; wiewohl Forbes, der sich sehr lange im Lande aufhielt, versichert, daß dieses furchtbare Thier in der Provinz Guzerat nicht mehr zu sehen sei.

Die Dörfer der bebauten und fruchtbaren Distrikte sind volkreich, und in der Regel von Orangen- und Tamarinden-Hainen, die ihr schattiges Laubdach über Brunnen und Teiche ausbreiten, umgeben. Bambus-Hecken ersetzen bisweilen den Babul-Baum, als Dorf-Wall, und sollen in gleichem Grade nützlich und wirksam sein.

Die zweihundert englische Meilen in der Länge und ungefähr einhundert und vierzig in der Breite messende Halbinsel Guzerat erstreckt sich vom 21. bis zum 23. Grad nördlicher Breite. Sie schießt zwischen den beiden Meerbusen Cutsch und Cambay in den indischen Ocean hervor; zahlreiche Flüsse entspringen in ihrem hoch gelegnen mittlern Theil, bereichern und verschönern das Land, und er-

---

1) Forbes, Oriental. Mem. vol. II. p. 405, 406.

gießen sich dann auf allen Seiten in das Meer. Einer davon, der Adschie (Ajee) verdient wegen des Goldstaubes Erwähnung, welcher von Zeit zu Zeit in seinem Bett gefunden wird. Die größern Flüsse nehmen eine beträchtliche Menge kleine Flüßchen und Bäche in sich auf, von welchen die ganze Provinz auf das mannichfaltigste durchschnitten ist. Mehrere davon haben dichterische Namen, z. B. Rupa = Rote (Silber = Wellen); Phuhldscher (Phooljer), mit Blumen begrenzt; Nagne, geschlängelt; u. s. w.; in der That ist ihr Wasser klar und vortrefflich, und ihre Ufer bieten gelegentlich malerische Scenen romantischer Schönheit dar.

Die vorzüglichsten Städte der Provinz Guzerat sind Baroche, Baroda, Cambay, Ahmedabad, die alte, und Surat, die neue Hauptstadt.

Die Provinz Cutsch, hundert und vierzig englische Meilen lang und etwa fünf und neunzig breit, ist im Osten von Guzerat, im Norden und Westen von Ajmere und Multan, und im Süden von dem Meerbusen gleiches Namens und dem indischen Ocean begrenzt; sie besteht aus zwei auffallend von einander verschiednen Theilen; der eine, ein unermeßlicher Salz = Moor, heißt Runn, der andre ist ein unregelmäßiges, hügliches, zwischen dem Runn und der See völlig isolirt liegendes Land. Dem Runn fehlt es weder an Fruchtbarkeit noch Vegetation, und zeigt sich, wenn der Fleiß des Bebauers nicht durch eine tyrannische Regierung niedergedrückt wird, sehr ergiebig. „Das Innere ist durchaus mit Hügeln von beträchtlicher Höhe bestreut, und die meisten von diesen überzieht dichtes Gestrüpp, wo die kleinen Häuptlinge ihre Festen und Raubhöhlen errichten und von wo aus sie auf die unten sich hindehnenden Thäler herabsehen, die sie entweder schützen oder plündern.

„Die vorzüglichsten Städte sind Bhuj Mandavie, Anjar, Tharra, Cuntcote und Cutarra. Cutsch ist reich an Gießbächen, hat aber keinen schiffbaren Fluß, und über-

all der Küste entlang sind die Quellen und Brunnen mehr oder weniger mit salinischen Bestandtheilen geschwängert"[1]). Im allgemeinen herrscht jedoch Mangel an Wasser, daher auch die Erzeugnisse dieser Provinz niemals für den Bedarf ihrer Bewohner ausreichen. Kohlen- und Eisenschachten sind neuerdings entdeckt worden.

Der Distrikt Runn, welcher die andre Abtheilung von Cutsch bildet, ist ein ungeheurer Salz-Moor, dessen gesammter Flächen-Gehalt sich auf acht tausend englische Quadratmeilen schätzen läßt. Er beginnt an dem äußersten Ende des Meerbusens von Cutah, dessen Fortsetzung er einst gewesen zu sein scheint, und zieht sich an der ganzen Nordgrenze der Provinz herum bis in die Nähe von Lacpat Bander, am Sankra oder östlichen Arme des Indus. Gleich dem Bahr[2]) Faraouni oder Tritons See, unfern der kleinen Syrte, läßt sich dieser ungeheure Moor in gewissen Richtungen durchwandern, dagegen giebt in andern seine schlammige zitternde Oberfläche dem leichtesten Druck nach und stellt mithin dem Durchzug von Caravanen oder Armeen unüberwindliche Hinternisse entgegen.

Obgleich größtentheils kahl und uncultivirt, zeichnet sich doch der Anblick des Runn während der dürren Jahreszeit durch eine außerordentliche Mannichfaltigkeit von Phänomenen aus. Kleine seichte Seen, lange Firsten kahlen Sandes, Fleckchen grüner Weide, Felder des Anbaus fähig und umfangsreiche Schichten salinischer Incrustationen, die hier und da frisch gefallenem Schnee gleichen, wechseln mit einander ab und machen diesen Moor zu einer der auffallendsten und seltensten Stelle in der Welt; hier erzeugt der Serab oder „das falsche

---

1) Hamilton, Description, etc. vol. I. 535, 586.

2) Dr. Shaw's Travels, p. 126.

Wasser der Wüste (Mirage, Luftspiegelung) während der trocknen Periode die seltsamsten und großartigsten Täuschungen. Die verbutteten salinischen Sträucher und Büsche erscheinen als hohe Waldbäume, deren Wipfel sich hin und her bewegen, mit einander vereinen und wieder von einander weichen; Armeen scheinen über die platte Fläche zu ziehen; friedliche Weiler, schattige Wäldchen, Burgen mit Thürmen und Zinnen erheben sich, verschwinden und zeigen sich wieder im schnellsten Wechsel auf dem Salz-Bett des Morastes, um den müden, einsamen Reisenden zu trügen oder zu erschrecken. Wenn die Monsuhns wehen, oder wenn der Wind den Meerbusen aufpeitscht, wird diese ganze unermeßliche Ebne überschwemmt, so daß sie einem See-Arm gleicht; und bei der Rückkehr des Wassers in sein Gebiet sieht man Myriaden todter Krabben, Barben und andrer Fische auf der Oberfläche des Schlammes ausgestreut. Ueber die physischen Ursachen, welchen der Runn seine Entstehung verdankt, sind die Meinungen getheilt. Einige nehmen an, er sei durch den Austritt des Loni gebildet worden, während Andre, mit großer Wahrscheinlichkeit, das Bett eines Golfs darin erblicken, den ein gewaltiges Naturereigniß über das Niveau des Oceans emporgehoben habe. Die Ablagerungen von Erdreich, welches die Flüsse fortwährend mit sich herabbringen, werden in einer nicht allzu fernen Periode das Wasser gänzlich ausschließen, indem der Loni hier dieselbe Rolle spielt, welche der Nil so erfolgreich in Aegypten gespielt hat. Auf den Ufern und kleinen Oasen des Runn weidet der wilde Esel in zügelloser Keckheit, bringt seine Jungen in den Einöden auf und macht von hier aus in den Monaten November und December, wenn die salzhaltige und verbuttete Vegetation der Wüste erschöpft ist, in ganzen Schaaren Einfälle in die Kornfelder und Ebenen. Affen, Stachelschweine und ungeheure Flüge großer Vögel sind nebst dem wilden

Esel die einzigen Bewohner dieser öden und unwirthbaren Gegend [1]).

Der wilde Esel wird bereits im Buche Hiob erwähnt; der Prophet Jeremiah spielt darauf an, und außerdem schildern ihn noch einige andre Stellen der Heiligen Schrift mit vorzüglicher Genauigkeit. Unter den neuern Reisenden, welche dieses Thier beschrieben haben, führen wir vor allen Robert Ker Porter an, welcher zuerst auf seiner Reise von Ispahan nach Schiraß in Persien, kurz nachdem er die Provinz Fars betreten, einen wilden Esel zu Gesicht bekam. Seine persischen Begleiter meinten anfangs, es sei eine Antelope; — der ganze Trupp spornte sogleich die Pferde zum Nachsetzen an, und nach einem scharfen Gallop von anderthalb Stunden holte man den Hund ein, der dem fliehenden Thiere auf den Fersen folgte. Jetzt erst sah Sir Robert, daß er es mit einem Esel zu thun habe, „Allein," um uns der Worte des Reisenden zu bedienen, „seine außerordentliche Flüchtigkeit zeigte mir bald, daß es ein wilder (Esel) war, eine in Europa wenig bekannte Art, welche indeß die Perser, als einen Gegenstand der Jagd, ganz besonders schätzen.

Er schien nur 10 bis 12 Handbreiten hoch zu sein, sein Fell war glatt, wie das eines Rehes, und von röthlicher Farbe; Bauch und Hintertheil zeigten ein Silbergrau; der Hals war länger und zierlicher als bei dem gewöhnlichen Esel; die Beine waren schlank; Kopf und Ohren erschienen im Verhältniß zu diesen schönen Formen etwas zu groß, auch erkannte ich an letztern, daß der Gegenstand meiner Jagd dem Eselgeschlecht angehöre. Die Mähne war kurz und schwarz, desgleichen der Haar-

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 17. 18; Fifteen Years in India, p. 349—352 Lieutenant Burnes's Memoir on the Eastern Branch of the River Indus and the Runn, in den Transactions of the Royal Asiatic Soceiety, vol. II. p. 550—588.

Digitized by Google

Digitized by Google

büschel an der Spitze des Schwanzes. Kein Streif lief längs dem Rücken hin oder kreuzte die Schultern wie bei der uns bekanten Art. Als meine Begleiter heran kamen, sprachen sie ihr Bedauern darüber aus, daß ich ihn nicht geschossen, indem sie mir versicherten, sein Fleisch gelte in Persien als ein vorzüglicher Leckerbissen. Die große Schnelligkeit dieses Thieres und die eigenthümliche Art, womit es über die Ebene floh, stimmen mit dem, was Xenophon davon sagt, vollkommen überein." S. Abbd. 8.

Elphinstone, in dem Bericht von seinen Gesandtschafts-Reisen nach Cabul, schildert dieses Thier als einen Bewohner der Wüste zwischen Indien und Afghanistan, wo man es bisweilen einzeln, jedoch häufiger in Heerden antreffe. Es gleicht nach ihm mehr einem Maulthier als einem Esel, hat aber die Farbe des letztern. Es zeichnet sich durch sein scheues Wesen, noch mehr aber durch seine Schnelligkeit aus, indem es, eine Art von wackelndem Trab laufend, das schnellste Pferd hinter sich läßt. Aus dieser Beschreibung ergiebt sich, daß das von Elphinstone beobachtete Thier in Farbe von dem oben geschilderten abweicht. In Buffon's System der Naturgeschichte findet man den wilden Esel als einen Bewohner der Wüsten von Nordamerika u. s. w. erwähnt, der in Heerden lebe, von grauer Farbe sei, sich durch Schnelligkeit auszeichne, aber keine so zierliche Gestalt habe, als das Zebra.

Die geringen Abweichungen in den Schilderungen dieses Thieres lassen sich leicht erklären, sie mögen wahrscheinlich auf klimatischen Einflüssen beruhen, oder die Species zählt vielleicht mehrere Spielarten.

Der gemeine Esel stammt, wie das Pferd, wahrscheinlich aus dem mittlern Asien. In den ungeheuern Steppen der Tartarei schwärmen noch jetzt ganze Schaaren wilder Esel umher, welche jährlich im Herbste nach Süden hinab ziehen, um in den wilden Gegenden Indiens und Persiens zu überwintern. In der Lebensart

kommen die wilden Esel mit den zahmen überein; nur sind sie außerordentlich unbändig und lassen sich nur mit Mühe zähmen. In Persien gräbt man tiefe Löcher in die Erde, füllt sie zum Theil mit Laub oder Kräutern aus, damit die hineinfallenden Thiere keinen Schaden leiden, und bedeckt oben die Gruben. Die wilden Esel, welche auf diese Art gefangen werden, richtet man zum Ziehen ab und verkauft sie ziemlich theuer. (S. Abbd. 8.)

In einer Entfernung von ungefähr funfzig englischen Meilen von der Stelle, wo der Loni in den Runn von Cutsch fällt, (etwa unter 24° 30′ Br). sendet dieser Fluß zahlreiche Zweige ab, welche sich durch ein Thal schlängeln, und sich wieder mit dem Hauptbett vereinigen, ehe dieses in den Runn tritt. Der Theil des Landes, welchen jene Zweige des Loni bewässern, heißt Nuepur. Derselbe ist ergiebig an Waizen, sehr volkreich, im Vergleich zu den Nachbarländern, und mit Dörfern übersäet. Dieser Distrikt steht unter der Botmäßigkeit des Raja, von Dschudpur[1]).

Der Distrikt Parkur, unter dem vier und zwanzigsten Grade nördlicher Breite, und ziemlich dem ein und siebzigsten östlicher Länge, ist fast auf allen Seiten in den Runn eingeschlossen. Er steht gegenwärtig unter der Herrschaft von zwei Rasputen-Fürsten, aber sein Besitz ist oft der Zankapfel für die benachbarten Regierungen gewesen. In diesem Distrikt giebt es weder Flüsse noch Bäche, dessenungeachtet herrscht daselbst Ueberfluß an Wasser, und seine Bewohner leben von ihren Heerden, mit denen sie von einem Ort zum andern ziehen, wo sie gerade das reichlichste und beste Futter finden[2]).

Bhuj, die Hauptstadt von Cutsch ist eine starke

---

1) Burnes, in the Journal of the Royal Geographical Society, vol. IV. p. 102—106.

2) Siehe Lieutenant Burnes, in the Journal of the Royal Geographical Society, vol. IV. p. 92—102.

aber unregelmäßige Festung; die sie umgebende Mauer ist mit runden und viereckigen Thürmen versehen und mit schwerem Geschütz gespickt, und innerhalb ist jedes Haus ein Fort, indem eine hohe steinerne, mit Terassen und Schießscharten versehene Einfriedigung rings herum läuft, so daß es in der Regel die Straßen und Zugänge bestreichen kann. Sogar die Dörfer sind befestigt, und dürften sie auch einer regelmäßigen, einen guten Artillerie-Park führenden Armee eben keine furchtbaren Hindernisse entgegenstellen, so bieten sie doch den stürmischen Angriffen und undisciplinirten Streitkräften der Eingebornen hinreichend Trotz [1]).

Die Provinz Multan, welche in der Runde des Reichs, zunächst auf Cutsch folgt, grenzt nördlich an Lahore, östlich an die große Wüste von Ajmere, westlich an den Indus, und südlich an das Meer. Ihre größte Länge beträgt ziemlich sechshundert englische Meilen; und ihre Breite wechselt zwischen siebzig und ungefähr hundert und funfzig. Dieses Gebiet umfaßt Bahawulpur Bhakar, Sinde, Tatta und Chalchkaun. Der Boden von Multan ist im allgemeinen durchgängig trocken, kahl und mit salinischen Stofftheilchen geschwängert, seine Erzeugnisse belaufen sich nicht über einige verbuttete Sträucher von hinreichend zähem Leben, um dem Einfluß des Bodens widerstehen zu können. Die Hitze ist übermäßig groß und wird nur selten durch erfrischende Regenschauer oder kühle Seewinde gemildert, überhaupt regnet es nicht mehr als drei oder viermal im Jahre. Aber in der Nähe der Dörfer, welche zahlreich sein sollen, unterhalten Brunnen und künstliche Bewässerung einen gewissen Grad von Fruchtbarkeit und bekleiden die Felder mit Baumwolle, Waizen und andern Getraidearten. Das Kameel, [2]) von

---

1) Hamilton, vol. I. p. 585 — 595.

2) Volney hat mit seinem gewöhnlichen Glück den Bau und Nutzen des Kameels geschildert, ohne dessen Beistand

der gütigen Natur wüsten, nackten Gegenden anstatt der Fruchtbarkeit gegeben, um der Gefährte und Freund des Menschen zu sein, dessen Leben es erhält, ist in Multan

---

manche Theile der Erde unbewohnbar sein würden, er sagt nämlich: —

„Kein Geschöpf scheint dem Klima, worin es existirt, in dem Grade angepaßt zu sein, als das Kameel," es kann kein Zweifel darüber walten, daß eine weise Vorsehung die Beschaffenheit des einen der des andern genau angemessen hat. Da es die Absicht der Natur war, daß das Kameel in einer Gegend leben sollte, wo es nur wenig Nahrung finden kann, so verfuhr sie mit den zu seiner Bildung erforderlichen Materialien sehr sparsam, sie gab ihm nicht die fleischige Feistigkeit des Rindes, Pferdes oder Elephanten, sondern, sich blos auf die genaue Nothwendigkeit beschränkend, verlieh sie ihm einen kleinen Kopf ohne Ohren, der auf einem langen fleischlosen Halse sitzt. Sie nahm von seinen Beinen und Schenkeln jeden zur Bewegung nicht durchaus erforderlichen Muskel, kurz sie versah seinen magern ausgetrockneten Körper blos mit den zu seiner Erhaltung nöthigen Gefäßen und Sehnen. Sie gab ihm aber eine starke Kinnlade, damit es zur Zermalmung der härtesten und zähesten Nahrung geschickt wäre, weil es aber nicht zu viel fressen sollte, so versah sie es mit einem engen Magen und bildete es zum Wiederkäuer. Sie bekleidete seinen Fuß mit einem dicken Fleischpolster, welches, da er im Kothe ausgleitet und zum Klettern keineswegs tauglich ist, dieses Thier blos für einen trocknen und sandigen Boden, wie der von Arabien, geschickt macht; sie hat dasselbe offenbar zur Sclaverei bestimmt, indem sie ihm jede Waffe zur Vertheidigung gegen seine Feinde versagte. 'Nicht begabt mit Hörnern, wie der Stier, oder mit Hufen, wie das Pferd, oder mit dem Rüssel des Elephanten, oder endlich mit der Schnelligkeit des Hirsches; wie könnte das Kameel den Angriffen des Löwen, des Tigers oder selbst nur des Wolfes Widerstand leisten oder sich entziehen? Daher hat die Natur, um die Species zu erhalten, das Kameel in das Herz der unermeßlichen Wüste verborgen, wo der Mangel an Vegetabilien kein Wild anlocken kann, und von wo der Mangel an Wild jedes Raubthier zurückscheucht. Tyrannei mußte den Menschen aus den bewohnbaren Theilen der Erde vertrieben haben, ehe das Kameel seine Freiheit verlieren konnte. Einmal gezähmt machte es selbst den nacktesten Boden bewohnbar.

sehr häufig, dazu kommen noch treffliche Pferde und eine lang geschwänzte Schaf-Art.

Der nördliche, an den Panjab grenzende und innerhalb des Bereichs der periodischen Ueberschwemmungen befindliche Theil der Provinz erfreut sich eines hohen Grades von Fruchtbarkeit.

Das Gebiet Bahawulpur, welches auf eine gewisse Strecke beide Ufer des Indus, den Jhylum und den Chenab in sich schließt, ist theilweise reich, fruchtbar und trefflich angebaut; dagegen sind andere Theile mit niedrigen, an wilden Ebern, Schweinen, Hirschen, wilden Gänsen, Rebhühnern und Florikans reichen Tamarisken-Wäldern bedeckt.

Doab Bhakar hat sich, gleich der westlichen Grenze von Aegypten, seit Jahrhunderten durch das Weiterschreiten der Wildniß allmälig verschlechtert und wird, sollte der Mensch nicht bei Zeiten der um sich greifenden Verödung Einhalt thun, von dieser über kurz oder lang völlig verschlungen werden.

Das Fürstenthum Sinde, nebst Tatta, ist bei weitem der wichtigste Theil von Multan. Es schließt gegenwärtig beide Ufer des Indus in sich und ist östlich

„Das Kameel allein befriedigt sämmtliche Bedürfnisse seines Herrn. Seine Milch allein ernährt die Familie des Arabers unter verschiedenen Formen: als Quark, Käse und Butter; oft verzehrt sie sein Fleisch. Sein Fell liefert Sandalen, Sättel und Riemzeug; sein Haar Zelte und Kleider. Auf seinem Rücken trägt es schwere Lasten; und wenn die Erde dem vom Beduinen so sehr geschätzten Roß kein Futter gewährt, so ersetzt das weibliche Kameel diesen Mangel durch seine Milch, und für alle diese Vortheile bedarf es zu seiner eignen Unterhaltung blos einiges Dorngesträuch, Wermuth oder gestoßene Dattelkerne. So groß ist die Wichtigkeit des Kameels für die Wüste, daß sie, entbehrte sie dieses nützlichen Thieres, nothwendiger Weise jeden Bewohner verlieren würde.“ Vol. I. p. 388 — 390.

von diesem Fluße, mit Ausnahme von zwei oder drei Hügeln, durchgängig so eben als das Meer.

Der Distrikt Chandukie, welchen die Wellen des Indus in zwei großen Zweigen umströmen, ist außerordentlich reich, in vorzüglichem Grade cultivirt und wirft troz dem Despotismus der Regierung beträchtliche Zinsen ab.

Das Klima von Sinde ist, wie das der meisten dürren und kahlen Länder, rein und gesund; die Sommerhitze wird durch kühle Westwinde gemildert. Im Delta des Indus ist indeß das Klima schwül, drückend und von nachtheiligem Einfluß auf die menschliche Constitution; das Thermometer steigt im März oft auf 90°. Die merkwürdigsten Städte in Sinde sind Tatta, Hyderabad, Sehwun und Bukkur. Der Haupt-Seehafen ist Curachie.

Chalkchaun, der am wenigsten bekannte Theil von Multan, galt noch bis ganz neuerlich für eine Sand-Wüste; allein die Eroberungen der Engländer in Guzerat haben diese Ansicht als falsch erkennen lassen; denn, obgleich Dürre der Hauptzug des Bodens ist, so giebt es doch daselbst viele angebaute Stellen, wo rauhe und kriegerische Völkerstämme in wilder Unabhängigkeit hausen.

Die Stadt Multan, wie man vermuthet, das von den Biographen Alexanders erwähnte Malli; liegt unter dem dreißigsten Grad nördlicher Breite, vier Meilen von dem linken Ufer des Chenab. Sie ist von einer schönen, vierzig oder funfzig Fuß hohen, in regelmäßigen Abständen mit Thürmen versehenen Mauer umgeben. Auch besitzt sie eine Citadelle, die auf einer Anhöhe errichtet ist, und verschiedene merkwürdige Gräber. Aus ihrer Umgebung sind die, etwa zwischen siebzig und achtzig englische Meilen davon entfernten Berge von Afghanistan bisweilen sichtbar. Multan ist wegen seiner Seiden-Manufacturen und Teppiche berühmt, wiewohl die letztern den persischen in Güte nachstehen; und die Um-

gegend, gleich einem Garten angebaut und mit Neem-, Dattel- und Peepul.-Baum-Wäldchen überstreut, bietet eine reiche und höchst mannichfaltige Landschaft dar.

Die Provinz Lahore grenzt südlich an Multan, Ajmere und Delhi, östlich an die nördlichen Berge von Hindostan, nördlich an Caschmer, und westlich an die Fluthen des Indus, welche sie von Afghanistan trennen. Lahore besteht aus zwei ziemlich gleich großen, aber in ihrer Beschaffenheit beträchtlich von einander abweichenden Theilen: dem gebirgigen, Kohistan genannt, welcher die ganze nordöstliche Hälfte der Provinz einnimmt; und dem Panjab[1]), oder der großen Ebne der fünf Flüsse, die sich vom Fuße des Himalaya bis zum Indus erstreckt. Das Klima unterliegt beträchtlichen Wechseln; die Hitze des Sommers erreicht vorzüglich in den hohlen und wellenartigen Sand-Ebenen des Panjab fast dieselbe Höhe wie an den Ufern des persischen Meerbusens, wo die ganze Atmosphäre gleich einem Ofen glüht; während die nördliche Hälfte im Winter eine, ziemlich der im mittlern Europa zu besagter Periode herrschenden ähnliche Kälte erfährt.

Berniér empfand, als er den Hof des Aurungzebe nach Caschmer begleitete, die vollen Wirkungen eines Panjabschen Sommers! — „Da unsre Bewegungen,“ sagt dieser Schriftsteller, „langsam waren, so wurden wir in jenen brennenden Hohlwegen, welche die Sonnenstrahlen gleich einem ungeheuren Brennglase verdichteten und zurückwarfen, von der Hitze des Sommers überrascht, welche nicht viel geringer ist, als an den Ufern des persischen Meerbusens. Kaum war die Sonne über den Horizont getreten, als auch die Hitze unerträglich ward.

1) Malte-Brun, der, ich weiß nicht, welcher Auctorität folgt, hat irriger Weise den Namen Panjab auf die ganze Provinz Lahore ausgedehnt. Précis de Géographie Universelle, tom. IV. p. 46.

Kein Wölkchen verdunkelte das Firmament, kein Lüftchen wehte über die Erde. Jedes Kräutchen war zu Asche gebrannt; und dem ganzen Horizont entlang zeigte sich nichts als, nach unten eine endlose mit Staub erfüllte Ebne, und nach oben ein eherner, kupferfarbener Himmel, der gleich der Mündung eines Schmelzofens glühete." Die erschöpften, abgemagerten Pferde konnten kaum ihre Beine schleppen; ja die Hindus selbst, welche für die Sonnenhitze geschaffen zu sein scheinen, fingen an zu ermatten, und unser Reisender, welcher dem Klima Aegyptens und der arabischen Wüsten getrotzt hatte, schreibt in einem, aus dem Lager am zehnten Tage nach ihrem Aufbruch von Lahore datirten Briefe — „Mein ganzes Gesicht, meine Hände und Füße waren wund, und der ganze Körper war mit kleinen rothen Pusteln, welche wie Nadeln stachen, bedeckt. Gestern wurde einer unsrer Reiter, der zufälliger Weise kein Zelt hatte, am Fuße eines Baumes, den er im Todeskampfe fest umklammert, todt gefunden. Ich weiß nicht, ob ich die Nacht noch erleben werde, alle meine Hoffnungen beruhen auf ein wenig geronnener Milch, die ich in Wasser aufweiche, und etwas Zucker nebst vier oder fünf Citronen. Sogar die Tinte am Schnabel meiner Feder trocknet ein, und die Feder selbst entsinkt meiner Hand, Adieu"[1]).

In diesen Distrikten hat auch die Landschaft ein europäisches Aussehen, indem der Saum von Bächen und Bergströmen mit Weiden besetzt ist, während dunkle Fichten-Wälder über die grünen Klippen hängen und die einsamen Bergschluchten bedecken. Die Eingebornen wissen zwar nichts von dem Verfahren zur Gewinnung des Pechs und Theers, bedienen sich aber doch der Späne ihrer resinösen Hölzer als Lampen.

---

1) Lives of celebrated Travellers.

Früchte und Gemüse sind selten; denn das Klima ist zu heiß für Persiens Erzeugnisse; auf der andern Seite ist es zu kalt, um die indischen zur Reife zu bringen. Große Lager fossilen Salzes werden in verschiedenen Distrikten gefunden, überhaupt soll das ganze Land Ueberfluß an reichen Schachten haben. Der cultivirte Theil des nördlichen Abschnitts von Lahore besteht, wie in den Kaffeebergen von Yemen, in kleinen Ebnen, welche, vom Gipfel der Hügel beginnend, in gewissen Absätzen untereinander hervorspringen, gleich einer Reihe halbkreisförmiger Stufen oder Schwellen. Diese fruchtbaren Terrassen werden fortwährend reichlich durch die periodischen Regengüsse getränckt, welche zugleich die feinern Erdtheilchen vom Gipfel der Berge herabspülen, und die sich aufhäufende Masse wird durch große, von lockern Steinen gebildete Vorsprünge am völligen Herabrollen gehindert. In den schmalen Thälern, welche sich zwischen den Hügeln hinziehen, wird Reis, jedoch nicht in großen Quantitäten, erbaut.

Das Fürstenthum Jessulmere, ein Theil der Rajputen=Staaten, ist zwischen dem 25 und 28° nördlicher Breite und 69 — 72° östlicher Länge begriffen. Es nimmt einen Flächenraum von etwa zwanzig tausend englischen Quadratmeilen ein. Es ist kahl und unfruchtbar, mit wenigem Ackerland, und besser zur Trifft als zum Anbau geeignet; allein man findet daselbst weder zahlreiche Schaf= noch Rinderheerden. Jessulmere hat keine Flüsse, und die periodischen Regen sind spärlich und unbestimmt.

Die Stadt Jessulmere ist schön und hat ungefähr zwanzigtausend Einwohner; das Land ist dünn bevölkert, und die Einkünfte sind unbeträchtlich.

Judpur (Dschudpur) oder Marwar ist der umfangsreichste Bezirk der Rajputen=Staaten, und eins der größten, gegenwärtig unter einem eingebornen indischen Fürsten stehenden Besitzthümer. Dieses Gebiet liegt zwischen dem

70° und 75° Oest. Länge und d. 24° und 28° Nörd. Breite nnd nimmt einen Flächenraum von ungefähr siebzigtausend englischen Quadratmeilen ein. Es ist reich an werthvollen Producten, sowohl Mineralien als Vegetabilien, und wohl bevölkert. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Rajputen, diesen zunächst in Zahl stehen die Ghats, eine braungelbe, starke, ursprünglich von Bicanier und den Ländern westwärts von Delhi stammende Menschen-Rasse. Das Land ist von Gießbächen durchschnitten, die in der dürren Jahreszeit austrocknen, während der Regenmonate dagegen mit Heftigkeit strömen. Waizen wird in großen Quantitäten nach Ajmere, Bicanier u. s. w. ausgeführt. Der gegenwärtige Raja von Judpur ist Man Singh, der die Geschichte seiner Ahnen bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts verfolgen kann; seine Einkünfte sind bedeutend. Die Stadt Judpur soll gegen funfzigtausend Einwohner enthalten[1]).

Bei weitem der fruchtbarste Theil von Lahore ist der Panjab oder die „Gegend der fünf Flüsse", wiewohl man seine Fruchtbarkeit und Reichthümer ebenfalls bedeutend übertrieben hat.

Mit Ausnahme des Ufergebiets an den großen Flüssen, ist der Boden sandig und im hohen Grade der nährenden Kraft entbehrend.

Oestlich vom Flusse Jhylum oder Hydaspes besteht das Land, eine flache oder wellenförmige Ebne, hauptsächlich in Weide-Grund und ernährt zahlreiche Rinder- und Büffel-Heerden, während auf der nach Westen zu gelegnen Ebne, zwischen dem Jhylum und dem Indus unermeßliche Heerden Pferde weiden. Bäume giebt es daselbst nur wenig.

1) Burnes, in the Journal of the Royal Geogr. Soc. vol. IV. p. 105 — 129.

Digitized by Google

Amritsir, die heilige Stadt der Sheiks, liegt zwischen den Flüssen Setlej und Ravie. Lahore, die Hauptstadt steht auf dem südlichen Ufer, das hier ungefähr dreihundert Schritt breit ist. Die große Straße, welche, von einer doppelten Plantanen-Reihe beschattet, von Delhi nach Persien und Samarkand führt, geht durch Lahore, welches, obgleich seines alten Glanzes beraubt, doch noch einige große Gebäude und prächtige Gärten besitzt. Der alte Mogul-Palast, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und mit Granit bekleidet, ist eins der stolzesten Gebäude in der Welt. Vom entgegengesetzten Flußufer gesehen, mit seiner großartigen Façade, umgeben von Terrassen, welche Indiens reichsten und buntesten, in ewigem Frühlingsglanze prangenden Blüthenschmuck entfalten, kann er einen Vergleich mit den schwebenden Gärten von Babylons Königin oder den Feen-Schöpfungen der arabischen Mährchen aushalten. Das Innere dieses gewaltigen Gebäudes ist mit schönem rothen Granit, Porphyr, Lazurstein und Gold geschmückt. Unter allen seinen Gemächern und Zimmern indeß verdient der Thron-Saal die meiste Bewunderung, eine prächtige Halle, deren Decke und Wände mit Spiegeln von Bergkrystall überkleidet sind, während längs der umgebenden Gallerie ein Geländer von massivem Gold mit künstlichen Fruchtbündeln von Perlen und Juwelen verläuft. In einem andern Gemach ist ein Bad von orientalischem Agat in Gestalt eines Bootes und mit goldenen Reifen oder Bändern umgeben. Dieses Bassin, welches acht Oxhofte fassen kann, war zur Zeit der Mogul-Kaiser in Gebrauch, die es mit Rosenwasser füllen ließen[1]).

Ungefähr zwei englische Meilen nördlich von Lahore steht das berühmte Mausoleum von Jehanghir, welches

---

1) Legoux de Flaix, Essais, tom. I. p. 147.

zwar mit dem Taj Mahal von Agra keinen Vergleich aushält, aber doch ein Bauwerk von überraschender Größe und Pracht ist.

Die Provinz Caschmer, zwischen dem vier und dreißigsten und fünf und dreißigsten Grade nördlicher Breite gelegen, ist von zwei Armen des indischen Kaukasus umgeben, welche nach einem beträchtlichen Auseinanderweichen die ganze Thalstrecke umfassen und sich wieder mit einander vereinigen. Caschmer grenzt im Norden an Klein-Tibet, im Westen an Ladhak, im Süden an Lahore, und im Westen an Pukhely; es ist mit Einschluß der Berge ungefähr hundert und zehn englische Meilen lang und etwa sechszig breit. Die unter dem Hindus über die Bildung dieses herrlichen Thales verbreiteten Sagen haben eine große Aehnlichkeit mit denen, welche unter den Griechen hinsichtlich Thessaliens herrschen; beide nämlich sollen ursprünglich von hohen Bergen eingeschloßne Seen gewesen sein, die Berge aber, nachmals durch Erdbeben von einander gerissen, hätten das Wasser entweichen lassen. Was auch immer sein Ursprung gewesen sein mag, so steht das indische Tempe, obwohl von minder berühmten Dichtern gepriesen, weder in Fruchtbarkeit noch Schönheit dem thessalischen nach. Felder, und Fluren mit ewigem Grün bekleidet und dicht bestreut mit Veilchen, Rosen, Narzissen und andern prachtvollen oder wohlriechenden Blumen, welche hier wild wachsen, begegnen dem Auge auf allen Seiten; während, um sie zu theilen oder noch mannichfaltiger zu machen, zahllose krystallhelle Flüßchen und mehrere Seen von verschiedener Ausdehnung im Vordergrunde der Landschaft gleiten und schimmern. Auf allen Seiten rings herum erhebt sich eine Reihe niedriger grüner Hügel, fleckweiße mit Bäumen bewachsen und der Gazelle und andern grasenden Thieren köstliches Futter darbietend; während die Riesen-Gipfel des Himalaya, spitzig, schrof, und in tausend seltsame Formen gebrochen, im Hintergrunde ihre schneebedeckten Häupter emporstrecken. Von

diesen unersteigbaren Höhen, auf welche die Einbildungskraft des Hindu seinen ewig hellen und leuchtenden Himmel versetzt hat, rieseln zahllose klare Bächelchen in das Thal herab, stürzen sich in kleinen dünnen Katarakten über vorspringende Felsen und unterwerfen sich, nachdem sie die höher liegenden Theile mit Schaum und Getös erfüllt haben, dem Landmann, um in künstlichen Kanälen durch die sich unten ausbreitenden Gärten und Felder geleitet zu werden. Diese zahlreichen Gießbäche, welche sich, bevor sie aus dem Thale treten, in einen Strom vereinigen, können als die Quellen des Jhylum, eines der mächtigsten Flüsse Hindostans, betrachtet werden.

Der Schönheit und Fruchtbarkeit Caschmers kommen die Milde und gesunde Beschaffenheit seines Klimas gleich. Hier sind die südlichen Abhänge der Hügel und Berge mit den Früchten und Blumen Hindostans bekleidet; aber übersteigt man den Gipfel und gelangt man auf die entgegengesetzte Seite, so findet man die Erzeugnisse der gemäßigten Zone und die Züge einer europäischen Landschaft. Bernier, die strengen Zügel seiner Philosophie abwerfend, überließ sich zwischen diesen Hügeln, die ihn mit ihren Rinder-Heerden, ihren Ziegen, ihren Gazellen und ihren zahllosen Bienenschwärmen als das verheißene Land, wo Milch und Honig fließt, erschienen, ganz seiner Phantasie.

„Die Bewohner dieses irdischen Paradieses, eben so schön wie ihr Klima, standen zu Bernier's Zeit in dem Rufe, daß sie sich vor allen Hindostanern durch Geistes-Fähigkeiten und Fleiß auszeichneten. Künste und Wissenschaften blühten bei ihnen, und ihre Palankins, Bettgestelle, Koffer, Schränke, Löffel, Mussivarbeiten und andere Manufacturen waren durch den ganzen Orient berühmt. Vor allem aber verschafften ihnen ihre Shawls, ein reicher, mit besondrer Geschicklichkeit gewobner Kleidungs-Artikel, die sich bis auf den heuti-

gen Tag des Beifalls des schönen Geschlechts durch die ganze Welt erfreuen, den ausgezeichnetsten Ruf"[1]).

Keinem Reisenden ward jemals eine bessere Gelegenheit zu Theil, Caschmer zu durchforschen, als dem gelehrten Bernier. Dem Gefolge von Aurungzebe zugesellt, stand jeder Ort seiner Wißbegierde offen, und Geschmack und Gewohnheit bestimmten ihn zur genauesten Untersuchung alles dessen, was sich seiner Beobachtung darbot.

„Während seines dreimonatlichen Aufenthalts in dieser entzückenden Gegend machte er mehrere Excursionen nach den umliegenden Bergen, wo er inmitten der wildesten und erhabensten Scenerei mit Staunen und Verwunderung die natürliche Aufeinanderfolge von Emporkeimen und Verfall erblickte. Auf dem Boden jäher Abgründe, den nie ein menschlicher Fuß betreten, sah er manchen ungeheuren Stamm, den die Zeit hinabgerollt hatte, einen über dem andern liegend und in Verwitterung begriffen; während hart an ihrem Fuße oder unter ihren zerbröckelnden Aesten und Zweigen junge Stämmchen aufschossen und herrlich gediehen. Einige dieser verwesenden Bäume waren angesengt und zum Theil verbrannt, entweder durch den Blitz oder, wie die Landleute erzählen, in Folge der glühend heißen Winde, die sie während der Sommer-Hitze gegen einander gerieben und in Brand gesetzt hatten.

„Der Hof, welcher Caschmer blos Vergnügens halber bereiste, suchte natürlicher Weise sich alle mögliche Genüsse, welche die Gegend darbieten konnte, zu verschaffen, sowohl diejenigen, welche nicht ohne Anstrengung und Schwierigkeiten erlangt werden, als auch die gewöhnlichen, welche gleich Blumen über die Erde ausgestreut daliegen. Der Kaiser oder wenigstens sein Harem erstieg daher die niedrigere Hügelreihe, um sich des Anblicks von

---

2) **Lives of celebrated Travellers, vol. I. p. 210, 211.**

Abgründen und steilen Felsenwänden, über Schluchten hängenden Waldungen und aus deren finstrer Tiefe hervorbrechenden und mit donnerähnlichem Getös und wilder Wuth über Klippen von ungeheurer Höhe herabstürzenden Strömen zu erfreuen. Einer von den eben erwähnten kleinen Katarakten schien Herrn Bernier der vollkommenste seiner Art in der Welt zu sein; Jehanghir, der mehrere Jahre in Caschmer zubrachte, hatte einen benachbarten Felsen, von welchem aus dieser Wassersturz im vortheilhaftesten Lichte gesehen werden konnte, ebnen lassen, um sich an dem Anblick der herrlichen Erscheinung in aller Muße zu ergötzen. Hier errichtete Aurungzebe eine Art von Theater zur Bequemlichkeit seines Hofes; und hier saß man und blickte mit Verwunderung und Entzücken auf dieses herrliche Werk der Natur, das in Großartigkeit und zufolge der Gefühle, die es hervorruft, alle Wunder von Menschenhand weit hinter sich zurückläßt. Von hieraus sah man in beträchtlicher Ferne, wie der Strom mit Gewalt den steilen Bergabhang durch eine finstre, von Bäumen überschattete Schlucht wellenartig herabfluthete. Angelangt am Rande des Felsen sprang die ganze Wassermasse darüber hinaus bog, sich dann im Fallen gleich dem Nacken eines Streitrosses und stürzte hierauf mit betäubendem unaufhörlichen Donnergebrüll in den unten gähnenden Abgrund"[1]).

Moorcroft, dessen Bemerkungen über die natürlichen Erzeugnisse und den Ackerbau von Caschmer neuerdings in dem englischen Journal der Königlichen Geographischen Societät erschienen sind, huldigt der Meinung, daß Caschmer ehemals ein unermeßlicher See gewesen sei, und fügt noch hinzu, daß man das nach und nach erfolgte Sinken des Wassers an horizontalen deutlichen Linien längs der Berg-Abhänge wahrnehmen könne. Die Beschaffenheit der Felsenarten, woraus die höchsten und

1) Lives of celebrated Travellers, vol. I. p. 212, 213.

primitiven Berge bestehen, welche den großen äußern Thalgürtel bilden, zu untersuchen, fehlte es Herrn Moorcroft an Gelegenheit; die Felsen im Innern aber gehören, seiner Angabe gemäß, der secundären Formation an und bestehen in einer beträchtlichen Ausdehnung aus verhärtetem Thon. „Der Boden des Beckens," fährt er fort, „ist mit einer dicken Schicht angeschwemmter Thonerde überzogen, welche in ihrem Fortschreiten nach der Oberfläche mit Dammerde vermischt ist, und letztere gewährt, bei sehr geringer Arbeit, den reichsten und ergiebigsten Boden [1]).

Von Caschmer, **welches in der That ein isolirter Fleck ist, schreiten wir über den zwischenliegenden Distrikt Kohistan nach der kleinen, Setlej und Jumna genannten Provinz; diese Landschaft, welche ihren Namen den beiden großen Flüssen verdankt, zwischen denen sie liegt, bildet einen Theil jener Alpen-Gegend, welche von indischen Geographen das nördliche Hindostan genannt wird, und erstreckt sich, in Gestalt eines Parallelograms schräg nach Süden laufend, von 77° Br., etwas westlich vom Setlej, bis zum Flusse Tiesta unter 88° 30′ östlicher Länge; über diese Grenze hinaus, in den Bergen, herrscht die Lama-Religion. Der Theil des in Rede stehenden Landes, welchen** wir der Kürze halber die Provinz des Jumna nennen wollen, grenzt nördlich an das Himalaya-Gebirge, westlich an den Setlej, südlich an Delhi, und östlich an den Fluß Jumna. Seine Länge mag sich auf ziemlich neunzig, und seine Breite auf etwa sechszig englische Meilen belaufen; er zerfällt in vier Fürstenthümer, zwölf größere und vierzehn kleinere Besitzungen [2]).

Die Provinz Gurwal oder Serinagur, der nächste Abschnitt von Nord-Hindostan, stößt im Westen an den

1) Journal of the Royal Geographical Society, vol. II. p. 253.

2) Hamilton's Description of Hindostan, vol. II. p. 602

Jumna, im Norden an das Himalaya-Gebirge, im Osten an die Flüsse Dauli, Alacananda und Ramganga, und im Süden an die große Ebene des Ganges.

Capitain Raper, welcher den Ganges und die daran grenzenden Länder besuchte, giebt uns folgende Schilderung von Serinagur: —

„Läßt man sein Auge von einer Anhöhe über Serinagur schweifen, so gewährt dieses den Anblick eines Doppelthals, wovon das eine mit dem Fluß in gleicher Ebne liegt, während das andre seine Ufer einnimmt, vierzig oder funfzig Fuß über ersterem, und sich längs dem Fuße des Berges hindehnend. Das tiefere Thal, worin die Stadt erbaut ist, verdankt sein Daseyn offenbar dem Zurückweichen des Alacananda von seinem südlichen Ufer; und obgleich die Periode zu entfernt ist, um sich völlige Gewißheit über diesen Umstand zu verschaffen, so fühlt man sich doch durch die Erscheinung des Randes oder Ufers, welches die Aushöhlung bezeichnet, zur Annahme jener Ansicht versucht, so wie auch des Umstandes, daß der Fluß in Folge seiner gegenwärtigen vorschreitenden Neigung allmälig in sein ehemaliges Bett zurückkehre. Vom Boden des obern Thales bis zur Stadt erstreckt sich ein Flächenraum von ungefähr einer halben englischen Meile, welcher in kleine Felder und Einfriedigungen vertheilt ist, mit einigen hier und da zwischen ihnen ausgestreuten Mango-Bäumen. Der Stadt gegenüber spaltet sich der Alacananda in zwei oder drei Zweige, die sich eine halbe Stunde weiter unten wieder vereinigen. Auf einer der kleinen Inseln stehen die Ruinen von Gebäuden, die früher mit der Stadt verbunden waren. Der Anblick der Berge im Umkreise ist sehr kahl; hier und da zeigt sich wohl ein einzeln stehender Baum, aber die allgemeinen Züge verrathen einen felsigen, unwirthbaren Boden; und die geringe Vegetation, womit sich derselbe von Zeit zu Zeit bekleidet, welkt und verdorrt sehr bald wieder. Auf dem entgegengesetzten Flußufer sieht man einige Weiler,

die sich am Fuße der Hügel hinziehen. Eins der größten dieser Dörfer heißt Rani Hat't; dasselbe enthält einen dem Rajah Iswara geheiligten Tempel, in dessen Heiligthum einige Gebräuche ausgeübt werden, welche an die mysteriöse Feier im Tempel der cyprischen Göttin erinnern" [1]).

Hamilton beschreibt den Charakter und Anblick des Landes folgendermaaßen: — „Südwärts, gegen Lolldong hin, bietet die Oberfläche dieses Distriktes eine Vereinigung von Hügeln dar, die sich in mancherlei Gestalten und Richtungen zusammendrängen, bisweilen bilden sie parallel laufende Ketten von geringer Ausdehnung, die oft an ihren Enden durch schmale, unter rechten Winkeln quer durch die Thäler sich ziehende Firsten mit einander verbunden sind. Die Gipfel dieser Kette sind in der Regel schmal und verschiedenartig gestaltet, und der Abstand von einer Kette zur andern ist kurz; die Thäler sind daher so beschränkt und enge, daß sie in einigen Theilen nicht Raum genug enthalten, um ein Corps von tausend Mann aufnehmen zu können. Einige der in Rede stehenden Hügelreihen sind mit Bäumen bewachsen und stets grün; andre dagegen sind nackt und steinig, und folglich weder zur Beherbergung von Vögeln noch vierfüßigen Thieren geeignet. Auf der Ostseite dieser Provinzen ziehen sich zwischen den niedrigen Bergketten lange Eichen-, Stechpalmen-, Roßkastanien- und Tannen-Wälder hin; hier und da erblickt man Stachelbeersträucher in großer Menge und, was den Geschmack ihrer Früchte anlangt, den europäischen nicht ungleich.

„Von Lolldong bis zum Ganges bildet das Land, mit wenigen Unterbrechungen, eine zusammenhängende waldige Hügel-Kette, die sich westlich in eine beträchtliche Ferne erstreckt. In diesen Waldungen ist der Elephant häufig, steht aber in Größe und Tugenden den Chittagong-Ele-

1) Asiat. Res. vol. XI. p. 503.

Digitized by Google

phanten weit nach, weshalb er nur selten gezähmt wird. Auf der Ostseite findet man Berg-Fasane in dem Gebirge; sie halten sich indeß gewöhnlich in der Nähe der Gipfel auf und kommen selten, außer wenn viel Schnee fällt, in die Thäler herab. Uebrigens ist nur ein kleiner Theil dieses umfangsreichen Landes bevölkert und angebaut; bei weitem die größere Hälfte seines Flächengehalts bildet das ungestörte Besitzthum wilder Thiere"[1]).

Das Königreich Nepaul, die ausgedehnteste und wichtigste Provinz von Nord-Hindostan, grenzt nördlich an die Himalaya-Berge, die es von Tibet trennen, im Westen an Kumauhn, im Süden an Delhi, Oude, Bahar und Bengalen, und im Osten an das Fürstenthum Sikkim.

Von diesem Lande findet sich in den Asiatic Researches folgende, vom Vater Giuseppe, dem Präfect der römischen Mission, aufgezeichnete interessante Nachricht: —

„Wiewohl die Straße" (er beschreibt nämlich seinen Eintritt in das Königreich Nepaul) „sehr unbequem und drei oder vier Tagemärsche hindurch, in den Gebirgspässen, äußerst schmal ist, wozu noch kommt, daß man mehr als funfzig Mal über den Fluß setzen muß, so erfreut sich doch das Auge, hat man erst die dem Innern des Landes zugekehrte Seite der Berge erreicht, ehe man herabsteigt, einer entzückenden Aussicht auf die weitausgedehnte Ebne von Nepaul, die sich gleich einem, mit volkreichen Städten und Dörfern bedeckten Amphitheater ausbreitet, ihr Umfang beträgt ungefähr zweihundert englische Meilen! indeß ist sie etwas unregelmäßig und rings von Hügeln eingeschlossen, so daß Niemand sie betreten oder verlassen kann, ohne seinen Weg durch die Berge zu nehmen.

„Auf dieser weiten Fläche liegen drei große Städte, deren jede die Residenz eines unabhängigen Königreichs

1) Description of Hindostan, vol. II. p. 633, 634.

war; die vorzüglichste von diesen drei Städten nimmt den nördlichen Theil der Ebne ein und heißt Cat'hmandu; sie enthält ungefähr achtzehn tausend Häuser; das Königreich erstreckt sich von Süden nach Norden, zwölf oder dreizehn Tagereisen weit, bis an die Grenzen von Tibet, und seine Ausdehnung von Ost nach West beträgt beinahe eben so viel.

„Außer diesen drei großen Plätzen enthält Nepaul noch manche andre umfangsreiche Städte und feste Plätze von geringerer Bedeutung; eine derselben ist Timi und eine andre Cipoli, welche jede achttausend Häuser haben und sehr volkreich sind. Alle diese Städte, groß und klein, sind gut gebaut, die Häuser von Ziegelsteinen aufgeführt, haben drei bis vier Stockwerke; ihre Zimmer sind jedoch nicht hoch; sie haben hölzerne, gut gearbeitete und mit großer Regelmäßigkeit angeordnete Thüren und Fenster. Die Straßen sämmtlicher Städte sind mit Ziegel- oder Bruchsteinen gepflastert und regelmäßig geneigt, um das Wasser abzuleiten

„In fast allen größern Städten findet man auch gute steinerne Brunnen, von welchen das Wasser durch steinerne Canäle in allen Richtungen für die Einwohner vertheilt wird. Jede Stadt besitzt große viereckige, gut gebaute Verandahs zur Bequemlichkeit der Reisenden und Einwohner. Diese Verandahs heißen Pali; man findet dergleichen in verschiednen Theilen des Landes so wie auch Brunnen zum öffentlichen Gebrauch. Außerhalb der Städte, im Umkreise, sind kleine viereckige, mit Ziegelsteinen ausgemauerte und bequeme Zugänge habende Wasserbehälter, in die man, will man sich baden, auf mehreren Stufen hinabsteigt. Ein solches Bassin, vor der Stadt Cat'hmandu, maß in Länge auf beiden Seiten wenigstens zweihundert Fuß und zeugte durchaus von guter Arbeit"[1]).

---

1) Asiatic Researches, vol. II. p. 307 etc. Die beiden Hauptwerke über dieses Land sind: Kirpatrick's Account of the

Die äußerste Länge von Nepaul beläuft sich etwa auf neunhundert und sechszig, und die Breite auf hundert und funfzig englische Meilen. Dieses merkwürdige Land besteht aus drei parallelen Gürteln, von denen der erste, ziemlich zwanzig englische Meilen breit, einen Theil der Ganges-Ebne bildet. Hierauf folgt eine Region von fast derselben Breite, bestehend in einer Reihe kleiner Hügel, die sich terrassenartig einer hinter dem andern erheben, bis endlich die größten sich mit den hohen Bergen des Himalaya vereinigen. Durch die felsigen Thäler oder Klüfte, welche die Hügel von einander trennen, strömen zahlreiche Flüßchen, die auf dem südlichen Abhange der Berge entspringen, herab und verbreiten Fruchtbarkeit und Grün über das ganze Land. Großartige Wälder, aus Saul- (Shorea robusta), Sisuh- (Dalbergia Sisoo) und Toon- (Cedrela toona) Bäumen bestehend, begrenzen die Abhänge der kleinen Anhöhen und erstrecken sich weit in die anstoßenden Ebenen hinein. Je weiter man hinauf steigt, desto größere Mannichfaltigkeit zeigen die Wälder, die mehr und mehr alpinische Züge entfalten, indem sich die dunkle Tanne freier und häufiger mit der Mimosa und andern Bäumen der Ebne vermischt. Papageien und manche andre Vögel-Arten sind in diesen Waldungen in Ueberfluß zu finden und werden von den Eingebornen gefangen, und sobald sie im Sprechen abgerichtet worden, nach Bengalen zum Verkauf gebracht, so wie die Tyroler mit Kanarien-Vögeln alle Theile von Europa bereisen.

Zwischen den Hügeln und dem Himalaya stößt man bisweilen auf schöne angebaute Thäler; allein die meisten werden troz ihrer Fruchtbarkeit vernachlässigt, woran ihre äußerst ungesunde Beschaffenheit schuld ist. Einige von diesen wilden Thalschluchten erzeugen Rattan- und Bambusrohr von riesenmäßigen Dimensionen; in andern findet

---

Kingdom of Nepal, London, 1811, 4to. und Francis Hamilton's Account of the Kingdom of Nepal, Edinburgh, 1819 4to.

man nichts als Eichen und Fichten; während eine dritte Classe die Ananas und das Zuckerrohr zur Reife bringt. Andre wieder tragen Gerste, Hirse und ähnliche Getraide-Arten. Pfirschen wachsen an jedem Bächelchen wild, kommen aber nie zur Reife; und der Weinstock, der mehr Pflege und Abwartung erfordert, als ihm hier zu Theil wird, trägt nur schlechte Trauben. Aber die Orange, welche im Winter reift, gelangt im Königreich Nepaul zur größten Vollkommenheit. Ingwer = Cardamom und Getraide jeder Art giebt es in Menge.

Cat'hmandu, die Hauptstadt, steht auf dem östlichen Ufer des Bishenmutty, viertausend siebenhundert vier und achtzig Fuß über den Ebenen Bengalens. Sie ist von geringer Ausdehnung.

Die merkwürdigsten darin enthaltenen Gegenstände sind eine große Anzahl hölzerner Tempel, welche eben so wohl als die aus Ziegelsteinen aufgeführten Pagoden chinesische Bauart verrathen und drei oder vier abhängige Dächer haben. Niemand außer den Priestern und Fürsten darf ihr Heiligthum betreten. Die Häuser sind drei oder vier Stock hoch, ein Umstand, welcher für die Seltenheit von Erdbeben zeigt; die Straßen quetschend enge und unbequem wetteifern in Koth mit denen von Benares. Die Bevölkerung mag sich auf ziemlich zwanzig tausend Köpfe belaufen.

Das Fürstenthum Sikkim, eine kleine, wenig erforschte Provinz, von Nepaul und Bhotan, (Butan) begrenzt, liegt ganz zwischen Hügeln; und seine Erzeugnisse, sowohl aus dem Stein- als Pflanzenreiche, stimmen völlig mit denen von Nepaul überein.

„Nach der Aussage der Eingebornen," berichtet Hamilton, „sind am Konki zwei Märktplätze, nämlich Bilasi und Majhoya, wohin die Händler von den Ebnen Reis, Salz, Zuckerrohr-Extrakt, Schweine, gedörrte Fische, Taback, spirituöse Getränke und verschiedne Zeuge bringen. Vor der Eroberung durch die Ghorkhas wurde auch Rind-

vieh zum Schlachten daselbst verkauft, allein da dieser Stamm aus Hindostanern besteht, so dürfen dergleichen Thiere nicht mehr geschlachtet werden.

Die Kaufleute tauschen gegen die erwähnten Artikel von den Bergbewohnern Baumwolle, indischen Krapp, (Färberröthe), Moschus und tibetansche Kuh- und Ochsen-Schweife ein. Zu Dimali, am Flusse Balakongyar, ist ein Markt- oder Zollhaus, bestehend in einem viereckigen, von Gebäuden umgebnen Platze, die Gebäude dienen zur Aufnahme der Kaufleute und ihrer Güter; denn außer dieser Anstalt giebt es, abgerechnet das Haus des Einnehmers, und seines Gehülfen, keine andern Wohngebäude. Nach diesem Orte bringen die Verkehrtreibenden aus dem Unterlande Salz, Taback, Baumwollen-Zeuge, Ziegen, Geflügel, Schweine, Eisen und gelegentlich Tuch, und führen dagegen aus: Mungeet oder indische Wetzsteine, Baumwolle, Wachs, leinene Tücher, Pferde, Moschus, Kuh- und Ochsenschweife, chinesische geblümte Seidenwaren und Rhinoceroshörner"[1]).

---

1) Description of Hindostan, vol. II. p. 270, 271. Mehrere indische Fürsten trinken aus den Bechern, die sie sich aus diesem Horn machen lassen, weil sie glauben, daß, wenn das Getränk vergiftet sei, dasselbe in eine so heftige Gährung gerathe, daß es gänzlich aus dem Becher hinauslaufe. Die Becher von den Hörnern der jungen Rhinocerosse schätzt man am meisten. Als sich der Professor Thunberg am Cap der guten Hoffnung aufhielt, stellte er verschiedene Versuche mit diesen Hörnern, sowohl mit solchen, die man zu Bechern verarbeitet, als auch mit denen an, die man noch nicht zu diesem Zwecke gebraucht hatte; er hatte Hörner von alten und jungen Nashörnern gewählt, that verschiedene Arten von Gift sowohl in kleinen als großen Portionen hinein, allein er konnte nicht die geringste Bewegung oder Gährung bemerken: als er aber eine Auflösung von ätzendem Sublimat (salzsaures Quecksilber) in eines that, so entstanden wirklich einige Blasen, die von der in den Poren des Horns eingeschlossenen Luft herrührten, welche sich nunmehr daraus entwickelte. nach Martial brauchten die römischen Modedamen diese Hörner, um ihre Riech- und Oel-Fläschchen hinein zu thun. Die Japaner machen Schilde daraus.

Die Stadt Sikkim steht auf dem westlichen Ufer des Flusses Jamikuma; letztrer entspringt auf dem südlichen Abhange der Schneeberge und spaltet sich der Stadt gegenüber in zwei Zweige, die um einen ungeheuern Berg fließen, dessen Gipfel ein Castell Namens Tasidong krönt. Der Fluß Tista, welcher etwa unter 88° 32′ östlicher Länge, von Greenwich, von den Bergen kommt, scheidet Sikkim vom Gebiete Butan, einer bergigen Landschaft, welche eben so wie Nepaul auf dem südlichen Abhange der Himalaya-Kette liegt, deren höchster Theil sich zwischen ihr und Tibet so wie dem Chinesischen Reiche hinzieht. Dieser Distrikt mißt in Länge, von Ost nach West, ungefähr zweihundert und vierzig englische Meilen; die Breite von Butan Proper beläuft sich wahrscheinlich nicht über vierzig oder funfzig englische Meilen. Südlich von Butan liegt ein andrer hügelreicher aber niedrigerer Landstrich, etwa zehn oder vierzehn englische Meilen breit, welcher von Cachharis, Mech und andern rohen Stämmen bewohnt ist; südlich von diesem dehnt sich eine Ebne aus, deren Breite in verschiednen Theilen zwischen zehn bis zwanzig englischen Meilen wechselt und die hauptsächlich das Besitzthum von Coch oder Rajbangsis ist. Die Bewohner heißen Bhoteas oder Buddhisten. Ein Individuum, welches als eine Verkörperung Gottes betrachtet wird und Dharma-Raja heißt, ist dem Namen nach ihr Oberhaupt, aber die Zügel der Regierung führt der Deva-Raja, sein Viceregent.

Assam liegt südostwärts von Butan, und grenzt südwestlich an Bengalen, gegen Osten und Südosten an China und das Reich der Burmesen. Es wird vom Brahmaputra durchströmt. Die Aussehnung des Königreichs Assam bis an das nördliche Ufer dieses Flusses beträgt ungefähr zweihundert und elf englische Meilen in der Länge und zwei und dreißig in der Breite. Auf der Südseite des Brahmaputra beläuft sich die Länge von Assam blos auf ungefähr hundert vier und siebzig, und

die Breite auf fünf und zwanzig bis vierzig englische Meilen. Die von den Flüssen Brahmaputra und Dihing gebildete Insel Majuli, welche ungefähr hundert und dreißig englische Meilen lang und zehn oder funfzehn breit ist, gehört ebenfalls zu Assam. Die Hauptstädte sind Rangpur und Gohati, Gold wird im Sande an der Vereinigungsstelle des Flusses Donsiri oder Donhiri mit dem Brahmaputra gefunden[1]).

Nachdem wir dergestalt die Runde von Hindostan gemacht haben, bleiben uns noch die Central-Theile zu beschreiben übrig. Wir beginnen mit der kaiserlichen Provinz Delhi.

Delhi grenzt im Westen an Ajmere, im Norden an Lahore und Nord-Hindostan, im Osten an Oude, und im Süden an Agra. Seine größte Länge dürfte zweihundert und vierzig, und seine größte Breite hundert und achtzig englische Meilen betragen. Die nördlichen Distrikte, von Wäldern und Dickichten (Dschungles) überwachsen, sind schwach bevölkert; der Boden ist zwar fruchtbar aber wenig angebaut; wiewohl Delhi hinsichtlich seiner Ergiebigkeit in keinen Vergleich mit Agra treten kann, so liefern doch die niedrig gelegnen Ländereien, bei gehöriger Cultur, jährlich drei Reis-Ernten; in der That scheint kein Theil Hindostans der Verbesserung durch Bewässerung fähiger zu sein als Delhi, und ein Schriftsteller von gediegenem Urtheil hält es für wahrscheinlich, daß eine unermeßliche Strecke Flugsand, die jetzt der Dürre und Nacktheit überlassen daliegt und die umliegenden Gegenden mit Verödung bedroht, nicht ohne Erfolg angebaut werden könnte. Zahlreiche Kanäle und Flüßchen, die ehemals die nördlichen Distrikte Delhis durchströmten, und unter andern der große Fluß Saraswati, haben längst daselbst zu fließen aufgehört; wiewohl sich diese Ströme mit verhältnißmäßig geringer Arbeit und wenigen Kosten in ihre

---

1) Siehe Dr. Francis Hamilton's Account of Assam, in den Annals of Oriental Literature, p. 193—278.

alten Betten zurückleiten lassen und alsdann Fruchtbarkeit und Reichthum über die Provinz verbreiten dürften.

Verglichen mit Bengalen und den alten Provinzen der Englisch-Ostindischen Compagnie, ist Delhi nur dünn bevölkert, indem, nach Hamilton's Zeugniß, seine Bewohner-Zahl sich nicht über acht Millionen beläuft.

Die Stadt Delhi, das Indraprast'ha der Hindus, liegt an den Ufern des Jumna unter 28° 41′ N. B. und 77° 5′ O. L. Zur Zeit ihres Glanzes soll sie eine Fläche von zwanzig englischen Quadratmeilen eingenommen haben, und in der That behauptet die Ausdehnung ihrer Ruinen ziemlich den angegebnen Raum. Wie hoh sich ihre Bevölkerung belaufen haben mag, als sie der Hauptsitz der Mogul-Herrschaft war, läßt sich jetzt nicht mit Gewißheit ermitteln. Zu Bernier's Zeit war Delhi jedenfalls eine beträchtliche Stadt. „Was Asien nur immer an barbarischer Pracht und stolzem Gepränge aufzutreiben vermochte, sieht man daselbst vereint und mit allem jenen Geschmack entfaltet und ausgebreitet, dessen hindostanische oder persische Kunst fähig war. Kuppeln, von ungeheurem Umfange und phantastisch verziert, krönten die Moscheen und thürmten sich über die andern Gebäude der Stadt empor; Paläste, kühl, luftig, seltsam geschmückt, mit gewundenen Säulen, silbernen Balustraden und vergoldeten Dächern; Elephanten, ihre plumpen gewaltigen Gliedmaßen hin und herbewegend, in glänzende Schabracken gehüllt und goldene Howdahs (Sessel) tragend; und Gärten, von den stattlichsten Bäumen und süßesten Blumen Asiens beschattet und mit Wohlgerüchen erfüllt, bildeten die Hauptzüge von Delhi" [1]).

Tieffenthaler giebt dieser Stadt, von dem arabischen Thore an, acht Meilen Länge und an einigen Orten vier Meilen in der Breite. Legoux de Flaix dagegen bestimmt ihre Länge nur auf fünf und die Breite auf

---

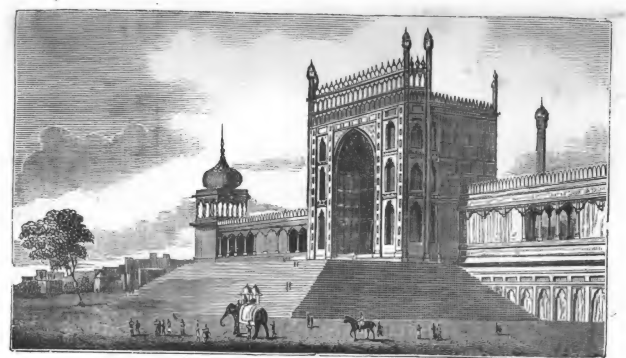
1) Lives of celebrated Travellers, vol. I. p. 204.

zwei Meilen. Sie ist übrigens gegenwärtig geschmälert, und ihre erstaunliche Volksmenge, welche mehrere Millionen betrug, ist ebenfalls bedeutend gesunken, indeß betrüge sie nach Legoux immer noch 1,700,000, und nach Tieffenthaler gar 2,000,000 Köpfe. Delhi besteht nach ersterem Schriftsteller eigentlich aus zwei Städten, wovon die eine die indische, die andre die mongolische heißt, und enthält prächtige Moscheen, Caravanserais und Paläste. Drei ungeheure Straßen laufen in Delhi von Norden nach Süden, von einem Ende zum andern; die breiteste derselben, Baber-Sha genannt, wird von einem Canal des Jumna (Dschumna) der Länge nach durchschnitten, und die am Canal errichteten Magazine und Buden der Juwelen-Händler gewähren, vorzüglich in der Nacht beim Scheine der Laternen und Lichter, ein reiches, schönes und mannichfaltiges Schauspiel. Von den vielen Bazaars oder Märkten, von welchen aus die unermeßliche Stadt mit allen Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehen wird, sind besonders drei wegen ihrer Größe und Regelmäßigkeit merkwürdig.

Das Schloß oder der königliche Palast ist von rothem Granit erbaut. Der Bau soll zehn Millionen Gulden gekostet haben. Die treffliche Colonnade des Divans besteht, wie Tieffenthaler berichtet, aus dreißig rothen Granit-Säulen, und einige andre noch schönre Säulenhallen dienten zu geheimen Staats-Geschäften. In diesem Palast findet sich aber eine Einrichtung, welche besondrer Erwähnung werth ist; wir meinen die von Legoux beschriebne Eisfabrik, zum Gebrauch des Harems und des kaiserlichen Haushalts. In einem so heißen Klima, wo Erfrischungen vorzüglich wohlthätig sind, und Frost und Eis nur selten einzelnen entlegnen, gebirgigen Provinzen des Landes zu Theil wird, hat man zur Abkühlung der Getränke und zum Gefrieren der Fruchtsäfte folgende Methode erfunden. — Alljährlich zu Ende Novembers gräbt man in einem salpetrigen, also kalten

Boden, eine Grube sechs bis sieben Fuß tief. Die ausgegrabne Erde wird an den vier Seiten der Grube aufgeschichtet, um letztere zu erhöhen und gegen die warmen Winde zu schützen. Ist sie vollkommen ausgetrocknet, so füllt man sie vier bis fünf Fuß hoch mit wohlgetrocknetem, horizontal geschichteten Hirsestroh. Auf dasselbe stellt man eine Anzahl drei bis vier Zoll hoher Schüsseln von gebranntem Thon; sie müssen neu sein, weil sie dann poröser sind und daher die Ausdünstnng des überflüssigen Wärmestoffs schneller befördern. Mit Einbruch der Nacht werden sie mit Wasser gefüllt; dies wird durch die Kühle der Nacht und des Abendthaus in wenigen Stunden zum Gefrieren gebracht. In einer Nacht wiederholt man dasselbe Verfahren drei bis vier mal, und hierdurch werden von acht Uhr Abends bis zum folgenden Aufgang der Sonne 3000 bis 4000 Pfund Eis gewonnen. Während ein Theil der Aufwärter die Schüsseln mit dem gefrornen Wasser wegnimmt, stellen Andre wieder neue hin. Mehrere Arbeiter zerschlagen dann die Schüsseln, nehmen das Eis heraus, zerstoßen und benetzem es mit lauem Wasser, bilden daraus größere und kleinere Massen und bringen diese in die Eisgruben. — Noch rühmt Legoux de Flaix das Zeughaus, die prächtigen Brücken, die Fleischbänke und das von dem Rajah Tschetsing, einem Nachkommen des Porus, erbaute Observatorium.

In neuerer Zeit beläuft sich die Einwohnerzahl von Delhi, nach Hamiltons Angabe, nicht über zweihunderttausend Seelen. Die heutige Stadt enhält manche großartige Trümmer, und eine große Anzahl noch ziemlich gut erhaltener Moscheen, wovon die vorzüglichste Jumna Musjeed (S. Abbd. 8.) heißt, und vom Kaiser Schah Jehan errichtet worden ist. Unter allen andern Zierden Delhis aber ragt der kaiserliche, von rothem Granit in vorzüglichem Baustyl aufgeführte Palast hervor. Sein Inneres ist mit Gold, Azur und andern glänzenden Or-



Abbd. 8. — Jumna Musjeed. S. St. 114.

Digitized by Google

Digitized by Google

namenten ausgeschmückt. Die Ställe sind so geräumig, daß sie zehntausend Pferde fassen können.

In den beträchtlichen Vorstädten Delhis, zeichnet sich unter andern das Auge überraschenden Gebäuden der Godaïe Kotelar aus, dessen Hauptzimmer, der Gesandschafts-Saal genannt, durchaus mit Krystall ausgekleidet und mit trefflich gearbeiteten Kronleuchtern versehen war. Wurden die Lichter dieses Kronleuchters angezündet, so bewirkte das rings von den Krystall-Wänden zurückstrahlende Licht, daß der ganze Saal in Flammen zu stehen schien. In diesem Saale stand noch zu Legoux de Flaix's [1]) Zeit ein Pfau-Thron, aber gänzlich von dem verschieden, welchen Bernier beschreibt, und den Nadir Schach wegnehmen ließ. „Es befand sich hier unter andern Kostbarkeiten, „sagt Nadir's Geschichtschreiber," ein Thron in Gestalt eines Pfaues, welcher alle Schätze von Kaikavus und alle Reichthümer von Dekianous in sich zu schließen schien, und dessen Edelsteine zur Zeit der alten Beherrscher Indiens auf zwei Crores geschätzt wurden; ein jeder Crore, nach indischer Rechnung, war in Werth gleich hunderttausend Lac, und jeder Lac gleich hunderttausend Rupien. Unter diesen Juwelen waren Perlen von solcher Vollkommenheit und Größe, und Diamanten von solchem Feuer, wie man sie in keinem Schatze irgend eines Monarchen der Welt sehen konnte; und alles dies wurde dem Schatze Nadir Schachs einverleibt" [2]). „Der Thron ruhete auf sechs breiten und hohen Füßen von massivem Golde, und war mit Rubinen, Smaragden und Diamanten besetzt. Aber seine Haupt-Verzierung bestand in zwei Pfauen, deren Federn durch einen Perlen- und Juwelen-Besatz nachgeahmt waren. Der wirkliche Werth dieses Throns ließ sich nicht genau bestimmen, in-

1) Essais sur l'Indoustan, tom. I. p. 193.

2) Works of Sir William Jones, vol. IX. p. 459.

deß wurde er auf vier Crores oder vierzig Millionen Rupien geschätzt"[1]).

Der Thron, welchen Legoux de Flaix beschreibt, war von ovaler Gestalt und stand unter einem Palmenbaume, der ihn mit seinem Laubwerk überschattete. Ein Pfau, auf einem Aste nahe am Gipfel sich wiegend, breitete seine Fittige fächerartig über den Thron. Beide, sowohl Palmenbaum als Pfauhahn waren von Gold, und Fittige und Blätter waren so zart gearbeitet, daß sie beim leisesten Luftzuge hin und her zu wehen und zu erzittern schienen. Das reiche Grün der Pfau-Federn war durch kostbare Smaragde nachgeahmt; die Früchte des Palmenbaums bestanden in blitzenden Diamanten aus dem Königreich Golconda und stellten die Natur so bewundernswürdig dar, daß der staunende Beschauer sich versucht fühlte, sie zu pflücken."

Die eine Meile im Umfang messenden Gärten des Shalimar, deren Anlage Schach Jehan gegen sieben Million Thaler kostete, sind jetzt wie alle andre Werke in Verfall; von ihnen aus gewahrt das Auge südwärts, so weit es reichen kann, nichts als in Trümmern liegende Moscheen, Pavillons und Gräber — eine gräuelvolle Verwüstung und Oede.

Etwa neun englische Meilen südlich von Delhi steht der Kuttub Minar, eine merkwürdige, zweihundert zwei und vierzig Fuß hohe Säule. Vier Balkons laufen, in verschiedner Höhe vom Boden aus, um dieselbe, und eine unregelmäßige Wendeltreppe führt zu ihrer Spitze, welche mit einer prächtigen Kuppel von rothem Granit gekrönt ist. Sie scheint für eine Moschee von ungeheurer Größe, die aber nie zur Vollendung kam, als Minaret bestimmt gewesen zu sein, und ist etwa vor sechshundert Jahren vom Kaiser der Afghanen, Kuttub Schach, errichtet worden, dessen Grab ein prunkloses, niedriges

1) Lives of celebrated Travellers, vol. I. p. 202.

Gebäude[1]), einige hundert Yards westlich von derselben steht. Kuttub Schach starb im Jahre des Herrn 1210.

Oude, eine der kleinsten Provinzen von Hindostan Proper, grenzt westlich an Delhi und Agra, nördlich an Nepaul, östlich an Bahar, und südlich an Allahabad.

„Die ganze Oberfläche dieser Provinz ist eben und trefflich von großen Flüssen oder reichen Fluthen bewässert, welche das Land durchschneiden und ziemlich alle in süd-östlicher Richtung fließen. Bei gehöriger Kultur ist das Land äußerst ergiebig; es liefert Waizen, Gerste, Reis und andre Getraide-Arten, Zuckerrohr, Indigo, Opium und alle jene reicheren Artikel, welche Indien erzeugt. Luft und Klima entsprechen der freiwilligen Erzeugung von Salpeter, aus dessen Lauge eine schlechte Sorte Küchensalz, durch Verdampfung des Salpeter-Wassers bis zu einem gewissen Grade, bereitet wird; ob dieses Salz nun gleich zunächst sehr viel Bittersalz enthält, so läßt es sich doch leicht in einen reineren Zustand versetzen.

„Lazurstein gehört ebenfalls zu den Producten von Oude, der daraus bereitete Färbestoff wird in England die Unze ungefähr mit neun Guineen bezahlt"[2]).

Lucknow, die jetzige Hauptstadt, erhebt sich auf dem südlichen Ufer des Gumty. Ihre engen, kothigen Straßen, worin nicht zwei Wagen neben einander vorbeifahren können, sind in den Stadttheilen, welche von den niedrigeren Volksklassen bewohnt werden, wenigstens zehn oder zwölf Fuß tief unter das Niveau des Bodens gesenkt.

---

1) Asiatic Researches, vol. IV. p. 223—228. Tieffenthaler erwähnt dieses Gebäude: als das Grab eines mohammedanschen Heuchlers tom. I. p. 132. Bischof Heber, wo er den Kuttub Minar beschreibt, sagt, „es ist in der That der schönste Thurm, den ich jemals gesehen habe, und muß, als seine Spitze noch vollkommen war, noch weit schöner gewesen sein". Narrative etc. vol. II. p. 317.

2) Hamilton, Description, etc. vol. I. p. 338.

Die Häuser sind von Lehm und schlechtem Ansehn, und jeder Winkel, jedes Gäßchen wimmelt von Bettlern. In den bessern Stadtquartieren dagegen gewahrt man einige schöne Straßen, hübsche Häuser und wohlgefüllte Bazaars; desgleichen die Paläste des Nawab, die Gräber und vorzüglichsten Moscheen, welche mit Verzierungen überladen sind, und deren vergoldete Dächer, von den Strahlen der Sonne beleuchtet, einen blendenden Glanz verbreiten. „Die Cathedrale oder Imambar," sagt Bischof Heber, „besteht aus zwei Höfen, die durch einen steilen Absatz von einander unterschieden sind. Der Imambar enthält, außer einer prächtigen Moschee, ein Collegium zur Unterweisung der Moslem in den muselmännischen Gesetzen, Zimmer für die daselbst bestehende religiöse Stiftung, und eine edle Gallerie, in deren Mitte, unter einem glänzenden Tabernakel von Silber, geschliffenem Glas und kostbaren Steinen, die Ueberreste seines Gründers, Assuf-ud-Dowlah, begraben liegen. Das Ganze ist in einem sehr edlen ostgothischen Styl erbaut, und betrachtet man es in Verbindung mit dem daran stoßenden Roumi Durwazu, wovon ich eine Skitze, nach dem Gedächtniß entworfen, beifüge, so kann man fest behaupten, daß sich den Augen nicht leicht ein andres Bauwerk darbieten dürfte, um ihm in Pracht und Mannichfaltigkeit so wie in Symmetrie und allgemein gutem Geschmack der Hauptzüge, den Rang streitig zu machen"[1]).

Oude, (im Sanskrit, Ayodhya), die alte Hauptstadt des großen Rama, liegt an den Ufern des Goggra, und ist, obgleich gegenwärtig auf einen gestaltlosen Haufen von Trümmern reducirt, doch immer noch der Zufluchtsort zahlreicher Pilger, welche um die vermuthlichen Stätten der Tempel ziehen, in den heiligen Teichen baden und die gewöhnlichen Ceremonien verrichten.

1) Narrative of a Journey, etc. vol. II. p. 51, 52; Hamilton, vol. I. p. 347.

Valmiki, der große epische Dichter Hindostans[1]) hat, wie Oberst Tod bemerkt, diese Stadt in ein Utopien verwandelt, allein wie übertrieben auch seine Schilderung sein mag, so ist doch anzunehmen, daß sie einige Züge des Originals enthält.

„An den Ufern des Serayu", sagt derselbe, „liegt ein großes Land, Namens Kosala, in welchem sich die von Menu erbaute Stadt Ayodhya erhebt; sie mißt zwölf Yojanas (vierzig englische Meilen) im Umfange und hat regelmäßige, reichlich mit Wasser versehene Straßen. Sie ist mit Kaufleuten gefüllt, durch Gärten verschönert, mit stattlichen Thoren und hohen gewölbten Perticos verziert und durch Waffen geschützt, sie wimmelt von Wagen, Elephanten und Pferden und von Gesandten aus fernen Ländern; überall stößt das Auge auf schöne Paläste, deren Kuppeln den Gipfeln von Bergen gleichen, auf Wohngebäude von gleicher Höhe, die von der entzückenden Musik des Tambourins, der Flöte und der Harfe ertönen. Sie ist von einem tiefen und breiten Graben umgeben und von Bogenschützen bewacht. Dasarat'ha war ihr König, ein mächtiger Wagenlenker. Hier gab es keine Atheisten" (Gottesleugner).

„Die Liebe und Zärtlichkeit der Männer beschränkte sich auf ihre Gattinen. Die Weiber waren keusch und ihren Herren gehorsam, Schönheit, mit Anmuth, Klugheit und häuslichem Fleiß begabt; sie besaßen glänzendes Geschmeide und prächtige Kleider; die Männer huldigten der Treue und Gastfreundschaft, achteten und ehrten ihre Vorgesetzten, ihre Ahnen und ihre Götter[2]).

Abul-Fazl, der gern die Legenden des Alterthums wiederholt, bemerkt, daß in früheren Zeiten diese Stadt hundert acht und vierzig Coß in Länge, und sechs

---

1) Siehe Ramayana, Book I. ch. 5.

2) Annals of Rajast'han, vol. p. 38, Anmerkung.

und dreißig Coß in Breite gemessen haben soll. Sie gilt für einen der heiligsten Plätze des Alterthums. Gräbt man die Erde im Umkreis der Stadt auf, so findet man bisweilen kleine Goldkörner darin. In dem Treta-Yuga[1]), war diese Stadt die Residenz des Raja Ramchund, welcher das doppelte Amt eines Königs und Propheten verwaltete. Einen Coß von der Stadt entfernt, vereinigt sich der Fluß Gogra mit dem Sy, und fließt dann am Fuße der Festung vorbei" [2]).

Die Provinz Bahar grenzt im Westen an Allahabad und Oude, im Norden an Nepal, im Osten an Bengalen, und im Süden an Gundwana. Mit Ausnahme einiger wenigen Berg-Distrikte ist diese ganze umfangreiche Provinz eine Ebne, die sich in gleichem Grade durch Fruchtbarkeit und Cultur auszeichnet und hinsichtlich ihrer Bevölkerung den volkreichsten Theilen Hindostans gleichstellen kann. Sie besitzt große natürliche Vortheile, ein gemäßigtes Klima, hinreichendes Wasser zur Tränkung des Bodens, und eine geographische Lage,

---

1) Ein Zeitalter. Das System der indischen Zeitrechnung hat trotz seinen Uebertreibungen die Aufmerksamkeit europäischer Gelehrter auf sich gezogen. Die Hindostaner maßen, wie uns Professor Wallace im dritten Bande seiner Abhandlung zeigt, nach astronomischen Epochen, Manwantaras, Brahma-Tagen, und Jahren der Götter. Wir bemerken hier nur, daß der Maja Yug, das ist das große göttliche Zeitalter, aus vier Abschnitten besteht, wovon das letzte und schlechteste jetzt verläuft. Diese Zeitalter, von ungleicher und fortwährend abnehmender Länge, sind folgende:

Satya Yug (Yuga) von . . .	1,726,000 Jahren,
Treta —	1,296,000 —
Dwapar —	864,000 —
Cali —	432,000 —

von letzterem, worin die Menschheit jetzt lebt, sind erst 5000 Jahr verlaufen.

2) Ayeen Akbery, vol. II. 32, 33.

welche sie zur Passage für den Handel Bengalens und fremder Seestaaten mit Ober-Indien macht.

In verschiednen Distrikten herrscht gewöhnlich während der heißen Jahreszeit ein austrocknender Westwind, er bläst indeß bloß bei Tage und macht in der Nacht einem kühlenden Luftstrom von Osten Platz. Im Winter reift es dann und wann. Opium ist der Stapel-Artikel des Landes. Von diesem Narcoticum werden in Indien große Quantitäten bereitet. Nachstehendes ist die Art und Weise, wie man den Mohn cultivirt.

„Mohn (papaver somniferum) wird in großer Menge angebaut, sowohl um Opium daraus zu bereiten, als auch der Samen halber, die man in Kuchen bäckt; denn Mohnkuchen ist bei den höheren Volksklassen sehr beliebt. Vom 19. September bis zum 18. October (Aswaja) gräbt man anderthalb Fuß tief in den Boden. Im nächsten Monat wird das Erdreich geebnet und in kleine, fünftehalb Fuß im Gevierte messende Beetchen oder Fleckchen getheilt, zwischen welchen kleine erhöhte Gänge, wie bei den Reisfeldern hinlaufen, nur daß diese saubrer und niedriger sind als jene. Zugleich wird jedes Beet auf der einen Seite mit einem Kanal versehen. Letzteres Verfahren setzt den Bebauer in den Stand, jede erforderliche Wassermenge mit leichter Mühe zu den Pflanzen zu leiten. Sind die Kanäle und Feldchen gebildet, so wird der Garten gedüngt, und die Mohnsamen werden gesäet. Von einer Spanne zur andern werden zwei Cossumba-Samen in die kleinen Dämme, wodurch die Beete von einander getrennt sind, oder statt derselben bisweilen Radischen gesteckt. Hierauf erhält jedes Beet die nöthige Wassermenge, was aller vier Tage von neuem geschieht. Wenn die Pflanzen die gehörige Größe und Stärke erreicht haben, erfolgt die Bewässerung zu keiner bestimmten Tageszeit, so lange sie aber noch sehr jung sind, zieht man den Morgen hierzu vor. Im Verlauf von sechs bis sieben Tagen erreichen die Mohnpflänzchen

eine Höhe von zwei Zoll, worauf der Gärtner die überzähligen mittelst einer Muschelschale entfernt, so daß die zurück bleibenden vier Zoll zwischen sich haben.

Nach zwanzig Tagen sind sie ungefähr sechs Zoll hoch, und jetzt muß das Unkraut mit einer kleinen Hacke ausgejätet und etwas Dünger gegeben werden. In drittehalb Monaten ist der Mohn zur Bereitung des Opiums geschickt, nach drei Monaten sind die Samen reif. Durch Ausziehung des Opiums werden die Samen nicht verletzt, die Operation wird von Gärtnern verrichtet, welche das gewonnene Product an die Droguisten verkaufen. Wenn die Mohnpflanzen herangereift sind, werden die Samenkapseln oder Köpfe mit einem Dorn geritzt, und der aus den Wunden ausschwitzende Saft wird, nachdem er durch die Einwirkung der Luft sich verdickt hat, mit einer Muschelschale abgekratzt und scheint sehr gutes Opium zu sein[1]).

Der getrocknete Saft (Opium) wird in Brode (lumps) geformt und in Enveloppen von Mohnblumenblättern gehüllt, man erhält diese Enveloppen dadurch, daß man frische Mohnblätter mit einander verbindet, indem man sie auf einen heißen irdenen Topf legt. Einige Personen weiblichen Geschlechts erwerben ihren Lebensunterhalt durch Verfertigung solcher Enveloppen, welche sie an die Faktorei verkaufen. Jeden Abend wird in die Mohnkapseln ihrer ganzen Länge nach ein leichter Einschnitt gemacht, und schon am folgenden Morgen ist das Opium ausgeschwitzt und wird eingesammelt[2]). Nach zwei oder drei Tagen wird ein zweiter Einschnitt in einiger Entfernung von dem ersten gemacht, und je nach der Größe der Kapsel können drei bis fünf Einschnitte gemacht werden; die Erntezeit dauert überhaupt sechs Wochen, da

---

1) Buchanan, I. 295, III. 444.

2) Hamilton, vol. I. p. 242.

die Kapseln nicht alle zu einer Zeit, sondern andre früher, andre später die gehörige Reife erlangen.

Außer dem Opium gehören Salpeter, baumwollene Zeuge, Zucker, Betel-Blätter, Attar und sehr viele andere aus wohlriechenden Blumen bereitete Essenzen unter die Ausfuhr-Artikel von Bahar.

Die vorzüglichsten Städte der Provinz sind Patna, welches jetzt in Ausdehnung und Bevölkerung sowohl Delhi als Agra übertrifft, Bahar, die alte, und Gaya, die neue Hauptstadt. Der zuletzt genannte Ort ist in zwei deutlich von einander geschiedene Theile getrennt, in die alte Stadt, welche auf einer Anhöhe steht und von Priestern bewohnt wird, und die neue Stadt, welche auf einer Ebne liegt und die Residenz der Laien ist. In letztrer sind die Straßen, in europäischem Geschmack, vollkommen gerade und in guter Orduung erhalten, aber nicht gepflastert, dafür haben sie aber auf jeder Seite eine Reihe Bäume nebst einem Fußpfad und einem trefflichen Fahrweg in der Mitte. Die alte Stadt ist ein seltsam aussehender Platz. Die Häuser sind aus gebrannten oder Bruch-Steinen erbaut, zwei oder drei Stock hoch und zeichnen sich durch einen malerischen Baustyl, durch Seitenflügel, Thürmchen und Gallerien aus, die auf eine höchst unregelmäßige und seltsame Weise hervorspringen.

Die Provinz Allahabad, zweihundert und siebzig englische Meilen lang und hundert und zwanzig breit, grenzt nördlich an Oude und einen Theil von Agra, östlich an Bahar, südlich an Gundwana, und westlich an Malwah und Agra. In seiner ganzen Länge vom Ganges und zum großen Theil vom Jumna, (beide sind schiffbar und daher die Hauptstraßen), durchströmt, kann Allahabad im Ganzen für eine der ergiebigsten Provinzen von Hindostan betrachtet werden. Das Bundelkund-Gebiet, welches den südwestlichen Theil der Provinz einnimmt, ist eine Hochebne (Tafelland), die hier und da mit Hügeln, auf deren Gipfeln zahlreiche Häuptlinge ihre festen

Burgen haben, bestreut ist. Diese Abtheilung besitzt nur wenige Flüsse: der Kena und der Gogra sind die vorzüglichsten. Ackerbau hängt daselbst gänzlich von den periodischen Regenschauern und von Brunnen ab. Allein als Ersatz für seine geringere Fruchtbarkeit enthält Bundelkund innerhalb seines Gebiets die berühmten Diamanten-Gruben von Pannah. Die Bevölkerung von Allahabad, welche sehr dicht ist, soll sich über sieben Millionen Seelen belaufen.

Pannah, die Hauptstadt im Diamanten-Distrikt, das vermeintliche Panassa des Ptolemäus, steht auf einer nackten felsigen Ebne über den Ghauts und ist immer noch ein Platz von großem Umfang. Pannah ist mit verschiedenen Tempeln verziert, in deren einem sich ein Götzenbild mit einem diamantnen Auge von beträchtlichem Glanz und Werth befindet. Das ganze Tafelland soll in einer Strecke von mehreren englischen Meilen im Umkreis der Stadt mit diamantnen gefüllt sein. Der Boden ist bis zu einer Tiefe von drei bis zwölf Fuß an einigen Stellen von rother, an andern von braunrother Farbe, und enthält da, wo die Diamanten gefunden werden, viele kleine Kieselsteine. Die meisten Steine sind nicht größer als eine Erbse, indeß findet man dann und wann einen oder den andern von der Größe einer Haselnuß. Die Arbeiter, in der Regel Rajputen, belaufen sich im Durchschnit auf ungefähr tausend Mann. Ihren Erfahrungen gemäß scheint hier die Diamanten-Erzeugung fortwährend statt zu finden, ihrer Aussage nach sind vierzehn oder funfzehn Jahr der Zeitraum, dessen die Natur zur Vollendung des Prozesses bedarf; sie behaupten, daß sie bei Durchsuchung von Erde, die den angegebnen Zeitraum hindurch ungestört gelegen, in demselben Maaße auf günstigen Erfolg rechnen können, als bei Aufreißung frischen Bodens.

Die Provinz Agra ist ungefähr zweihundert und funfzig englische Meilen lang und etwa hundert und acht-

zig breit. Sie grenzt nördlich an die Provinz Delhi; östlich an Oude und Allahabad; südlich an Malwah; und westlich an Ajmere. Nordöstlich vom Jumna ist der Boden im allgemeinen platt, frei und von Bäumen entblößt. Aber gegen die Westgrenze und südlich vom Chambul ist er mehr bergig und mit Dickichten (Dschungles) überzogen. Das Klima ist, im Durchschnitt genommen, mäßig warm, und während des Winters tritt nicht selten beträchtliche Kälte ein; übrigens wehen, wie in den übrigen Central-Theilen Indiens, gelegentlich heiße, schädliche Winde. Im Wasser herrscht durch ganz Agra mehr Mangel als Ueberfluß, besonders gegen die Westgrenze und nördlich vom Chambul, ausgenommen in der Nachbarschaft der großen Flüsse, wo dergleichen, blos in Brunnen zu finden ist.

Die kaiserliche Stadt Agra, die alte Mogul-Residenz in Hindostan und ehemals wegen ihres Umfangs und Glanzes berühmt, ist jetzt in allmäligem Verfall begriffen. Besteigt der Reisende den Minaret von Akbar's Mausoleum zu Secundra, sechs englische Meilen nördlich von der Stadt, von welchem aus man die ganze umliegende Gegend auf eine Strecke von dreißig englischen Meilen übersehen kann, so entfaltet sich vor seinem Auge die ganze Scene trostloser Verödung mit einem Male. Die weite Fläche ist durchgängig mit den Trümmern voriger Größe bedeckt[1]); und in der Ferne zeigt sich der gewaltige Jumna, eine halbe englische Meile breit, und die im Sonnenschein erglänzenden Thürme von Agra. Diese Stadt war der Geburtsort von Abul Fazl, welcher sich über ihre Größe und Pracht folgendergestalt äußert: „Der Fluß Jumna fließt in einer Strecke von fünf Coß durch dieselbe, und auf beiden Seiten sind prächtige Häuser und schöne Gärten, bewohnt von Menschen aller Na-

---

1) Hamilton schätzt die Einwohnerzahl von Agra auf nicht ganz sechszigtausend Seelen, vol. I. p. 365.

Digitized by Google

tionen, und gefüllt mit den Erzeugnissen aller Himmelsstriche. Seine Majestät hat ein Fort von rothem Stein errichtet, welches einzig in seiner Art ist. Es enthält allein fünfhundert steinerne Gebäude von überraschendem Baustyl, wie er in Bengalen, Guzerat und anderwärts üblich ist und von den Künstlern mit herrlichen Gemälden verziert. Am östlichen Thore sieht man zwei in Stein gehauene Elephanten mit ihren Reitern von trefflicher Arbeit. In früheren Zeiten war Agra ein von Byaneh, der Residenz des Sultans Secunder Lowdy abhängiges Dorf. Hier gründete Seine Majestät eine der prächtigsten und größten Städte"[1]).

Agra erhebt sich auf den Ufern des Flusses in Gestalt eines großen Halbkreises, beherrscht von dem beträchtlichen Castell, welches den kaiserlichen Palast in sich schließt. (S. Abbd. 9.) Dieser Palast, den Schilderungen der Hindostaner gemäß, eines der schönsten Gebäude in Asien, ist vom Kaiser Akbar errichtet worden. Gleich der Stadt selbst hat er die Form eines Halbmondes und steht hart am Ufer des Flusses: Hier schaukelten sich während Agra's Blüthezeit Lust-Gondeln und Barken in zahlloser Menge auf den spiegelhellen Wellen des Jumna; der große, mit Plantanen beflanzte und von einer Gallerie umgebene Platz vor dem Palaste war mit sechs Triumphbögen geschmückt, durch welche man in eben so viele Straßen gelangte. Längs der Vorderseite des Palastes liefen zwei hohe Gallerien hin, verziert mit vierundzwanzig Säulen von weißem Marmor, die auf Piedestalen von blauem Granit standen und Capitäler von gelbem Glimmer trugen. Vom Innern dieses Gebäudes, so wie es noch jetzt existirt, sagt Bischof Heber: „Die Halle (großer Saal), gegenwärtig als Dewanny Aum (öffentlicher Gerichts-

---

1) Ayeen Akbery, vol. II. p. 36.

Abbd. 9. Agra. St. 128.

Digitized by Google

Digitized by Google

hof dienen, ist ein prachtvolles Gebäude, welches auf Pfeilern und Bögen von weißem, Marmor . . . ruht und eben so groß aber edler und einfacher ist, als die zu Delhi. Verzierungen, Schnitzwerk und Mosaik der kleineren Gemächer, die vormals den Zenanah oder Harem bildeten, sind den prachtvollsten Zimmern des Palastes Alhambra gleich, ja übertreffen dieselben wohl noch an Reichthum und Schönheit. Die Aussicht von diesen Zimmern aus ist äußerst anmuthig; zugleich sind einige davon zum Schutz gegen die heißen Winde geeignet und schließen jeden Lichtstrahl aus. Diese ganze Zimmerreihe ist mit Spiegeln in seltsam gestalteten Rahmen ausgekleidet; ein Wasserfall, ebenfalls von Spiegeln umgeben, stürzt sich aus einem zurückspringenden Raume am obern Ende in marmorne, mit Carneol, Agat und Jaspis ausgelegte Rinnen, um seine Silber-Fluthen durch sämmtliche Zimmer zu verbreiten".[1])

Die Provinz Ajmere oder Rajast'han grenzt gegen Norden an Lahore, gegen Osten an Delhi und Agra, gegen Süden an Malwah und Guzerat, und gegen Westen an Multan.

Sie mißt in Länge ungefähr zweihundert und funfzig, und die Breite beträgt im Durchschnitt etwa zweihundert englische Meilen. Rajast'han ist die collective und classische Benennung des Theils von Indien, wo die Fürsten wohnen.

Die Oberfläche von Ajmere gewährt einen sehr verschiedenartigen Anblick. Wir wollen uns mit Oberst Tod in Gedanken auf den Gipfel des Berges Abu (nach dem Himalaya einer der höchsten Gipfel in Hindostan) versetzen und unser Auge von den bläulichen Wellen des Indus im Westen bis zu dem weidenreichen Betwah im

---

1] Narrative, etc. vol. II. p. 338.

Osten streifen lassen, nehmen wie die zuletzt angedeutete Richtung, so haben wir die Kette der Aranwulli = Berge vor uns, die sich nördlich und südlich durch die ganze Länge von Rajputana, von den Vindhya=Bergen bis an die Grenzen von Delhi erstreckt und Merwar, so wie auch die andern bergigen Distrikte von Ost = Ajmere, von Mervar und den sandigen Wüsten des Westens scheidet. Die Aravulli=Berge, in Scenen wilder Größe den westlichen Ghaut's gleichend, wo nicht überlegen, ruhen auf einer ziemlich sechszig englische Meilen breiten Basis und beherbergen und schützen in ihren nicht zu erobernden natürlichen Festen zahlreiche wilde Urstämme, die hier seit undenklichen Zeiten eine stolze Unabhängigkeit und uranfängliche Sitten=Einfachheit behauptet haben.

Der allgemeine Charakter der Aravulli=Kette ist ihre primitive Formation; Granit, welcher (unter verschiedenen Winkeln, die im Durchschnitt nach Osten sehen, auf massivem derben dunkelblauen Schiefer ruht; der Schiefer erscheint nur selten viel über der Oberfläche oder Basis des darüber lagernden Granits. Die innern Thäler zeigen Ueberfluß an buntem Quarz und mannigfaltigen Schiefer=Sorten von jeder Farbe, welche den Dächern der Häuser und Tempel, wenn die Sonne darauf scheint, eine höchst seltsames Ansehen giebt. Gneiß = und Sienit = Felsen erscheinen in den Zwischenräumen und in den von einander weichenden Firsten; westlich von Ajmere verbreiten die Gipfel mit ihren ungeheuren Massen glasartigen, rosenrothen Quarzes einen fast blendenden Glanz". Kupfer= und Zinnschachten, letztere ergiebig an Silber, kommen in Menge vor. Von den Aravulli = Bergen, ostwärts, ist das Land eine Hochebene oder vielmehr eine Aufeinanderfolge von Stufen, denen der Tartarei nicht unähnlich.

Bei Rinthumbur zerbricht dieses Tafelland in hohe Ketten, deren Gipfel im Sonnenschein funkeln; diese Gipfel sind zackig und schroff aber nicht zugespitzt und be=

haupten die charakteristische Formation, ob sie gleich von der Masse getrennt sind. „Wie sehr sich aber auch diese erhabne Region in der Oberfläche von Mittel-Indien auszeichnen mag, so ist doch ihr höchster Punkt wenig über die allgemeine Höhe der Vindhya-Berge erhaben und befindet sich in einer Ebne mit dem Thale von Udipur und der Basis der Aravulli-Berge. Daher ist denn auch die Neigung oder der Abhang von beiden genannten Ketten bis an den Saum der in Rede stehenden Hochebne steil und plötzlich, wofür der Lauf der auf jenen Bergen entspringenden Flüsse den handgreiflichsten und einfachsten Beweis liefert. Wenige Theile des Erdballs bezeugen auf eine ausdrucksvollere Weise die Gewalt nnd Thätigkeit des Wassers in Ueberwältigung jedes Hindernisses als ein Blick auf die in dieser diamantenen Barriere durch den Felsen gewühlten Flußbetten besagter Flüsse; Ströme — deren einer, der Chambul, sich dem Rhein, ja fast der Rhone gleichstellen kann, haben sich hier mit Gewalt einen Weg gebahnt und die Schichtung (des Gesteins) vom Wasserspiegel bis zur Spitze, also in einer perpendiculären Höhe von drei bis sechshundert Fuß blos gelegt; der Felsen erscheint wie von Menschenhand ausgemeiselt. Hier kann der Geolog das Buch der Natur in deutlicher Schrift lesen; wenige Striche (von Rampura bis Kotah) dürften sowohl ihm, als dem Alterthumsforscher und dem Liebhaber der Natur in ihren wildesten Zügen und rohestem Gewande mehr Interesse gewähren"[1]).

Westlich von Shakhavat, und nördlich von dem Salz-Flusse Loni ist Ajmere durchaus eine sandige Wüste, die jemehr man sich dem Thale des Indus nähert, immer öder und öder wird. Die Staaten Jedpur und Jessulmere, wovon wir weiter oben Einiges erwähnt haben,

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 12 — 14.

liegen auf dieser Sandfläche; die zuletzt genannte ist auf allen Seiten von der Wüste umgeben, und der fruchtbare Distrikt, welcher sich um die Hauptstadt zieht[1]), und Weizen, Gerste, ja selbst Reis hervorbringt, kann als eine Oase mitten in der Einöde betrachtet werden. Verschiedne andre durch Fruchtbarkeit ausgezeichnete Stellen sind in weiten Entfernungen von einander durch die Wüste ausgestreut. Natron-Lager, Salz-Seen, und treffliche Jaspis-Brüche verleihen dieser trostlosen Fläche, welche der Hindu sehr bezeichnend die „Region des Todes" nennt, ebenfalls einige Abwechselung.

Die Provinz Malwah, zweihundert und zwanzig englische Meilen lang und ungefähr hundert und funfzig breit, grenzt nördlich an Ajmere und Agra, östlich an Allahabad und Gundwana, südlich an Khandeish und Berar, und westlich an Ajmere und Guzerat. Sie bildet einen Theil des hohen Tafellandes von Mittel-Indien[2]) übertrifft aber trotz ihrer Höhe alle angrenzenden Provinzen in Fruchtbarkeit, der Boden, reich an Damm-Erde, erzeugt Baumwolle, Opium, Indigo, Taback und Korn. Desgleichen weiden zahlreiche Rinder-Heerden auf den Ebenen. Das Klima ist gemäßigt und der Erzeugung von Früchten günstig. Da Malwah keine schiffbaren Flüsse besitzt, so ist sein Handel einzig und allein auf den Transport zu Lande beschränkt.

Oojein (oder Ujjayini), am Flusse Sipra, in dieser Provinz, eine uralte Stadt, wird bereits in den Pura-

---

1) Vor Erscheinung von Oberst Tod's Annalen war die Provinz Ajmere gewissermaßen eine terra incognita (unbekanntes Land); jetzt aber sind die von ihm geschilderten Staaten eben so gut bekannt wie Bengalen. Es wäre zu wünschen, daß jeder Theil von Indien sich eines eben so geschickten und anziehend erzählenden Historikers rühmen könnte.

2) Sir John Malcolm: Memoir on Central India, vol I. p. 20, 514; Forbes, Oriental Memoirs, vol. IV. p. 21, 189.

nas gerühmt; und im Periplus auf dem rothen Meere so wie auch beim Ptolemäus findet man sie unter dem Namen Ozene erwähnt. Durch sie ging der erste Meridian der hindostanischen Astronomen[1]).

Abul Fazl, sagt in seiner Beschreibung der Provinz Malwah: — „Die Flüsse Nerbudda, Supera (Sipra[2]), Kalisindh, Reem und Lowdy fließen durch diesen Soobah, und man kann nicht zwei oder drei Coß reisen, ohne auf Frisch-Wasserströme zu stoßen, deren Ufer von wilden Weiden und andern Bäumen beschattet und mit Hyacinthen und andern schönen und wohlriechenden Blumen geschmückt sind. Hier herrscht Ueberfluß an Seen und grünen, mit zahllosen schönen und großartigen Gebäuden verzierten Ebnen. Das Klima ist so gemäßigt, daß man im Winter keiner wärmeren Kleidung bedarf; desgleichen hat man im Sommer nicht nöthig, vas Wasser mit Salpeter zu kühlen; jedoch ist in den vier Regen-Monaten die Luft kalt genug, um ein Phühl nöthig zu machen.

Khandeisch, innerhalb der Grenzen desjenigen Theils von Indien begriffen, welchen man mit dem Namen Dekkan, d. heißt „der Süden" bezeichnet hat, grenzt im Norden an das Bett des Nerbudda, welcher es von Malwah trennt; im Westen an Guzerat, im Süden an Aurungabad und Berar, und im Osten an Berar und Gundwana. Es mißt zweihundert und zehn englische Meilen in Länge und achtzig in Breite.

Khandeisch bildete eine der ursprünglichen Provinzen des Mahratten-Reichs, und seine zerbrochne, felsige, unregelmäßige Oberfläche ist immer noch dicht mit festen Burgen übersäet. In der Nähe des Flusses Taptie ist der Boden auf eine seltsame Weise von tiefen, wilden

---

1) Hamilton's Description, vol. I. p. 738

2) Ayeen Akbery, vol. II. p. 39. 40.

Schluchten durchfurcht, die sich bisweilen mehrere englische Meilen weit fortwinden. Die Landstraßen führen häufig durch den Boden dieser langen Spaltungen, wo dichte Staubwolken, vom Winde emporgewirbelt, den Reisenden fast ersticken.

Die Provinz Berar grenzt nördlich an Khandeisch und Malwah, östlich an Gundwana, und südlich und westlich an Beeder, Khandeisch und Aurungabad; sie besteht hauptsächlich aus einem erhabnen Thale, in welches man durch Erklimmung einer Reihe von Ghauts oder Berg-Pässen gelangt. Von diesen Ghauts ist die Mehrzahl für Wagen, beladne Kameele oder Bullen nicht zu passiren, und manche sind blos über die Berge führende Fußpfade. Die hoch liegenden Stellen sind in der Regel von Bäumen entblößt. Im Thale ist der Boden zwar schlecht angebaut, aber von Natur reich und fruchtbar und bringt freiwillig schönes Gras hervor. Die Haupt-Erzeugnisse der cultivirten Distrikte sind Weizen, Mais, Erbsen, Wicken und Flachs.

Gundwana, eine der größten Provinzen von Hindostan, grenzt im Westen an Khandeisch, Berar und Beeder, im Norden an Bahar und Allahabad, im Osten an Bahar und Orissa, und im Süden an Orissa und Hyderabad. Seine Länge dürfte sich auf ungefähr vierhundert englische Meilen belaufen. Ein großer Theil dieser Provinz ist bergig, wild, nackt, ungesund und demzufolge schwach bevölkert. Diejenigen Distrikte, welche im Besitz der eingebornen Goands geblieben sind, können, um uns der Worte Hamilton's zu bedienen, immer noch als eine Ur-Wildniß betrachtet werden.

„Das von den eingebornen Goands bewohnte Land verharrt größtentheils in seinem wilden Zustande, seine Bewohner erheben sich in sittlicher Hinsicht kaum über die wilden Thiere, mit denen sie untermischt sind. Bei weitem die Mehrzahl dieses armseligen Stammes lebt in einem rohen Natur-Zustande und wahrscheinlich unter

allen eingebornen Hindus auf der niedrigsten Stufe der Civilisirung. Durch Eroberer von ihren Ebnen in die ungesunden Schlupfwinkel der höher gelegenen Regionen getrieben, kommen sie während der Erntezeit häufig in die tiefer gelegenen Länder und rauben die Erzeugnisse ihres ehemaligen Besitzthums. Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts hat die wachsende Gier der wilden Goands nach Salz und Zucker sich in Beförderung der Fortschritte ihrer Gesittung wirksamer gezeigt als irgend ein andrer Umstand. Die Seeluft soll ihrer Constitution eben so nachtheilig sein, als die Bergluft den Bewohnern der angrenzenden Ebnen.

„Die Goands sind der Lehre der Brahminen ergeben; denn diese heilige Caste hat sich so weit herabgelassen, einigen der Häuptlinge als Seelsorger und Glaubenslehrer zu dienen; indeß hat das wilde Gebirgsvolk manche seiner unlautern Gebräuche und Sitten behalten und genießt außer dem Fleische von Ochsen, Kühen und Bullen jede Art animalischer Kost“[1]).

Beeder grenzt im Norden an Aurungabad und Berar, im Osten an Gundwana, im Süden an Hyderabad, und im Westen an Aurungabad und Bejapur. Die Oberfläche des Bodens ist bergig, uneben und von zahlreichen, Fruchtbarkeit verbreitenden kleinen Flüssen bewässert. Beeder war einst, unter der alten Hindu-Regierung, sehr stark bevölkert; allein die Tage seines Glücks sind längst vorüber gegangen, und im Vergleich mit den britischen Provinzen ist seine Bewohnerzahl gegenwärtig gering.

Die Provinz Hyderabad, zweihundert nnd achtzig englische Meilen lang und im Durchschnit zehn englische Meilen breit, grenzt im Norden an Beeder, im Osten

---

1) Hamilton's Description of India, vol. II. p. 6. 7.

an Gundwana, im Süden an die Circars nnd Balaghaut, und im Westen an Beeder und Bejapur. Hyderabad ist ein erhabenes Tafelland von sehr unebener Oberfläche, und drei Monate des Jahres herrscht daselbst eine beträchtliche Kälte, das Thermometer zeigt diese ganze Periode hindurch häufig nur fünf und vierzig, sogar nur fünf und dreißig Grad Fahrenheit. Obgleich zahlreiche Bäche und Flüsse, wovon indeß keiner schiffbar ist, diese Provinz durchströmen, so ist ihr Boden doch im Ganzen trocken.

Dem Anbau des Landes steht eine schlechte Regierung entgegen, Städte, Dörfer und Einfriedigungen zeigen überall von den Fortschritten des Despotismus.

Hyderabad, die Residenz der Nizam's Besitzungen, ehemals Baujnuggur, ist eine umfangsreiche und sehr stark bevölkerte Stadt. Von ältern Reisenden wurde sie gewöhnlich Golconda genannt, nach der in der Nachbarschaft errichteten festen Burg dieses Namens; und zu Tavernier's Zeit war sie wegen der Schönheit ihrer Einwohner berühmt. Golconda, einst der Hauptort eines weit ausgedehnten Königreichs, und ein berühmter Diamanten-Markt, dient jetzt hauptsächlich als Staats-Gefängniß[1]).

Die mit dem Namen Balaghaut bezeichneten Distrikte grenzen im Westen und Norden an Bejapur und Hyderabad, im Osten an die Circars und Carnatik, und im Süden an Salem und Mysore. Die Hauptflüsse dieser Provinz sind der Krischna und der Tumbudra. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, vorzüglich gilt dies von dem Tafellande, welches, ist es erst einmal gehörig cultivirt worden, nur aller zwanzig Jahre gepflügt zu werden braucht. Wirklich pflügt in einigen Fällen

---

1) Lives of celebrated Travellers, vol. I. p. 176. Hamilton, vol. II. p. 141.

der Landmann sein Feld während seines ganzen Lebens nur einmal. Diese reiche, schwarze Erde enthält keine Spuren von verwitterter Vegetation und wird selbst zwischen Felsen gefunden, wo keine Bäume existirt haben können Auf Regen kann man nicht mit Gewißheit rechnen, indeß regnet es gewöhnlich im September und October. Die Kriegsstürme, wovon diese Provinz oft heimgesucht worden ist, haben ihre schönen Haine und Wälder zerstört und die Anpflanzung von Bäumen, vorzüglich von Palmyra-Palmen, der Regierung zu einer unerläßlichen Pflicht gemacht. Der Gesammt-Anblick des Landes ist rauh und wild, gleich dem Charakter der Bewohner, einer kühnen mannhaften Rasse, welche Jahrhunderte lang ihre Unabhängigkeit mit dem Schwerte behauptet hat. Ueber funfzig tausend Brunnen, von denen man aber leider manches Tausend völlig hat in Verfall gerathen lassen, sind in diesen Distrikten zur Bewässerung des Bodens gegraben worden.

Mysore, eine umfangsreiche Provinz von Südindien, zweihundert und zehn englische Meilen lang und ungefähr hundert und vierzig breit, ist ein hohes, ziemlich dreitausend Fuß über das Niveau des Meeres erhabenes Tafelland. Diese Hochebene liegt zwischen den östlichen und westlichen Ghauts, welche sich fast wie eben so viele feste Schlösser und Burgen an das Plateau lehnen und sein Herabgleiten in den Ocean verhindern.

Kein andres Land von gleichem Umfang innerhalb der Tropen erfreut sich eines so gemäßigten und gesunden Klimas als Mysore. Die Gewalt der Monsuhns, welche die Wüsteneien von Coromandel und Malabar unter Wasser setzen, wird auf beiden Seiten durch die Ghauts gebrochen, und der Regen, welcher fällt, ist gerade hinreichend, um Felder und Fluren mit immerwährendem Grün zu bekleiden und eine angenehme Temperatur in der Luft zu erhalten.

Digitized by Google

Die Haupt-Produkte dieser Provinz sind Reis, Rhagi (Cynosurus corocanus), orientalischer Sesam, Zuckerrohr und der Wunderbaum (Ricinus communis)[1]). Kokosbäume sind hier so zahlreich, daß sie in manchen Distrikten ordentliche Wälder bilden. Seringapatam, die jetzige Hauptstadt, steht auf einer Insel des Cavery, welcher hier ein breiter und reißender Fluß ist.

Salem, eine kleine Provinz von Südindien, begreift jetzt in seiner Jurisdiction das angrenzende Gebiet Barramahal. Den höchsten Theil des Tafellandes zwischen den Ghauts einnehmend erfreut es sich, gleich Mysore, eines gemäßigten und gesunden Klimas. Seine Haupt-Erzeugnisse sind Mais und Reis, und gewöhnlich finden im Jahre zwei Ernten statt, die erste im April, die zweite im September. Diese Provinz enthält sehr viel wüstes Land.

Die Provinz Coimbatore, ebenfalls auf der Hochebene des Dekkan gelegen, mißt in Länge ungefähr funfzig und in Breite fünfundvierzig englische Meilen. Ihre auffallend gewellte Oberfläche ist an manchen Stellen nicht mehr als fünfhundert Fuß über den Meeresspiegel erhaben, während sie sich an andern zu einer erstaunlichen Höhe erhebt, so überragt z. B. der Hügel Cumbetarine das bemerkte Niveau um fünf bis sechstausend Fuß. Von Coimbatore durch die westlichen Ghauts abwärts nach Malabar führt ein trichterförmiger Paß (Schlucht) zwischen den Bergen hin, welcher, an seinem Ausgange vom Plateau sieben englische Meilen breit, sich in einer Strecke

---

2) Der gemeine Wunderbaum wächst in Ostindien wild. Die Samen dieser Pflanze sind als ein heftiges Abführmittel, vormals unter dem Namen (Semina Cataputiae majoris) gebraucht worden. In Ost- und Westindien bereitet man aus den Körnern ein fettes Oel auf zweierlei Art, entweder durch Auspressen oder Kochen derselben. Das ausgepreßte Oel ist hell und wird nicht so leicht ranzig. Beim Kochen der Samen schwimmt es oben auf und wird abgeschöpft.

von ein und dreißig englischen Meilen fortwährend sowohl nach Rechts als nach Links erweitert, bis er die Malabarische Ebne erreicht, wo seine Mündung funfzehn oder sechszehn englische Meilen breit ist. Dieser weite Paß verstattet den Nordwest und Südwest-Winden einen freien Durchgang von der Küste in das Innere.

Coimbatore wird von zahlreichen Flüssen bewässert. Ob es gleich einige Moräste, Wüsten und mit Gestrüpp (Dschungles) überzogne Stellen enthält, so ist der Boden doch im allgemeinen trocken und fruchtbar. In den ersten Frühlings-Monaten, fällt häufig dichter Thau, während dicke weiße Nebel bis spät am Morgen die Berge umhüllen und über den Ebenen hangen.

Hier, wie anderwärts in Indien, sind die Berge an einigen Orten von der Malaria heimgesucht, jedoch ist das Klima im allgemeinen, trotz seiner Hitze, nicht ungesund.

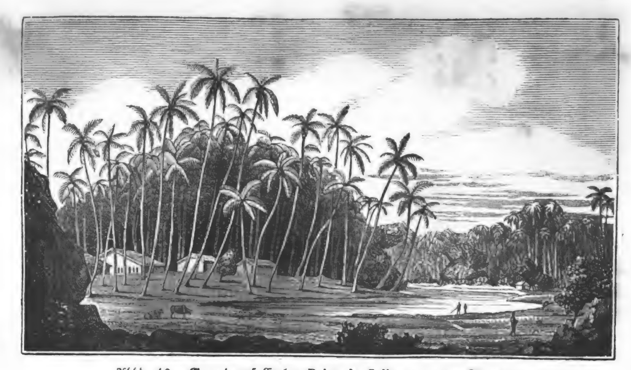
Unmittelbar nordwärts von dem beschriebnen Paß von Coimbatore liegt die Gruppe der Neil Gherry (Nila Giri) oder blauen Berge, welche das südliche Ende des Tafellandes Mysore bilden und sich zu einer Höhe von neuntausend Fuß über den Meeres-Spiegel erheben. Das Klima dieser hohen Region ist kühl und höchst angenehm, und ihre Vegetation stimmt mehr mit der Flora Europas, als der umliegenden Tropen-Ebenen überein; die Bewohner sind eine friedliche und harmlose Menschen-Rasse, welche theils von Ankerbau theils von Viehzucht lebt [1]).

Die Insel Ceylon, oder Singhala, welche gegenwärtig zwar durch eine beträchtliche Meerenge vom festen Lande geschieden ist, aber einst gewiß mit demselben zusammenhing, darf in einer Beschreibung von Indien nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Ihre Länge be-

1) Siehe Capitain Harkness, Description of the Inhabitants of the Neil Gherry Hills; London, 1832. 8vo.

trägt ungefähr zweihundert und siebzig, und die Breite hundert fünf und neunzig englische Meilen. Von der See aus gesehen bietet die Südost-Küste von Ceylon einen höchst malerischen Anblick dar.

Hügel steigen hinter Hügeln empor — einige mit Grün bedeckt und anmuthig, andere, gleich den Schweizer-Alpen, hoch, felsig, kahl und seltsam gestaltet, wie alte Schlösser, zertrümmerte Mauern, Zinnen und Pyramiden von beträchtlicher Größe. Von dieser felsigen Berg-Barriere, welche Ceylon dem indischen Ocean zukehrt, und die einen bedeutenden Flächenraum einnimmt, senkt sich das Land in demselben Verhältniß, als es nach Norden vorrückt, große Ebnen bildend, worauf außer den Trinkamalie-Hügeln keine einzige hundert Fuß über den Meeres-Spiegel ragende Anhöhe wahrzunehmen ist. Ceylon wird von zahlreichen Flüssen bewässert und ist, obgleich dem Aequator sehr nahe liegend, keiner übermäßigen Hitze unterworfen, indem ununterbrochen wehende Seewinde die Luft frisch und kühl erhalten; nur das Innere der Insel macht hiervon eine Ausnahme, denn hierher können jene Winde der hohen Berge wegen nicht gelangen, und aus diesem Grunde ist die Atmosphäre daselbst heiß und stokkend, außer wenn sie durch zufällige Luftströme abgekühlt wird. Eine ununterbrochne Reihe von Kokos-Gärten bedeckt einen beträchtlichen Theil des südlichen Ufers, während auf den nördlichen Theilen der Insel die prächtige Palmyra der Landschaft einen ungemeinen Reiz verleiht. Unsere Abbildung (10) ist die treue Copie einer ceylonischen Landschaft; man erblickt mehrere um einen See gruppirte Palmenhaine und einige hier und da ausgestreute Hütten und Häuser der Insulaner, Ceylon erzeugt Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Reisblei, Cardamom, Kaffee, Areka-Nüsse, Taback und eine Menge schöner Holzarten, als Calamander-Hamander- Eben- Viam- und Sappan-Holz; ferner Tamarinden-, Tulpen- und Baumwollen-Bäume. Seine Blumen und Früchte sind außerordentlich reich und



Abbd. 10. Gegend auf Ceylon Point de Galle genannt. St. 142.

Digitized by Google

Digitized by Google

schön. Unter seine vorzüglichsten Producte aber gehören Zimmt, der besonders gut und häufig auf der Westküste der Insel wächst, Perlen, Rubine und andre Edelsteine. Inmitten dieser natürlichen Reichthümer wimmelt Ceylon von Reptilien, vorzüglich Schlangen, von denen einige dreißig Fuß lang sind. Alligators, so dick als ein Pferd im Leibe und ziemlich von der Länge des Nil-Krokodils, werden ebenfalls in den Flüssen gefunden, und die Wälder und Dickichte sind mit Kröten, fliegenden Eidexen, Blutegeln und allen Arten von tropischen Insekten angefüllt. Die Einwohner, an Zahl 1½ Millionen, sind: eigentliche Ceyloner, die noch alle Zeichen des Ursprungs aus Siam an sich tragen, Hindus, die Eingebornen Wedas oder Bedas, eine Jägernation, die ohne Häuser in den Wäldern umherziehen, und Mohamedaner, welche aus Arabien stammen und Mohren genannt werden.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Ursprung und Alterthum der Hindus.

Nachdem wir das Land der Hindus so kurz als möglich beschrieben, wollen wir uns nunmehr zu dem Ursprung und Alter des Volkes selbst wenden. Aus den bisherigen Untersuchungen der Gelehrten, welche sich mit Indiens Literatur beschäftigt haben und noch beschäftigen, scheint hinlänglich hervorzugehen, daß die Hindus ungeachtet des hohen Alters einiger ihrer literarischen Monumente keine historischen Werke aus entfernten Zeiten besitzen. Alle Fortschritte, welche dieses merkwürdige Volk während der früheren Perioden der Erde in der Gesittung gemacht hat, die Era seiner ersten Ansiedelung in Indien, die Urform seiner Religion und Regierung, und die ganze Aufeinanderfolge großer und wichtiger Ereignisse, welche die politische Geschichte eines Volks bilden, bis zu einer verhältnißmäßig ziemlich frischen Periode, müssen daher für immer unbekannt bleiben. Das sehr hohe Alterthum, worauf die Brahminen Anspruch machen, ohne irgend einen Beweis oder ein historisches Denkmal dafür zu haben, beruht auf Erdichtung, wodurch sie einem leichtgläubigen Volke zu imponiren suchen. Ueber den Ursprung ihrer Institutionen und die alte Geschichte ihrer Rasse befinden sie sich in völliger Unwissenheit. Einige wenige unbestimmte, sehr alte Traditionen sind alles, was noch übrig

ist, um uns in unsern Forschungen hinsichtlich des Ursprungs und des ersten Wohnsitzes dieser Nation zu leiten, einer Nation, unter welcher Eitelkeit und Sucht nach dem Wunderbaren sehr wirksam zur Verschleierung geschichtlicher Wahrheit mit einem undurchdringlichen Dunkel gewesen sind.

Die Hindus behaupten nicht, gleich den alten Atheniensern, Urbewohner (Autochthones), das ist von dem Boden, welchen sie bewohnen, entsprungen zu sein. Es gab, nach ihrem eignen Eingeständniß, eine Zeit, wo Indien unbevölkert war, wo die Kinder Brahmas ein andres Land bewohnten, welches vielleicht minder schön, und minder fruchtbar als ihre gegenwärtige Wohnstätte war, aber dessen ungeachtet als der Geburts-Ort und die Wiege ihrer Rasse mit religiöser Ehrfurcht betrachtet wurde.

Dieses Land, dessen Geographie und genaue Lage längst aus ihrem Gedächtniß entschwunden sind, habe, vermuthen sie, irgend wo im Norden, am Fuße des Hindu Kosch oder indischen Kaukasus gelegen. Hier auf dem Gipfel des Berges Himavan sei ihr großer Patriarch Menu Vaiwaswata (der Sonnengeborne) mit den sieben berühmten Weisen aus der Arche gestiegen, worin diese acht großen Männer von Vischnu dem Untergange durch die allgemeine Sündfluth, in der alle übrige Menschen umgekommen, entzogen worden wären. Hier habe Menu nebst seiner Familie auf dem Berge Sumeru oder dem „heiligen Meru" seine Wohnstätte aufgeschlagen, und von hieraus sei seine von Jahr zu Jahr zahlreicher werdende Nachkommenschaft, Mangels an Platz halber, auf die Ebnen herabgestiegen.

Kreuzer hält Nord-Indien oder die an den Himalaya stoßende Hochebne, wo die vier großen Flüsse Amu, Brahmaputra, Jihun und Indus entspringen, für die Wiege des Menschengeschlechts, von wo aus sich, wie

Digitized by Google

von einem leuchtenden Mittelpunkte, das Licht der Wissenschaften über die Erde verbreitet habe [1]).

Blumenbach, in seiner Classification der Menschen Varietäten (Menschen-Species), erklärt die Hindus für einen Zweig der kaukasischen Rasse, die, seiner Meinung nach, alle Nationen Europas, mit Ausnahme der Finnen und Lapländer, alle zwischen dem Flusse Oby und dem caspischen See und dem Ganges wohnenden Asiaten, und die verschiednen Nationen von Nord-Afrika in sich begreift [2]).

Den obigen Traditionen gemäß, welche mit den hebräischen Schriften und den Vermuthungen ausgezeichneter Gelehrter vollkommen übereinstimmen, nahm das nach der Sündfluth zuerst bevölkerte Land denjenigen Theil der großen Hochebne Asiens ein, welcher mit dem Himalaya-Gebirge zusammenhängt; das ist in Tibet. Ueber das eben genannte Land nährt man bisweilen sehr irrige Ansichten. Man hält es für wild, rauh und unwirthbar, wie seine Bewohner.

Wenige europäische Reisende haben es besucht. Umstände, die in keiner Verbindung mit der physischen Beschaffenheit des Bodens stehen, ein eifersüchtiger Despotismus, und jene Barbarei, welche unabänderlich politischer Herabwürdigung auf den Fersen folgt, haben dasselbe wenigstens im Betreff der Europäer, mit undurchdringlichen Barrieren umgeben.

„Herr de Guignes" sagt Sir William Jones, „dessen großes Werk über die Hunnen, sich noch mehr durch gediegne Gelehrsamkeit als rhetorische Figuren auszeichnet, bietet uns indeß ein großartiges Bild dieser wilden Region dar, er schildert uns Tibet als ein wunderbares Gebäude, dessen Tragbalken und Pfeiler in eben so vielen hohen Hügel-Ketten bestehen, und dessen Kuppel

1) Religions de l'Antiquité, tom. I. p. 133—136.

2) Blumenbach's Menschen-Species.

ein ungeheurer Berg ist, von den Chinesen mit dem Beinamen himmlisch bezeichnet, ein Berg, von dessen Seiten eine beträchtliche Anzahl breiter Flüsse herabströmt."

Es war dieses erhabne Land, von wo aus, nach Herrn Bailly, den Sir William Jones einen bewundernswürdig scharfsinnigen Mann und sehr lebendigen Schriftsteller nennt, das ganze Menschen-Geschlecht ausgegangen ist. Indeß war Bailly, wie unser großer Orientalist meint, nicht der erste, welcher diese Behauptung aufstellte, insofern Sir Walter Raleigh schon ein Jahrhundert früher dieselbe Theorie vertheidigt hat. Wir können in Bailly's Theorie keineswegs die Ungereimtheit entdecken, welche Sir William Jones darin gefunden zu haben scheint; denn hätte er auch den ersten Wohnplatz der Menschen an das Ufer des Yenisei versetzt, so begegnet er doch durch die Nachweisung, daß sich die Temperatur der nördlichen Hemisphäre verändert habe, eine Vermuthung, die keineswegs jeder Wahrscheinlichkeit zuwider läuft, allen Schwierigkeiten. Allein er versetzt ja den ersten Menschen unter eine Breite von neun und vierzig oder funfzig Graden. Waizen, Gerste und verschiedne Gemüße-Arten wachsen von freien Stücken in Sibirien. Kämpfer's Meinung nach, stammen die Japaner von Tataren ab; und Bailly sagt; die große Ehrfurcht, womit die Hindus und Chinesen die hohen Berge der Tartarei betrachten, deute offenbar ihren ursprünglichen Wohnsitz an. Wenn die Chinesen den Manen ihrer Vorfahren Trankopfer bringen, wenden sie sich stets dem Nordpol zu. Menu's Gesetzbücher befehlen demjenigen, welcher die Vedas studiren will, sein Antlitz nach Norden zu kehren[1]). Der Brahmine muß mit dem Kopfe in der nämlichen Richtung schlafen[2]). Auch

1) Ch. II. ver. 70.

2) Ch. III. ver. 89.

bei andern Gelegenheiten wird ihm zur Pflicht gemacht, besagter Vorschrift Genüge zu leisten[3]). — Bailly führt die Wallfahrten der Hindus nach dem Tempel des Dalai Lama, in Tibet, als einen Beweis zu Gunsten seiner Hypothese an; und in der That scheinen die Sannyassi von Madras, auf welche Bell in der Mongolei stieß, so wie auch diejenigen, welche Dunkan in den Asiatic Researches schildert[4]), von einer derartigen dunkeln Ahnung getrieben gewesen zu sein[5]).

„Wenn das Wohnhaus" fährt Guinges in der oben angegebnen Schilderung fort, „so bewundernswürdig erhaben ist, so ist das Land im Umkreise von verhältnißmäßiger Ausdehnung, aber dabei noch weit mannichfaltiger; denn während einige seiner Theile starres Eis überzieht, sind andre von einer brennenden Atmosphäre ausgedorrt und mit einer Art Lava bedeckt; hier stößt man auf unermeßliche Sandwüsten und fast undurchdringliche Forste; dort begegnet das Auge Gärten, Hainen und Auen, die von Wohlgerüchen durchwürzt sind, während zahlreiche kleine Flüßchen ihre Wellen darin verbreiten und alles weit und breit mit Blumen und Früchten bereichern; von Ost nach West liegen manche ansehnliche Provinzen, im Vergleich zu den sich über sie thürmenden Bergen als Thäler erscheinend, aber in der That nichts anderes als die platten Gipfel der höchsten Berge in der Welt oder wenigstens der höchsten in Asien. Ziemlich der vierte Theil dieses außerordentlichen Landes erfreut sich mit Griechenland, Italien und der Provence desselben anmuthigen Klimas; während ein andres Viertel in besagter Hinsicht England, Deutschland und den nördlichen Theilen Frank-

---

1) Ch. IV. ver. 50.

2) Vol. V. p. 37—52.

3) Siehe zur fernern Erläuterung dieser interessanten Frage: Bailly's Lettres sur l'Atlantide; und Lettres sur les Sciences, p. 228 - 266.

reichs gleich kommt; aber die hyperboräischen Landschaften können zu ihrer Empfehlung nur wenige Schönheiten darbieten, wenigstens bei dem gegenwärtigen Zustande der Erd-Temperatur. Nach Süden zu, an Irans Grenze, liegen die schönen Thäler von Sogd mit den weltberühmten Städten Samarkand und Bokhara; an der Grenze von Tibet befinden sich die Gebiete Kashgar, Khoten, Chegil, Khata, alle bekannt durch ihre Parfumerien und durch die Schönheit ihrer Bewohner; an China stößt das Land Chin, ehemals ein mächtiges Königthum, dessen Name, gleich dem von Khata, dem ganzen chinesischen Reiche ertheilt worden ist, einem Reiche, wo eine solche Benenung für Beleidigung gelten würde. Endlich dürfen wir das schöne Land Tancut, den Griechen unter dem Namen Serica bekannt und von dieser Nation als die östlichste Grenze der bewohnten Erde betrachtet, nicht unerwähnt lassen [1]).

An der südlichen Grenze dieses unermeßlichen Landes, in jenen reichen Ebnen und grünenden Thälern, die sich am Fuße des indischen Caucasus hinziehen, suchen sowohl Philosophen als Historiker die Wiege der Hindus, wo nicht des Menschengeschlechts überhaupt. Hierher verlegen die Brahminen den Wohnsitz von Mahadeva, Adiswar, oder Baghes, „dem Tiger Herrn" und die Jains den von Adnat'h, ihrem großen Patriarchen, der die Menschen zuerst im Ackerbau und in den Künsten des civilisirten Lebens unterrichtete.

Einige Schriftsteller haben sich durch die Aehnlichkeit des Wortklanges der Namen Baghes und Bacchus zur Annahme einer Identität zwischen der so benannten Hindu- und der Griechischen Gottheit bestimmen lassen, ja sie führen sogar die gegenwärtige Verehrung des Mahadeva oder Baghes in jenen Gegenden als einen Beweis für

---

1) Discourse on the Tatars, Works, vol III. 72—74.

den vermeintlichen Zug des Bacchus nach Indien an. Man sollte indeß wohl berücksichtigen, daß die Aehnlichkeit zwischen den Namen Bacchus und Baghes nur zufällig ist; das letztere Wort ist eine moderne Verdrehung des alten sanskritischen Vyaghresa, einer Zusammensetzung aus Vyaghra, Tiger und Isa, Herr. Ueberdies ist die Verknüpfung des Bacchus mit Indien, in so fern sie sich auf classische Beweise gründet, äußerst problematisch und jedenfalls verhältnißmäßig von ziemlich frischem Datum. „Die Expedition des Bacchus nach Indien," sagt Schlegel, „wovon früher keine Erwähnung geschehn, in deren Erklärung aber spätere Dichter und Künstler mit einander gewetteifert haben, ist in der That von Alexander dem Großen erfunden und gleichsam in die alte Mythologie zurückgewiesen worden. Ueberall, wo Epheu wuchs, sollte nach dieser Eroberung Bacchus gewesen sein, und als die Macedonier die Truppen des Königs Porus unter dem Schall von Cymbeln, Pauken und Glocken, gemessnen Schrittes gegen sich anrücken sahen, so zweifelten sie nicht, daß dieser Gebrauch aus der Zeit der lärmvollen Bacchuszüge auf die Eingebornen übergeerbt sei"[1]).

Die Lage des Berges Meru[2]) läßt sich, wie bereits gezeigt worden, nicht genau bestimmen.

---

1) Berliner Kalender, 1829. p. 23.

2) Abbe Dubois, der blos die Sage des Landes anführt, meint, die Brahminen, seiner Meinung nach die Nachkommen Japhet's, wären aus Nordwesten von Hindu-Kosch, ihrem ursprünglichen Wohnsitz, nach Indien gekommen. Die heiligen Bücher der Hindus erwähnen, wie er bemerkt, zwei Berge von Jambu-dwipa (Scythien), Namens Maha-Meru, das heißt, „großer Berg," und Mandara, von woaus, und dies findet man unabänderlich darin behauptet, die Vorfahren der Brahminen ihren Weg nach Indien genommen; und daher rühre ihre hohe Verehrung des Nordens, den sie unter jedem Lebens-Verhältniß mit religiöser Andacht betrachten. Dubois hält

Die Hindus scheinen ihn an irgend eine Stelle zwischen Baumian, Caubul und Ghizin zu versetzen, wo ein Ueberfluß an jenen Höhlen-Wohnungen, man muß es gestehen, zu dergleichen Vermuthungen berechtigt.

„Mitten in den Bergen" sagt Abul Fazl, „sind zwölf tausend in den Felsen gehauene, mit Bildwerk und Stukkatur-Arbeit verzierte Höhlen. Diese Plätze heißen Summij und waren in alten Zeiten der Winter-Zufluchtsort für die Eingebornen. Hier befinden sich drei bewundernswürdige Götzenbilder, das eine davon stellt einen achtzig Ellen hohen Mann vor, das zweite ein Weib und mißt funfzig Ellen in der Höhe, das dritte ein Kind von funfzehn Ellen. In einer dieser Summijes befindet sich ein Grab mit einem Sarge, in dem ein Leichnam ruht, und worüber die ältesten Leute keine Auskunft ertheilen können, wofür sie aber große Verehrung hegen. Die Alten waren ohne Zweifel im Besitz einiger arzneikräftigen Präparate, womit sie ihre Leichname einbalsamirten; nach der Einbalsamirung legten sie den todten Körper in trocknen Boden, wo er nicht durch den Zahn der Zeit litt."

Lieutenant Burnes, welcher ganz neuerdings durch dieses Land gereist ist, hat uns in seinem Reisebericht auch über die, theils von der Natur, theils von der Kunst gebildeten riesenmäßigen Götzenbilder im Dorfe Bamian einige anziehende Nachrichten mitgetheilt: Auf dem weiten Wege die mit ewigen Schnee bedeckten Gebirge hinauf, erreichte der Reisende nebst seinen Gefährten „Bamian, berühmt durch colossale Götzenbilder und zahllose Aushöhlungen, welche man in allen Theilen des Thales acht

---

die Hindus für ein älteres Volk als die Aegypter oder Juden. Ayeen Akbery, vol. II. p. 169. Ueber die Felsen-Tempel von Caubul siehe Creuzer, Rel. de l'Ant. tom. I. p. 577. Eine Vergleichung zwischen diesen Statuen und den colossalen Darstellungen des ägyptischen Memnon's u. s. w. findet man in Egypt und Mohammed Ali; vol. II. p. 86.

Meilen weit sieht, und die noch jetzt die Wohnungen des größten Theils der Bevölkerung bilden. Sie werden von dem Volke „Sumusch" genannt. Ein einzeln stehender Berg in der Mitte ist ganz durchlöchert, wie eine Honigscheibe, und erinnert an die Troglodyten der Geschichtsschreiber Alexanders. Er heißt der Ghulghula und besteht aus einer ununterbrochnen Aufeinanderfolge von Höhlen nach jeder Richtung hin, welche das Werk eines Königs, Namens Juba sein sollen. Die Berge in Bamian bestehen aus verhärteten Lehm und Kieseln, weshalb die Aushöhlung keine Schwierigkeit macht; aber die große Ausdehnung derselben erregt die Aufmerksamkeit. Es befinden sich Höhlen auf beiden Seiten des Thales, die meisten liegen aber an der Nordseite, wo unser Reisender auch die Götzenbilder fand; zusammen bilden sie eine ungeheure Stadt. Oft miethet man Arbeiter zum Graben darin, und man findet dann Ringe, Reliquien, Münzen u. s. w. Gewöhnlich haben dieselben Aufschriften und sind von einer Zeit nach Mahomed. Diese Höhlen oder Wohnungen machen keinen Anspruch auf Architecturverzierungen, denn sie sind eben weiter nichts als viereckige Löcher in dem Berge.

Die Bewohner erzählen viele merkwürdige Geschichten von den Höhlen von Bamian, eine vorzüglich, — daß eine Mutter ihr Kind in denselben verlor und es erst nach 12 Jahren wiederfand. Man braucht die Erzählung nicht zu glauben, aber sie giebt doch eine Vorstellung von der ungeheuern Ausdehnung dieser Werke. Auf allen Seiten von den Götzen sind Aushöhlungen, und in mancher könnte ein halbes Regiment ein Unterkommen finden. Bamian steht unter Kabul; es scheint sehr alt zu sein und ist vielleicht die Stadt, welche Alexander der Große an dem Fuß des Paropamisus gründete, ehe er nach Baktrien ging. Das Land selbst, von Kabul bis Balkh, heißt noch heute „Bakhtur Zumin" oder Bakhtur Land. Den Namen Bamian soll es von

Digitized by Google

seinen hohen Bergen haben, indem „Bam“ einen Balcon, und das Anhängsel „ian“ Land bedeutet. Keine Ueberreste des asiatischen Alterthums haben die Neugierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen, als die riesigen Götzenbilder Bamians. Es sind zwei Figuren, eine männliche und eine weibliche; die erstere heißt Silsal, die zweite Schahmana. (S. Abbd. 11.) Sie sind erhaben am Berge ausgehauen. Die männliche ist die größte, mißt 120 Fuß in der Höhe und nimmt eine Fronte von 70 Fuß ein. Das Bild ist verstümmelt; beide Beine sind durch eine Kanonenkugel zerschmettert, und auch das Gesicht über dem Munde ist zerstört. Die Lippen sind sehr groß, die Ohren lang und hängend, und auf dem Kopfe scheint eine Tiara gewesen zu sein. Die Gestalt ist von einem Mantel ganz umhüllt, der von einer Art Gips gebildet war. Sie selbst ist ohne Ebenmaß, auch der Draperie fehlt es an Zierlichkeit und Leichtigkeit. Die Hände, welche den Mantel aufhielten, sind verstümmelt. Die weibliche Gestalt ist vollkommener, aber wie die männliche bekleidet. Sie ist in der Entfernung von 200 Ellen in denselben Felsen gehauen und halb so groß.“

Die viereckigen und runden Oeffnungen, welche man auf der Abbildung sieht, sind die Eingänge in die verschiednen Höhlen, und durch diese führt der Weg zu der Spitze der beiden Bilder hinauf. In den untern Höhlen pflegen die Karavanen nach und von Kabul gewöhnlich Halt zu machen; die obern benutzt man als Getraideböden. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Nischen beider Statuen mit menschlichen Figuren bemalt sind, welche jedoch der Zahn der Zeit bereits zerstört hat. Das noch Uebrige zeichnet sich durch lebhafte Farben aus und erinnert an die Gemälde in den Gräbern der alten Aegypter.

Die Sagen des Volks über diese Bilder sind unbestimmt und unzureichend. Man sagt, sie wären vor der christlichen Zeitrechnung von einem Stamme Kassirs (Un-

gläubiger) gemacht worden, zur Darstellung ihres Königs Silsal und dessen Gattin, welcher in einem fernen Lande regierte und seiner Größe wegen verehrt wurde. Gewiß ist, daß die Hindus noch jetzt, wenn sie an diesen Bildern vorübergehen, ihre Hände zur Anbetung emporheben; Opfer werden ihnen nicht gebracht, wahrscheinlich seit dem Aufkommen des Islams. Man schreibt diese Bilder auch den Budhisten (Verehrern des Budha) zu, und die langen Ohren der großen Figur machen diese Conjektur ziemlich wahrscheinlich.

Die erwähnten zwölf tausend Höhlen bilden die sogenannte Stadt Baumian, welche auf der Straße zwischen Balkh und Caubul, acht Tagereisen nordwestlich von letzterer Stadt liegt. Oberst Wilford, nennt Baumian „das Theben des Ostens“, seiner Bemerkung nach sind einige von diesen zahllosen, in den Felsen gehauenen Gemächern und Kellern von so außerordentlichen Dimensionen, daß man sie für ehemalige Tempel hält. Säulen sind bis jetzt nicht aufgefunden worden, wohl aber sieht man einige der Gemächer mit Nischen und geschnitztem Bildwerk — vorzüglich durch Rauch unkenntlich gemachte und durch den Religionseifer der Muselmänner auf eine barbarische Weise verstümmelte und entstellte Figuren — verziert. Die drei colossalen Statuen, deren Verhältnisse im Ayeen-Akbery bedeutend übertrieben sind, stellen einige unbekannte Personen dar, Bhima und seine Gattin, wie die Hindus behaupten, daher sie auch die dritte kleine Figur unbestimmt lassen. Die Budhisten dagegen halten sie für die Statuen von zweien ihrer Weisen; während die Mohamedaner in ihnen die Figuren von Kaïumers und dessen Gattin und Sohn, drei Personen, deren in den alten mündlichen Ueberlieferungen der Perser Erwähnung geschieht, darin erblicken. Alle drei Figuren sehen mit dem Gesicht nach Osten, (vielleicht eine Andeutung ihres Sabeischen Ursprungs); daher scheint es, als lächelten sie, wenn die ersten Strah-

len der Morgensonne darauf fallen, wogegen sich ihre Züge des Abends ernst und düster ausnehmen. Die Tiara der männlichen Figur und das Gewand beider gleichen denen der beiden halb vergrabenen Statuen zu Takht — i — Rustam, unweit Istakhar.

„Die Eingebornen," sagt Oberst Wilford, „erblikken in Baumian und den angrenzenden Ländern den Wohnplatz der Erzeuger, des Menschengeschlechts vor und nach der Sündfluth. Unter Baumian und den benachbarten Distrikten verstehen sie die ganze Gegend von Sistan bis Samarkand, die östlichste Grenze bildet den Ganges. Diese Tradition ist sehr alt; denn man findet sie sowohl bei persischen Schriftstellern als in den heiligen Büchern der Hindus. Die ersten Heroen der persischen Geschichte lebten und vollbrachten hier ihre zahllosen Thaten. In diesem Lande läßt die heilige Geschichte der Perser ihre ersten Propheten und Religionslehrer leben und wirken, und hierher versetzt sie auch die ersten Tempel, welche jemals errichtet worden sind [1]). Derselbe gelehrte, aber etwas zu sehr seiner Einbildungskraft nachhängende Schriftsteller bemerkt anderswo: „Die ersten Abkömmlinge Swayambhuva's lebten, laut den Puranas, in den Bergen nördlich von Indien, nach den Quellen des Ganges zu und abwärts bis Serinagur und Haridwara. Aber die Beherrscher des Menschengeschlechts wohnten auf den Gipfeln dieser Berge, nach Norden zu; wo sie den Sitz der Gerechtigkeit errichtet zu haben scheinen, denn die Puranas erwähnen häufig der Unterdrückten, die hier ihr Recht nachgesucht" [2]).

Oberst Tod bemerkt da, wo er von den Rajputen spricht, daß diese kriegerischen Stämme schwerlich eine,

1) Aseatic Researches, vol. VI. 470.

2) Vol. I. p. 260.

ihrer noch bestehenden scythischen Sitten und abergläubischen Meinungen auf den brennenden Ebnen, welche an den Indus stoßen, erworben haben können. „Es war zu heiß, als daß sie mit glühendem Eifer und tiefer Ehrfurcht die Rückkehr der Sonne von ihrem südlichen Lauf, um die nördliche Hemisphäre zu beleben, hätten preisen können. Dies muß die Religion eines kältern Klimas sein, dieser Gebrauch muß von ihrem ersten Wohnort, an den Quellen des Jihun und Jaxartes, stammen. Die große Solstitial-Feier, die Aswamedha, oder das Opfer des Rosses (Sinnbild der Sonne), welches die Kinder Vaivaswata's, zu Ehren des Sohnes der Sonne begehen, ist höchst wahrscheinlich aus Scythien in die Ebnen Indiens eingeführt worden"[1]).

In diesen Vermuthungen hat Oberst Tod Herrn Bailly zum Vorgänger, einen gelehrten und eleganten Schriftsteller, der die von Sir Walter Raleigh hingeworfne Idee, daß Indien das zuerst bebaute und bevölkerte Land nach der Sündfluth gewesen, aufnahm, und seine Behauptungen durch eine Reihe scharfsinniger Folgerungen unterstützte. In der That scheint, soweit als dergleichen Gegenstände eine Beweisführung zulassen, hinreichend dargethan zu sein, daß das ursprüngliche Land der Hindus irgendwo im Norden von Indien gelegen war.

Sir William Jones stimmt hierin nicht mit Sir Raleigh und Bailly überein; er hält die Hindus vielmehr für eine Colonie aus Westpersien (Fars) aber nicht von persischer Rasse. Indeß leitet er den Zend und Pehlevi, alte persische Dialekte, so wie auch die Sprache von Hafiz und Saadi aus dem Sanscrit her. Uns scheinen, bei aller Achtung für seine Gelehrsamkeit und Gewandtheit, die von ihm über den fraglichen Ge-

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 24.

genstand aufgestellten Behauptungen höchst schwankend und unter einander gewirrt.

Die Traditionen der Brahminen, in den heiligen Büchern dieser Kaste aufbewahrt, deuten den Maha-Meru und Mandara, zwei Berge in Jambudwipa oder Scythien als die Wiege ihrer Rasse an. Mr. Mill, der mit Bailly und Sir Walter Raleigh in Betreff des fraglichen Punktes völlig einverstanden zu sein scheint, hat folgende, einen sehr richtigen Blick verrathende Bemerkungen über die erste Bevölkerung Indiens aufgestellt: — „Nehmen wir an, daß Indien in einer sehr frühen Periode der Weltbevölkerung seine ersten Bewohner erhalten, so müssen diese sehr unwissend und roh gewesen sei. Uncivilisirte und unwissende Menschen, in geringer Anzahl in ein unbewohntes Land von unermeßlichem Umfange versetzt, müssen Jahrhunderte umher wandern, bevor irgend eine bedeutende Verbesserung ihres Zustandes stattfinden kann." Indeß, „fährt er fort," sind die Vortheile, welche Indien hinsichtlich des Bodens und Klimas darbietet, so groß, daß diejenigen, welche es ursprünglich bevölkerten, keine andere Widerwärtigkeiten und Hemmnisse erfahren konnten, als solche, die mit einem Zustande von Zerstreuung zusammenhängen. Sie wanderten wahrscheinlich Jahrhunderte hindurch in den unermeßlichen Ebnen und Thälern jenes ergiebigen Landes umher, von Früchten und dem Ertrag ihrer Heerden lebend, und ohne in ihrem geselligen Leben die Grenzen einer einzelnen abgesonderten Familie zu überschreiten. Ehe das Land beträchtlich bevölkert war, ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß sich seine Bewohner zu kleinen Stämmen vereint haben"[1]).

Die eben erwähnten Sagen rechtfertigen die Vorliebe der Hindus für den Norden, der ein Gegenstand

1) History of British India, vol. I. p. 149 — 151.

kindlicher Verehrung unter jedem Lebensverhältnisse für sie ist. Ein ähnliches ehrfurchtsvolles Gefühl für den Norden herrscht auch unter andern orientalischen Nationen. Die Chinesen, wie bereits bemerkt worden, richten, wenn sie den Manen ihrer Vorfahren opfern, das Gesicht stets nach dem Nordpol; desgleichen sehen die Oeffnung der großen Pyramide und die geheimnißvolle Lade in ihrem Innern nach Norden[1]).

Wir wollen hier nicht die von Sitten- und Religions-Aehnlichkeit entlehnten Beweisgründe anführen, diese sollen in den betreffenden Kapiteln hervorgehoben werden; aber unbemerkt darf es als ein die eben aufgestellten Ansichten bestätigender Umstand nicht bleiben, daß die wandernden Sannyasis, welche durch das Besuchen heiliger Orte ihre eigne Heiligkeit zu erhöhen glauben, häufige Wallfahrten nach dem Tempel des Dalai-Lama unternehmen, der innerhalb der Grenzen des heiligen nördlichen Landes liegt.

Es könnte vielleicht unbillig erscheinen, wenn wir die Namen mehrerer vorzüglicher Schriftsteller übergehen wollten, welche die von uns angenommenen Meinungen behauptet haben.

Linné und Buffon hielten die Tartarei für das am frühesten bevölkerte Land der Erde. Bory de St. Vincent, ein denkender, scharfsichtiger, aber oft in seinen Behauptungen etwas zu weit gehender und paradoxer Schriftsteller, erklärt das hohe Tafelland um die Quellen des Indus herum und die erhabe-

---

1) Dr. Shaw's Travels in the Levant, p. 374; Bailly, Lettres sur l'Origine des Sciences, p. 236; Egypt and Mohammed Ali, vol. II. p. 23.

nen Thäler von Serinagur für die Wiege der Hindus[1]) und Malte-Brun, ein bescheidner und behutsamer Forscher neigt sich zu derselben Ansicht[2]). Guigniaut, der französische Uebersetzer von Creuzer's berühmtem Werke über die Religionen des Alterthums, nimmt die Meinung von Heeren und Andern an, nämlich daß die Brahminen und vielleicht auch die Kshatriyas und Vaisyas, ursprünglich eine Rasse nördlicher Eroberer, von weißer Hautfarbe, die Sudras und andere untergeordnete Stämme ein einheimischer Urstamm von dunklerer Hautfarbe gewesen.

Der Abbé Dubois stimmt, wie später gezeigt werden wird, mit Heeren, Guigniaut u. s. w. überein; Bischof Heber aber, der sich zwar nicht so lange Zeit in Indien aufhielt, als Dubois, aber weit mehr von den Hindus sah, als dieser, ist einer durchaus andern Ansicht. „Die große Farben-Verschiedenheit zwischen verschiednen Eingebornen", sagt derselbe, „fiel mir nicht wenig auf; von dem Gedränge, das uns umgab, waren einige schwarz wie Neger, andre nur kupferfarben und noch andre nur weniger dunkelfarbig als Tunesen, die ich zu Liverpool gesehen habe. Mr. Mill, Vorsteher des Bischöfl.-Collegiums, der mir mit Herrn Corrie, einem der Caplane im Dienste der Compagnie, einen Besuch abstattete, und der mehr als irgend Jemand von Indien gesehen, sagte mir, daß er sich diesen Unterschied, welcher durch das ganze Land herrsche und überall deutlich in die Augen falle, nicht erklären könne.

„Es ist hieran nicht blos der stärkere nnd häufigere Einfluß von Luft und Sonnenschein auf das Hautor-

---

1) Essai Zoologique sur l'Homme, tom I. p. 231. Siehe die ganze Sect. p. 225 — 235, mit den Abbild. von Péron und Freycinet.

2) Précis de la Géographie Universelle, tom IV. p. 127 — 137.

gan schuld, insofern sich nicht der nämliche Unterschied auch an den Fischern, die doch ohne Ausnahme nackt gehen, wahrnehmen läßt. Eben so wenig hängt er von der Caste ab; denn selbst den höchsten Rang einnehmende Brahminen sind bisweilen schwarz, während Pariahs vergleichungsweise hellfarbig erscheinen; es dürfte daher eine zufällige Verschiedenheit sein, so wie die helle und dunkle Hautfarbe in Europa, nur daß in Ostindien, wo ein so großer Theil der Körper-Oberfläche dem Blicke ausgesetzt ist, die Sache mehr in die Augen fällt"[1]).

Vorzüglich interressant sind auch die, von A. W. Schlegel herausgegebenen Bemerkungen über die Hindus. Der Verfasser zeigt in seiner Schrift, daß die unter den Hindus herrschende Volkssage den nördlichsten Theil des gegenwärtig von ihnen bewohnten Landes als den frühesten Wohnplatz ihrer Rasse und den eigentlichen und uranfänglichen Sitz der brahminischen Religionsgebräuche und gesellschaftlichen Einrichtungen andeute. Hierauf sucht er zu beweisen, (wobei er vorzüglich auf die überraschende Aehnlichkeit ihrer alten und classischen Sprache, des Sanskrit, mit dem Lateinischen und den verschiednen germanischen, lettischen und slavischen Dialekten fußt), daß die Hindus und diejenigen Nationen, welchen die zuletzt erwähnten Sprachen angehören, zusammen eine große Familie bilden, und in einer sehr frühen Periode eine gemeinschaftliche Heimath, aus der sie in verschiednen Richtungen auswanderten, inne gehabt haben. Diese Heimath war, Schlegels Vermuthung gemäß, in dem Lande östlich vom kaspischen See gelegen, und von hieraus wären also die Vorfahren der Perser in einer südöstlichen, die der europäischen Nationen in nördlicher und westlicher Richtung ausgezogen. Der

---

1) Vol. I. p. 9, 10.

Stamm, welcher seinen Weg nach Indien nahm, muß, wie Schlegel meint, den Indus unweit Attock, den einzigen passirbaren Theil dieses Flusses überschritten, durch den Panjab gekommen und so Indien ziemlich auf derselben Marschroute, welche Alexander der Große, Seleucus und die griechischen Herrscher von Bactriana, so wie auch fast alle neuere mohamedanischen Eroberer verfolgten, betreten haben.

Viertes Kapitel.

Indiens Casten.

Ueber keinen, Indien betreffenden Umstand sind wohl die Meinungen, selbst höchst achtbarer und glaubwürdiger Schriftsteller, so wenig mit einander im Einklange als über die Eintheilung des Volkes in Klassen oder Casten. Die Frage ist jedenfalls mit großen Schwierigkeiten umgeben. Wir finden hier Original-Autoritäten von größtem Gewicht hinsichtlich mancher nicht unbedeutender Punkte mit einander in Widerstreit; während unter den europäischen Beobachtern der gesellschaftlichen Verhältnisse der Hindus gewöhnlich die größte Begriffs-Verwirrung herrscht.

Robertson hat in seinen historischen Forschungen, die Kenntnisse der Alten von Indien betreffend, die volksthümlichen Begriffe von der Casten-Einrichtung in sehr beredter Sprache vorgetragen.

„Aus den ältesten Berichten über Indien," sagt dieser Forscher, „ergiebt sich, daß die Rangunterschiede und Gewerbe daselbst von jeher auf das Bestimmteste und Genaueste abgegrenzt waren. Dies ist einer der sprechendsten Beweise für die Fortschritte einer Nation in den gesellschaftlichen Verhältnissen. Künste und Handwerke sind in den ersten Perioden des gesellschaftlichen Zusammenlebens so einfach und von so geringer Zahl, daß

Jedermann hinreichend Meister derselben ist, um jede Anforderung seiner eignen beschränkten Bedürfnisse zu befriedigen. Ein Wilder kann seinen Bogen verfertigen, seine Pfeile spitzen, seine Hütte errichten, seinen Nachen aushöhlen, ohne daß er dazu eine geschicktere Hand als seine eigne nöthig hätte. Allein wenn die Zeit die Bedürfnisse der Menschen vermehrt hat, so werden die Kunsterzeugnisse in ihrer Structur so complicirt, oder so mannichfaltig in ihrer Fabrication, daß ein besonderer Lehrcursus erforderlich ist, um dem betheiligten Lehrling die nöthige Geschicklichkeit, Leichtigkeit und die mancherlei Vortheile in der Ausübung seiner Kunst anzueignen. In demselben Verhältniß als die Gesittung vorwärts schreitet, nimmt die Zahl der Künste und Handwerke zu, indem sie sich in zahlreiche und begrenztere Unterabtheilungen verzweigen. Längst vor den Urkunden authentischer Geschichte, ja selbst vor der frühesten Era, welche vorgeblich ihre eigenen Traditionen erreichen, ist diese Gewerbe-Trennung unter den Eingebornen Indiens nicht blos eingeführt, sondern auch durch besondere Gesetze gesichert worden, welche als ein Fundamentalartikel in ihrem staatsbürgerlichen System betrachtet werden müssen. Die Gesammtmassen des Volkes werden in vier Klassen oder Casten getheilt. Den Mitgliedern der ersten, die für die heiligste galt, lag die Pflicht ob, die Dogmen der Religion zu studiren, die heiligen Aemter zu bekleiden und die Wissenschaften zu cultiviren; Sie waren die Priester, die Lehrer und die Philosophen der Nation. Die Glieder der zweiten Ordnung oder Klasse, waren die Regierer und Magistratspersonen; sie dienten der Nation im Kriege als Führer, sie befehligten ihre Heere und kämpften an der Spitze ihrer Krieger. Die dritte Klasse wurde aus Bauern und Kaufleuten zusammengesetzt; die vierte endlich aus Handwerkern, Arbeitsleuten und Dienstboten. Keinem Mitgliede irgend einer von diesen Casten war es verstattet, aus seiner in eine andere Caste überzugehen; der gesellschaftliche

Rang jedes Individuums war dergestalt unabänderlich festgestellt. (S. Abbd. 12.) Diese Grenzlinie beruht nicht allein auf gesetzlicher Autorität, sondern ist auch durch die Religion bestätigt und geheiligt; jede Ordnung oder Caste, heißt es, sei in ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit und Abgrenzung von der Gottheit ausgegangen, daher eine Vermischung oder Verwirrung derselben für den abscheulichsten Frevel und für Verletzung des Heiligen gelten würde.

„Allein nicht blos zwischen diesen vier verschiednen Casten bestehen solche unübersteigliche Schranken, sondern die Mitglieder einer jeden Caste müssen auch unabänderlich bei dem Geschäft oder Gewerbe ihrer Vorfahren beharren. Von einer Generation zur andern haben die nämlichen Familien eine und dieselbe Richtung, ein und dasselbe Lebensziel verfolgt und werden stets darin fortfahren" [1]).

Dieses allgemeine Gemälde der gesellschaftlichen Verhältnisse, Indiens dürfte vielleicht nicht blos einen wirklichen, sondern auch beneidenswerthen Zustand der Dinge vorzustellen scheinen; besonders da unser Geschichtsschreiber fortan zur Aufzählung der vielen großen Vortheile schreitet, welche, seiner Ansicht nach, aus einer solchen Einrichtung entsprungen sein müssen. In der That dürften sich Diejenigen, welche Zeugen der wirklichen Resultate dieses Systems gewesen sind, über Robertson's vortheilhafte Schilderung desselben nicht wenig wundern.

„Der Zweck" heißt es, „den die ersten hindostanischen Gesetzgeber dabei im Auge hatten, war die Begründung der wirksamsten Mittel zur Beförderung des Lebensunterhalts, die Sicherstellung und das Glück sämmtlicher Glieder der Staats-Gemeinde, welcher sie vorstanden. Mit diesem Zweck im Auge, bestimmten sie für jedes in

---

1) Historical Disquisition, etc., Appendix, sect. I. p. 177—179.

Abbd. 12, St. 161. Sudra. Kſatrya. Vaiſyia. Brahmine.

Digitized by Google

Digitized by Google

einer wohlgeordneten Gesellschaft nothwendiges Gewerbe oder Handwerk besondre Klassen und verordneten zugleich, daß die Ausübung dieser Gewerbe vom Vater auf den Sohn übererben sollte. Ob nun gleich dieses System unsern Begriffen von einer zweckmäßigen Staatsverfassung, weil wir in einem ganz andern gesellschaftlichen Zustande leben, völlig zuwiderlaufen mag, so wird sich doch bei genauer Erwägung zeigen, daß dasselbe zur Erreichung des angedeuteten Zweckes weit geeigneter ist, als ein fahrlässiger Beobachter auf den ersten Blick meinen dürfte. Der Mensch beugt sich unter das Gesetz der Nothwendigkeit und ist gewohnt, den Beschränkungen, die sein eigner geistiger Zustand so wie auch die Einrichtungen und Gesetze seines Vaterlandes ihm auferlegen, nicht nur sich zu fügen, sondern sogar gern dabei zu verharren. Von seinem ersten Eintritt ins Leben wird der Hindu mit dem ihm zugetheilten Range und der Thätigkeit vertraut, wozu ihn seine Geburt bestimmt. Die mit diesen in Verbindung stehenden Verhältnisse und Gegenstände sind die ersten, welche sich seinen Blicken darbieten. Sie nehmen seine Gedanken in Beschlag oder beschäftigen seine Hände, und von der frühesten Jugend an wird er gewöhnt, dasjenige mit Leichtigkeit und Lust zu thun, was er sein ganzes Leben hindurch verrichten muß. Diesem Umstand ist wohl auch die hohe Vollkommenheit zuzurechnen, die wir an einigen ostindischen Manufacturen bewundern; und wenn auch hohe Achtung für die Kunstgriffe und das Verfahren seiner Vorgänger den Erfindungsgeist des Hindu hemmen mag, so erwirbt er doch auf der andern Seite durch das feste Beharren bei der üblichen Methode eine solche Geschicklichkeit und Zartheit der Hand, daß Europäer, trotz allen Vortheilen überlegenen Wissens und trotz der Hülfe vollkommnerer Instrumente niemals im Stande gewesen sind, die Indier in Trefflichkeit ihrer Arbeit zu erreichen. Während nun diese hohe Vollkommenheit ihrer besonderen Manufacturen die Bewunderung

erregte und den Handel mit andern Nationen herbeizog, sicherte die Trennung der Gewerbe in Indien und die frühzeitige Vertheilung des Volkes in Casten, deren jede für eine besondre Art von Arbeit bestimmt ist, dem Staate einen solchen Ueberfluß an nützlichen Artikeln, daß dadurch nicht nur für seinen eignen Bedarf gesorgt ist, sondern auch die benachbarten Länder damit versehen werden können"[1]).

Ehe wir untersuchen, in wie weit das entworfene Gemälde der Wirklichkeit gleicht, dürfte dem Leser die Mittheilung der Ansicht eines andern ausgezeichneten Schriftstellers willkommen sein, der im Wesentlichen nicht sehr von Robertson abweicht. Nach einer aus verschiednen alten Autoren entlehnten Schilderung des glänzenden Zustandes der Priester-Caste fügt dieser Schriftsteller hinzu: — „Jene Vorzüge und Privilegien, wie wichtig und außerordentlich sie auch erscheinen mögen, geben indeß nur einen sehr unvollkommnen Begriff von dem Einfluß der Brahminen auf den gesellschaftlichen Verkehr der Hindus. Da bei dieser Nation die Ausübung endloser und beschwerlicher Religions-Ceremonien, die sich fast auf jede Tageszeit, auf jede natürliche oder gesellschaftliche Verrichtung ausdehnen, die größere Lebenshälfte in Anspruch nimmt, so sind die Brahminen, als die einzigen Beurtheiler und Anordner dieser verwickelten und endlosen Pflichten, auch unumschränkte Herren über das Thun und Treiben und alle gesellschaftliche Verhältnisse des Volkes. In Macht und Privilegien dergestalt über die andern Klassen erhaben, sind sie auch hinsichtlich des Ranges und der Ehrfurchtsbezeugungen, die ein Stand dem andern zu erweisen hat, vor allen andern bevorzugt, sie sind dem König, was den Rang betrifft, so sehr überlegen, daß der geringste Brahmine sich entehrt glauben würde, wenn er an einem Tische mit seiner Majestät speisen sollte, ja er

1) Historical Description, etc., p. 180, 181.

würde selbst den Tod vorziehen, ehe er sich so weit erniedrigte, dem Monarchen seine Tochter zur Ehe zu geben."

Weiter unten schildert derselbe Verfasser den Stand der Sudras folgendermaßen: „Eben so sehr, als der Brahmine ein Gegenstand unbegrenzter Verehrung ist, ist der Sudra ein Gegenstand der Verachtung ja sogar des Abscheus für die übrigen Klassen seiner Landsleute. Die Sudras sind zu den niedrigsten Arbeiten und Diensten verdammt, und ihre Herabwürdigung ist unmenschlich. Nicht nur ist ihnen die demüthigste und kriechendste Unterthänigkeit als eine religiöse Pflicht auferlegt, sondern sie sind sogar von einer billigen und gleichen Theilnahme an den Vortheilen der Staatsverfassung ausgeschlossen. Verbrechen, die sie an Andern begehen, werden strenger bestraft, als bei allen übrigen Delinquenten. Dagegen hat ein an ihnen ausgeübtes Vergehen eine weit mildere Strafe zur Folge, als wenn es die Glieder der übrigen Casten beträfe. Selbst ihre Personen und ihre Arbeit sind nicht frei. Ein Mitglied der zur Dienstbarkeit verurtheilten Caste, kann, erkauft oder nicht erkauft, von den Brahminen zu Sclavenarbeit gezwungen werden; denn es ist ja durch seine Wesenheit zum Dienst der Brahminen bestimmt. Das Gesetz gesteht ihnen kaum Eigenthumsrecht zu; denn der Ausspruch lautet: „Kein Sudra darf Reichthum anhäufen, selbst nicht, wenn er in Besitz von Macht ist; denn ein dienstbarer Mann, der Reichthümer angehäuft hat, ist sogar den Brahminen ein Dorn im Auge. Ein Brahmine darf ohne Bedenken das Besitzthum seines Sudra-Sclaven an sich nehmen; denn da dieser Sclave kein Eigenthum haben kann, so ist sein Herr vollkommen hierzu befugt." Ein Vergehen, die von den Sudras den übrigen Klassen zu erweisenden Achtungsbezeugungen anlangend, wird durch die furchtbarsten Strafen geahndet; Ehebruch mit einem Weibe höhern Ranges (aus einer höher stehenden Caste) muß der Verbrecher durch langsamen qualvollen Feuertod auf einem

eisernen Roste büßen. Die Herabwürdigung der armen Sudras erstreckt sich nicht nur auf jeden Gegenstand im weltlichen Leben sondern auch auf die heiligen Gebräuche und die Begünstigungen, welche er von den höhern Mächten zu erwarten hat. Ein Brahmine darf nie den Veda im Beisein eines Sudra lesen"[1]).

Dr. Tenant, ein Schriftsteller, der sich lange in Indien aufgehalten hat, stellt die Sache völlig aus demselben Gesichtspunkte dar. „Der ganze Bau, die ganze Anordnung der staatsbürgerlichen Verhältnisse in Indien fußt auf dem religiösen Systeme, welches hier in jede weltliche und geistige Angelegenheit seiner Bekenner eingreift. So setzt die Grundlage des Staats-Gebäudes selbst jeder Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes ein großes Hinderniß entgegen. Nach dem Grundgesetz ist die ganze Staatsgemeinde in vier große Klassen getheilt, und jede Klasse zwischen genau bestimmte Scheidewände gestellt, welche selbst für die reinste Tugend und das einleuchtendste und größte Verdienst unübersteiglich sind."

Der Verfasser einer Geschichte von Brittisch Indien, im Asiatic Annual Register, bestätigt das Nämliche. „Die Hindus" sagt derselbe, „sind seit undenklichen Zeiten in vier bestimmte Klassen oder Rangordnungen geschieden, deren jede ihre besondern Privilegien und besondern, ihr angemessnen Gesetze hat, und deren keine mit der andern durch Heirath oder andern Verkehr, als welchen Sitten- und Glaubensgemeinschaft erlauben, in Verbindung treten darf."

Herr Rickards erwähnt in seinem schätzbaren Werke über Indien dieser beiden Schriftsteller, um zu zeigen, in welche befremdende Irrthümer selbst geschickte Männer bisweilen verfallen, wenn sie unglücklicher Weise ein ihnen zusagendes System angenommen haben.

---

1) Mill's History of British India, vol. I. p. 162, 163, 167, 168.

Damit jene Schilderung der gesellschaftlichen und staatsbürgerlichen Verhältnisse Indiens weniger befremdend und unglaublich erscheinen möchte, hat man nachzuweisen versucht, daß eine ähnliche Volks-Klassification bei manchen alten Nationen geherrscht habe. Die Aegypter, in verschiednen Punkten ihrer Religion und Staatsverfassung nicht wenig mit den Hindus übereinstimmend, sollen von irgend einem alten Gesetzgeber in drei, vier oder sieben Casten getheilt worden sein, die Zahl der Casten läßt sich indeß nicht mit Gewißheit angeben. An der Spitze dieser Casten standen die Priester, denen, alten Urkunden gemäß, ein Drittel des ganzen Flächengehalts von Aegypten zugetheilt war. Nach den Priestern behauptete die Krieger-Caste den vornehmsten Rang; an Zahl jenen vielleicht überlegen, besaß sie doch ebenfalls nur ein Drittel des Landes, so daß natürlicher Weise auf jedes einzelne Individuum nur ein kleiner Antheil kam, und mithin ihre Wohlhabenheit geringer war, als die der Priester. Hierauf folgte die große Volks-Masse, die Bauern und Handwerker, welche, sie mochten nun blos eine Caste bilden oder in mehrere geschieden sein, von vornherein das noch übrige Landesdrittel zu ihrem Besitzthum erhalten hatten [1])

Um jede dieser Casten suchte man eine moralische Schranke zu ziehen, eine Schranke, für Fleiß, Genius und

---

1) Diod. Sicul. vol. I. p. 84. Strabo, lib. XVII. p. 1135. — Diese drei Klassen zerfielen, wie in Indien, wieder in Unterabtheilungen. Herodotus, lib. II. cap. 164. — Später nahm der König den Volksantheil des Landes in Besitz, gab ihn jedoch an seine früheren Eigenthümer mit Ausbedingung eines Fünftels des Boden-Ertrags zurück. Genesis, cap. XI. ver. 18 — 20. Die Priester besaßen demnach ein Drittel, und der König ein Fünftel des gesammten Königreichs. Goguet, Orig. des Loix, tom. I. p. 113. Sesostris soll das Land in gleiche Theile (wie Lykurg) getheilt haben. Id. tom. IV. p. 30; Aristot. Polit. lib. VII. cap. 10. (c. 9. ed Schneider).

Tugend in gleichem Grade unübersteiglich. Die Nachkommen eines Einbalsamirers, (der Chandala Aegyptens) waren durch das Gesetz verdammt, von Generation zu Generation das verabscheute und ekelhafte Gewerbe ihres Vorfahren zu betreiben; für unreine Wesen und für Ogres oder Vampyre zu gelten, denen das Betasten von Leichnamen eine Wonne sei, die man, einer gesetzlichen Erlaubniß gemäß, erst gebrauchen und dann auf den Straßen steinigen durfte. Alle andre Gewerbe sollen auf gleiche Weise erblich gewesen sein.

Mr. Mill hat eine Stelle aus dem Plato angeführt, wo gesagt wird, daß die Eintheilung des Volkes in vier Casten in sehr alten Zeiten bei den Atheniensern stattgefunden habe.

Allein dies war gewiß eine sehr frühe Periode, lange vor dem Beginn der Civilisirung in Aegypten oder vor dem Versinken der großen Insel Atalantis in den Ocean. Plato legt den Gedanken einem eiteln ägyptischen Priester in den Mund, der sich über die Griechen, als ein neueres Volk, lustig macht, zu gleicher Zeit aber unbedachtsamer Weise zugiebt, daß sie weit älter als seine Landsleute seien [1]). Das Ganze sieht indeß einem Scherz oder einer Träumerei zu ähnlich, um uns einen ernsten Beistand in unsern Forschungen leisten zu können.

Cekrops, heißt es, habe später dieselbe Volkseintheilung unter den Atheniensern bewirkt [1]), wiewohl diese Staatseinrichtung anderswo dem Erechtheus zugeschrieben wird [2]). Die nämliche Klassification herrschte, nach Professor Millar, unter den Angel-Sachsen. Die

---

1) Platon. Timaeus, p. 24, A. ed Steph.

2) Im Betreff dieses Umstandes verweist Goguet, tom. III. p. 42. auf Poullux, lib. VIII. 109. Auf welcher Auctorität aber Poullux fußt, wissen wir nicht. Cekrops, wie wir sehen, soll nun einmal nicht im friedlichen Besitz dieser Ehre bleiben, indem Strabo den Erechtheus Ansprüche darauf machen läßt.

alten Colchier und Iberier sollen in Klassen geschieden gewesen sein; desgleichen die Perser, die Meder und sogar die Peruaner: kurz diese Schriftsteller, mit jeder noch so fernen Analogie sich begnügend, finden besagte Einrichtung überall.

Mill ist der Meinung, daß die Einführung von Volks-Casten unter den Arabern und Tartaren eine Wohlthat sein würde; allein er scheint hierbei die Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen besagten Nationen und der großen Volksmasse der Hindus (nach seiner eignen Ansicht von der Sache) nicht gehörig ins Auge gefaßt zu haben. Ist sein Gemälde richtig, wem sollte, — um nichts von den Arabern und Tartaren zu sagen — das Loos eines Wilden nicht vorzüglicher erscheinen, als das eines Sudra?

Allein gesetzt auch, die in Rede stehende Volks-Klassification habe wirklich unter allen jenen alten Nationen, eben so wie unter den Hindus, geherrscht, sollte uns nicht der Schluß zustehen, daß das Resultat davon überall das nämliche gewesen? Die Griechen, von welcher Art auch immer ihre Staats-Verfassung während ihres Verkehrs mit dem Volke der Atalantis gewesen sein mag, hatten, als sie in die historische Periode traten, jede Beschränkung durch Casten-Geist zurückgewiesen. Was die Aegypter, die Meder und die Perser von Jemshid betrifft, so müssen wir aufrichtig gestehen, daß unsre Bekanntschaft mit denselben zu gering ist, als daß wir uns getrauten, irgend etwas über den fraglichen Theil ihrer Institutionen mit Gewißheit zu behaupten. Wir sehen uns daher nach allem diesen gezwungen, die staatsbürgerliche Verfassung an und für sich selbst, mit wenig oder keiner Aufhellung durch Analogie, zu betrachten.

Weder Plato noch Aristoteles können uns hier beistehen. Unser Führer durch dieses dunkle Labyrinth muß einzig und allein der gesunde Menschenverstand sein, der jedenfalls, folgen wir seinen Fingerzeigen, theilweise hinreichen dürfte.

Es ist eine allgemein anerkannte Sache, daß in einer sehr frühen Periode, wie es scheint, von den Brahminen der Versuch gemacht wurde, Indiens Bevölkerung in vier große Casten zu theilen; nämlich in die Caste der Priester oder Brahminen, in die der Kshatriyas, oder Krieger, in die der Vaisyas oder Kaufleute und Bauern, und endlich in die der Sudras oder Handwerker und Arbeiter. Diese Klassification soll von Menu herrühren. Allein wir dürfen nach ihrem Ursprung nicht in dem großen Dharma Sastra oder Gesetzbüchern des Menu suchen, die dem Gesetzgeber nicht einmal selbst zugeschrieben werden, sondern eine durch Bhrigu veranstaltete Compilation der im Munde des Volkes herrschenden Traditionen und zerstreuten Urkunden sein sollen. „Die Hindus," bemerkt Sir William Jones, „glauben steif und fest daran, daß diese Gesetze zu Anfange der Zeit von Menu, Brahma's Sohn oder Enkel, oder — in ungeschminkter Sprache, — von dem ersten der erschaffnen Menschen und nicht blos dem ältesten sondern auch heiligsten aller Gesetzgeber bekannt gemacht worden seien. Indeß können uns die Brahminen keine genaue Nachricht hinsichtlich des Zeitalters, in welchem dieser heilige Mann lebte, ja selbst nicht einmal hinsichtlich der Era, wo die Compilation der ihm zugeschriebnen gesetzlichen Verordnungen und Einrichtungen stattgefunden hat, ertheilen.

Der Charakter Bhrigu's und die ganze dramatische Anordnung des Werkes werden für erdichtet erklärt. Wir wissen nichts von dem Verfasser der fraglichen Sammlung, nichts von Zeitraum und Ort, wenn und wo sie verfaßt worden; denn die Gründe, durch welche Sir William Jones zu beweisen sucht, daß sie an Alter die Gesetze Solon's und Lykurg's übertreffe und etwa im Jahr 880 vor Christus bekannt gemacht worden sei, erscheinen uns durchaus unzulänglich. Dasselbe läßt sich von seinen Versuchen behaupten, welche den Beweis, daß der Yajur-Veda älter sei, als der Pentateuch, zum Zweck

hat. Er versichert zwar nicht gerade zu, scheint aber offenbar der Meinung, daß Menu und Minos eine und dieselbe Person gewesen; oder wenigstens, daß der Creta'sche Gesetzgeber einige von Minos's Verordnungen aufgenommen, die mit der Zeit ihren Weg nach Sparta gefunden hätten. Die Träume eines sonst scharfsinnigen und ausgezeichneten Mannes dürfen wohl auf einige Nachsicht Anspruch machen, allein diese mit den Haaren herbeigezogenen Verschwisterungen erscheinen uns doch in der That lächerlich. Sollte indeß einer oder der andere unsrer Leser seine Gründe näher kennen lernen wollen, so verweisen wir auf die Vorrede zu den fraglichen Institutionen in seinem Werke[1]).

Die Eintheilung des Volkes in vier Casten fand vor der Era dieser Compilation statt; und Oberst Tod beweist mit ziemlichem Scharfsinn und Nachdruck, daß das Casten-System ungefähr vierzehnhundert Jahr vor Christus sich seiner Vollkommenheit näherte. Alle Fortschritte der Hindus in den Wissenschaften, Künsten, der Kriegführung u. s. w., fallen, behauptet er, durchaus in die Zeit vor dieser Epoche; denn es würde sicherlich schwer sein, „fährt er fort," zu begreifen, wie die Künste und Wissenschaften in einer Verfassung vorwärts schreiten konnten, wo es für gottlos galt, an der Wahrheit dessen zu zweifeln, was von den Vorfahren auf die Nachkommen übergeerbt war, oder gar anzunehmen, daß die Ausgearteten etwas daran bessern könnten. Der höchste Ehrgeiz der gegenwärtigen gelehrten Priesterschaft, Generation auf Generation, dreht sich um die Fähigkeit, das Alte, was auf besagtem Wege bis zu ihnen gelangt ist, zu verstehen und Commentarien über vergangenes Wissen zu bilden, Commentarien, welche ad infinitum commentirt werden. Wenn auch einer sich erkühnt, an eine

---

1) Vol. VII. p. 75 — 90; Houghton's edition of Menu, vol. II. p. XIII. etc.

Verbesserung zu denken, so muß er das Geheimniß in seine Brust verschließen. Die gegenwärtigen Priester sind blos Erklärer der alten Orakel und Offenbarungen, wären sie mehr, so würden sie sich den Vorwurf des Unglaubens zuziehen, allein dies kann nicht immer so gewesen sein."

Daß in der oben bezeichneten Periode keine unübersteigliche Schranke die verschiedenen Volksklassen von einander trennte, ist hinreichend klar. „In den früheren Zeitaltern der Solar=(Sonnen=[1]) und Lunar=(Mond=) Dynastie", sagt der nämliche Schriftsteller, „war die priesterliche Würde kein auf bestimmte Familien beschränktes Erbthum; es war ein freies Amt, und die Genealogien bieten uns mehr als ein Beispiel von Zweigen dieser Stämme dar, welche ihre kriegerische Laufbahn mit dem Beginn einer religiösen Sekte schlossen, und deren fernere Descendenten wieder zu dem Schwerte griffen. So heißt es von dreien der zehn Söhne des Icshwacu, daß sie ihre weltlichen Beschäftigungen mit dem Dienste der Religion vertauscht; und einer von diesen, Canin, soll der erste gewesen sein, welcher einen Scheiterhaufen, Agnihotra oder Pyreum, errichtete und das Feuer verehrte, während ein anderer das Handelsfach ergriff.

Von der Lunar=Linie, und den sechs Söhnen Puravava's hieß der vierte Reh; der fnnfzehnte Nachkömmling von diesem war Harita, welcher mit seinen acht Brüdern sich der Religion widmete und den Causika=Gotra, einen Brahminen=Stamm, stiftete.

„In den frühesten Perioden" (wir lassen auch hier den Oberst Tod reden) „vereinigten die Fürsten der Sonnen=Linie, gleich den Aegyptern und Römern, die Verwaltung der Priesterwürde mit der königlichen Macht, sie mochten nun Brahminen oder Buddhisten sein. Mehrere der königlichen Linie angehörige Glieder, sowohl vor als nach Rama, brachten einen großen Theil ihres Le=

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 26, 27, 29.

bens als Ascetiker zu; und bei alten Bildhauer-Werken und Zeichnungen ist der Kopf eben so oft mit dem aufgelößten Haar des Ascetikers als dem Diadem der königlichen Würde geschmückt. Die größten Monarchen gaben ihre Töchter diesen königlichen Eremiten oder Weltweisen zur Ehe. Ahalya, die Tochter des mächtigen Panchalica, wurde die Gattin des Ascetikers Gotama. Der Weise Jamadagni heirathete Sahasra's, Arjuna Mahaswati's, Königs des Hihya-Geschlechts, eines großen Zweiges der Rasse Yadu, Tochter."

Allein wenn wir auch mit Oberst Tod annehmen, daß das Casten-System ungefähr vierzehnhundert Jahre vor Christus sich einigermaßen befestigt, so können wir doch aus dem Dharma Sastra selbst beweisen, daß seine strenge Herrschaft von nicht langer Dauer war. Der Compilator dieses Werkes, wer er auch immer gewesen sein mag, bemerkt da, wo er von einem Monarchen, Namens Vena, spricht[1]), der wahrscheinlich einige Jahrhunderte vor seiner Zeit lebte: — "Vena, im Besitz der ganzen Erde und darum nur der erste unter den weisen Monarchen genannt, veranlaßte, als sein Verstand durch Ausschweifung schwach wurde, eine Verwirrung aller Klassen. Nun aber fand nach Sir William Jones die Compilation des Manava Dharma Sastra ungefähr acht oder neunhundert Jahr vor Christi Geburt statt; und setzen wir voraus, daß Vena dieser Periode um zweihundert Jahr vorausging, so ergiebt sich, daß das Utopien Menu's, oder vielmehr der Brahminen, das Höchste angenommen, nicht über dreihundert Jahr in seiner ganzen Herrlichkeit geblüht haben kann. Zu Bhrigu's Zeit war die Verderbniß des Menschengeschlechts hoffnungslos. Brahminen, Kshatriyas und Vaisyas, durch Reichthum oder Schönheit geblendet, hatten sich zur Umarmung von Sudra-Weibern erniedrigt, und aus

1) Institutes of Menu, chap. IX. rep. 67.

Digitized by Google

dieser Vereinigung waren über neunzig gemischte Klassen hervorgegangen, deren Thätigkeiten und Geschäfte der Gesetzgeber zu reguliren für nothwendig befand. Sein Abscheu vor diesen Kindern aus unerlaubter (ungeheiligter) Ehe ergiebt sich auf eine schlagende Weise aus seiner naiven ursprünglichen Sprache: — „Von einem Brahminen wird durch Verbindung mit einem Weibe der Vaisya-Klasse," bemerkt er, „ein Sohn Namens Ambasht'ha oder Vaidya geboren, mit einem Sudra-Weibe ein Nishada, auch Parasava genannt; von einem Kshatriya und einem Weibe aus der Sudra-Klasse entspringt ein Geschöpf Namens Ugra[1]), begabt mit wilden, zum Theil kriegerischem zum Theil sclavischem Naturell, roh in seinen Sitten, grausam in seinen Handlungen. Die Söhne eines Brahminen von Weibern der drei niedrigeren Klassen; eines Kshatriya von Weibern der zwei niedrigeren Klassen; eines Vaisya von einem Weibe aus der ihm untergeordneten Klasse, heißen Apasadah, d. heißt, unter ihre Väter erniedrigt. Aus der Verbindung eines Kshatriya mit einem Weibe aus der Brahminen-Caste entspringt ein Suta von Geburt; von einem Vaisya mit einem Weibe aus der Krieger- oder Priester-Caste geht ein Magadha und ein Vaideha hervor; die von einem Sudra mit einem Weibe aus der Klasse der Kaufleute, Krieger oder Priester gezeugten Söhne von gemischter Geburt heißen Ayogava, Kshattri und Chandala, d. ist, die niedrigsten der Sterblichen[2]). Nachdem er so die Existenz dieser gemischten Casten anerkannt hat, theilt er einer jeden derselben die für sie am passendsten erscheinende Beschäftigung zu.

---

1) Daher mag vielleicht das Wort Ogre stammen. Die Beschreibung entspricht genau dem volksthümlichen Begriff von diesem vermeintlichen Ungeheuer.

2) Institutes of Menu, chap. X. ver. 8 — 12.

Digitized by Google

Ein Dasyu, oder Auswurf einer reinen Klasse, erzeugt mit einem Ayogavi=Weibe einen Sairindhra, dieser muß verstehen, seinen Herrn zu bedienen und anzukleiden; wiewohl kein Sclave, muß er sich doch durch sclavische Arbeiten ernähren, auch ist es ihm erlaubt, seinen Unterhalt durch den Fang wilder Thiere in Netzen zu erwerben. Ein Vaideha erzeugt mit ihr (Ayogavi=Weibe) einen süß=stimmigen, Maitreyaca, der mit Tagesanbruch, eine Glocke läutend, ununterbrochen große Männer preißt. Ein Nishada erzeugt mit ihr einen Margava oder Dasa, der sich durch seine Arbeit in Böten nährt, und von Denen, die in Aryavarta oder dem Lande der Verehrungswürdigen wohnen, Caiverta genannt wird. Diese drei, von niedriger Abstammung, werden verschiedentlich mit Ayogavi Weibern erzeugt, welche die Kleider der Verstorbenen tragen und verwerfliche Speisen genießen"[1]). Ueber andre vermischte Klassen wird verschiedentlich verfügt: eine ist verdammt, außerhalb der Stadt zu leben; eine andere muß das Korbmacher=Handwerk treiben (mit Rohr und Binsen arbeiten); eine dritte, Matrosendienste verrichten; eine vierte muß ihren Lebensunterhalt durch Bestrafung vom König verurtheilter Verbrecher erwerben. „Die Glieder dieser letzten," bemerkt Menu, „sind sündhafte Elende, von den Tugendhaften stets verachtet." Einige Klassen sind gehalten, Weibern aufzuwarten oder wilde Thiere zu erlegen; während eine andere Caste, Ugra genannt, gar zu der unerklärlichen Art von Herabwürdigung, solche Thiere, welche in Höhlen und Löchern leben, zu tödten oder einzusperren, verdammt ist"[2]).

So beschaffen war die Verfassung des Casten=Systems ungefähr neunhundert Jahr vor Christus. Es

1) Institutes, etc. chap. X. ver. 32 — 35.

2) Idem, chap. X. ver. 49.

wurde aber bald als unverträglich mit den nothwendigen Bewegungen der staatsbürgerlichen Gesellschaft befunden, und, ohne ganz auf die Seite gesetzt zu werden, wenigstens ganz frei und ohne allen Hehl in einem sehr auffallenden Grade vernachlässigt. Dessen ungeachtet vermochte der Einfluß der Brahminen, unterstützt durch die Schrecken des Aberglaubens und die Macht der Gewohnheit, das Loos jener gemischten Klassen, deren Existenz sie nicht verhindern konnten, zu verbittern. Diese anmaßenden Priester suchten auf die eine oder die andere Weise den Glauben zu erwecken, daß mit den Zwischen-Heirathen der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen ein hoher Grad von Schmach und moralischer Verdorbenheit verknüpft sei. Eine ähnliche dunkle Vorstellung scheint unter den alten römischen Patriziern geherrscht zu haben, sie scheinen sich in der That eingebildet zu haben, daß durch die Verbindung eines Individuums ihres Ranges mit einer plebejischen Familie Jupiter beleidigt werde.

Als unter dem Consulate von Marcus Genucius und Cajus Curtius, im Jahre 310 nach Roms Erbauung, der Volks-Tribun Cajus Canulejus die Wechselheirathen zwischen Patriziern und Plebejern, eine Verbindung, in deren Folge erstere, wie uns Livius erzählt, Verunreinigung ihres Blutes und Verwirrung aller Auszeichnungen und Privilegien ihrer edeln Geburt befürchteten, in Vorschlag brachte, „so erlaubten sich die Consuln die freche Anmaßung, in der Senatsversammlung zu behaupten, der Vorschlag des Tribuns beabsichtige nichts weniger, als eine Herabwürdigung der Privilegien des Adels, so wie eine Untereinanderwirrung aller öffentlichen und Privatrechte, damit nichts rein und unbesudelt bleibe; und damit jede Auszeichnung aufhöre, und Niemand wisse, was er sei und welchem Range er angehöre. Denn welcher andre Zweck könne solchen Wechselheirathen zu

Grunde liegen, als die Erzeugung eines unregelmäßigen Verkehrs zwischen Patriziern und Plebejern, der nicht viel von dem zwischen vernunftlosen Thieren verschieden sei, damit ja Niemand im Stande wäre, zu sagen, von welchem Blute er stamme, oder auf welche Weise er die Götter zu verehren habe, indem er ja selbst nur ein heterogenes Gemisch, halb Patrizier und halb Plebejer sei"[1])

Bei einer andern Gelegenheit, als Sextius und Licinius vorschlugen, daß man Consuln und Decemvirn zur Beaufsichtigung der Religions-Angelegenheiten aus der Klasse der Plebejer erwählen solte, rief Appius Claudius Crassus aus: „Aber was soll ich in Betreff der Religion und der Auspicien sagen; denn hier geht die Beleidigung unmittelbar die Götter an? — Hebt der nicht gerade zu die Auspicien auf, welcher sie durch Erwählung plebejischer Consuln aus den Händen der Patrizier nimmt, den einzigen Personen, welche sie zu erhalten fähig sind. Sie mögen jetzt über die Religion spotten und sagen, was hat es denn nun weiter auf sich, wenn die Hühner nicht fressen? wenn ein Vogel ominöse Töne ausstößt? wenn sie zu langsam aus dem Käfig hervorkommen? Wohlan denn, wählen wir in Zukunft Priester, Auguren, Opfer-Könige ohne Unterschied aus allen Klassen. Schmücken wir künftig mit der Binde des Jovis-Priesters das Haupt des Ersten Besten, der sich uns darbietet, wenn er nur ein Mann ist"[2]).

1) Liv. lib. IV. Cap. 2.

2) Liv. lib. VI. cap. 41; Siehe auch lib. VII. cap. 6 u. lib. IV. cap. 6. — Niebuhr bemerkt, daß zu der von Livius erwähnten Zeit das Volk aus zwei in einer Stadt vereinigten Nationen bestanden (Rom. Hist. Vol. II. p. 47,) und rechtfertigt diesen Ausdruck durch eine Stelle aus dem Dionysius, welcher die verschiednen Volks-Klassen „Nationen" nennt. Lib. X. cap. 60.

Sei dem nun wie ihm wolle, so viel ist ausgemacht, daß die durch Wechselheirathen zwischen den Casten erzeugten Stämme von den Brahminen stets als unrein und von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen betrachtet worden sind; dieser Umstand warf auf das Loos eines Ausgeschloßnen den Schein furchtbarer Abgeschiedenheit, gleichsam als ob der so von der bürgerlichen Gesellschaft Verbannte mit moralischem Aussatz behaftet wäre; allein als die Anzahl der unreinen Stämme wuchs, und sie an und für sich eine zahlreiche Gemeinde bildeten, fingen sie an, die Masse ihrer eignen Corporation mit den andern Stämmen, von denen sie ausgestoßen worden, zu vergleichen, und bald war das Gefühl von Isolirung erloschen. Eine Art von öffentlichem Geist kam unter ihnen selbst auf, das Bewußtseyn erlittener Kränkung und Ungerechtigkeit verlieh ihrem Haß, womit sie die verächtliche Behandlung von Seiten der Brahminen vergalten, einen Grad von Würde; und während der vielen Jahrhunderte des Blutvergießens und der Anarchie, durch welche Indien auf seine gegenwärtige niedrige Stufe herabsank, mangelte es den Unterdrückten nicht an Gelegenheit, die sie in der That nicht unbenutzt vorübergehen ließen, an ihren Tyrannen die Schmach und das Elend ihrer Rasse zu rächen; wie weit indeß die Verachtung sich erstreckte, welcher die Brahminen den Stand der gemischten Volks-Klassen unterwarfen, ist nicht genau bekannt. Gewiß ist, daß diese Mischlinge nicht in allen Fällen des wohlthätigen Einflusses der Erziehung entbehrten; denn Vyasa, der vorzüglichste Herausgeber der Vedas, und Valmiki, Indiens großer epischer Dichter, gehörten zwar diesen unreinen Casten an, waren aber dennoch, den Traditionen der Hindus nach, mit einem heiligen Charakter bekleidet[1]).

---

1) Colonel Tod, Annals, etc. vol. I. p. 29.

Unter allen diesen unreinen Stämmen sind die zahlreichsten und die bekanntesten die Pariahs, ein Ausdruck, der durch die Verstümmelung des Wortes Parriar, der tamulischen Benennung dieser Ausgestoßnen, entstanden ist. Nach der Berechnung des Abbé Dubois bilden die Pariahs den fünften Theil der Gesammt-Bevölkerung Indiens. Ihre Anzahl beliefe sich demnach auf beinahe dreißig Millionen, — eine Zahl, die ziemlich der Bevölkerung von ganz Frankreich gleichkommt[1]). Eben so, wie die übrigen untergeordneten Stämme, sind sie in verschiedne Unterabtheilungen geschieden, unter denen, trotz der Verachtung, in welcher sie alle ohne Unterschied bei den andern Hindus stehen, fortwährend Streitigkeiten wegen Vorrang und Bevorzugung stattfinden. Indeß ist der Abscheu der höheren Casten vor den Pariahs durch geographische Lage regulirt. „Er herrscht", sagte Dubois, „vorzüglich in den südlichen Theilen und nimmt nach Norden zu allmälig ab. In dem Theile von Mysore, wo ich gegenwärtige Seiten schreibe, dulden die höheren Klassen die Annäherung der Pariahs, denn sie gönnen ihnen den Zutritt in den Raum des Hauses, worin die Kühe stehen, und in einigen Fällen durften sie ihr Haupt und einen Fuß in dem Zimmer des Herrn vom Hause zeigen. Man hat mir gesagt, daß weiter nach Norden zu der ganze Unterschied zwischen diesen Casten immer geringer werde, ja zuletzt fast völlig verschwinde. — Der Theorie nach hält der Brahmine die Luft einer ganzen Nachbarschaft durch die Annäherung eines Pariahs für verunreinigt, und daher ist es diesem nicht gestattet, die Straße, wo die Brahminen wohnen, zu betreten, und wagt er sich trotz dem Verbote hinein, so haben diese höhern Wesen zwar nicht

---

1) Description of the Manners etc. of the People of India. p. 454.

das Recht, ihn selbst anzugreifen; denn sie würden sich durch die blose Berührung des Unglücklichen mit einer langen Stange besudeln, wohl aber können sie ihn durch Andrer Hände prügeln oder todtschlagen lassen, was oft, ohne Widerstreit oder Untersuchung der Sache, auf Befehl der eingebornen Fürsten geschehen ist. Derjenige, welcher von einem Pariah, selbst ohne sein Wissen, berührt worden ist, gilt als entehrt und kann von der Besudelung nicht gereinigt werden, oder mit irgend Jemand Gemeinschaft pflegen, ohne sich zuvor einer Reihe von mehr oder weniger lästigen, je nach seinem Range und den Gebräuchen der Caste, welcher er angehört, verschiednen Ceremonien unterzogen zu haben"[1])

Dubois Vermuthungen über den Ursprung der Pariahs sind wegen ihrer Vorurtheile so merkwürdig, daß sie von einem Brahminen dictirt worden zu sein scheinen. „Es ist mehr als wahrscheinlich", sagt dieser Schriftsteller, „daß diese verachtete Rasse ihren Ursprung Wechselheirathen zwischen Individuen aus allen Casten verdankt, Individuen, welche ihrer schlechten Aufführung und der Uebertretung der Gesetze ihrer Caste wegen ausgestoßen worden waren". „Es war vorauszusehen, daß sie sich jedem Exceß ohne Rückhalt überlassen würden. In diesem Zustande von Abgeschiedenheit leben sie noch heutzutage". Was können wir wohl aus allem diesen natürlicher Weise schließen, wo nicht, daß die Ursachen, weshalb Menschen gewöhnlich aus ihrer Caste (Rangordnung) ausgestoßen werden, an sich höchst gehässig und empörend sein müssen". Wir wollen diese Ursachen mit des Abbés eignen Worten geben. „Ausschließung aus einer Caste findet oft ohne große Umstände, ja bisweilen in Folge von Haß

1) Description, etc. p. 455, 456. Dr. Francis Buchanan's Journey through Mysore, vol. II. p. 493.

Digitized by Google

oder Grille statt. Dergleichen Fälle treten ein, wenn Individuen aus irgend einem Beweggrunde sich entweder ganz oder theilweise weigern, Hochzeit= oder Begräbniß=Feierlichkeiten ihrer Verwandten und Freunde beizuwohnen, oder bei dergleichen, sie selbst betreffenden Gelegenheiten diejenigen einzuladen, welche ein Recht haben, gegenwärtig zu sein. Personen, welche auf besagte Weise ausgeschlossen worden sind, verfehlen niemals, gegen diejenigen, von denen sie die Beleidigung erlitten haben, aufzutreten und Genugthuung für die Verletzung ihrer Ehre zu fordern. Dergleichen Fälle werden gewöhnlich durch Vergleiche entschieden". Er fügt hierauf hinzu: „Es ist nicht nothwendig, daß Verletzung der Casten=Gebräuche absichtlich oder von großem Belang seien. So traf sichs meines Wissens unlängst, daß einige Brahminen, die in meiner Nachbarschaft wohnen, weil sie überführt worden, mit einem als Brahminen verkleideten Sudra an einem öffentlichen Mahle Theil genommen zu haben, aus ihrer Caste gestoßen und nicht eher wieder in dieselbe aufgenommen wurden, als nachdem sie sich einer Anzahl sowohl lästiger als kostspieliger Ceremonien unterzogen hatten" [1]),

Hieraus folgt nicht nothwendiger Weise, daß die Vorfahren der Pariahs eine unmoralische oder verlassene Rasse waren. Unter einem lächerlichen nichts sagendem Vorwande wurden sie aus ihrer Caste ausgestoßen, und wahrscheinlich mögen sie wohl in einigen Fällen durch Armuth, in andern durch verwundeten Stolz abgehalten worden sein, sich den zur Wiederaufnahme erforderlichen, sowohl lächerlichen als kostspieligen Ceremonien zu unterziehen.

Ihre gegenwärtige Stellung und Beschäftigungen beschreibt Dubois folgendermaßen. „Wenn aber die

---

1) Description of the Manners etc. p. 25. Vergleiche hiermit Buchanan's Mysore, vol. I. p. 306.

Caste der Pariahs in allgemeiner Verachtung steht, so muß man zugeben, daß sie diese wegen der Aufführung und Lebensweise ihrer Mitglieder verdient. Die meisten Pariahs verkaufen sich selbst mit Weib und Kind als Sclaven an Pächter und Landleute, von denen sie mit den schwersten landwirthschaftlichen Arbeiten belastet und mit der empörendsten Strenge behandelt werden. Sie sind auch die Kothkärner der Dörfer, sie müssen die Wege stets rein erhalten und allen Unrath, der sich in den Häusern angesammelt hat, fortschaffen. Indeß werden gerade diese, trotz ihrer niedrigen, schmutzigen Verrichtung, besser behandelt, als die übrigen, weil ihnen, außer der ekelhaften Arbeit. die wir so eben erwähnt haben, noch das reinlichere Geschäft obliegt, das Wasser der Teiche und Kanäle in den Reispflanzungen der Dorfbewohner zu vertheilen, und letztere können aus diesem Grunde sich eines Gefühls von Dankbarkeit gegen die Unglücklichen nicht erwehren. Einige Pariahs, welche nicht in einem solchen Zustande von Sclaverei leben, haben die Pferde einzelner Individuen, oder der Armee, oder der Elephanten zu besorgen; desgleichen werden sie als Thürsteher oder Boten gebraucht. In einigen Theilen ist ihnen sogar erlaubt, das Land zu ihrem eignen Besten anzubauen, und in andern dürfen sie das erworbene Handwerk betreiben. In neuerer Zeit sind sie gelegentlich sowohl in die europäischen Heere als auch unter die Truppen der eingebornen Fürsten aufgenommen worden, und haben sich als Soldaten Ruhm und Auszeichnung erworben. Hinsichtlich des Muthes stehen sie keiner andern hindostanischen Caste nach, allein die ihnen zu Theil werdende Erziehung läßt sie in der Regel von allen übrigen Eigenschaften eines Kriegers entblößt"[1]).

---

1) Description of the Manners, etc. p. 458.

Digitized by Google

Noch unter den Pariahs stehen gewisse wenig bekannte, in der Verborgenheit lebende Casten, die man in verschiednen Theilen von Indien findet, z. B. die Pallis, im Königreich Madura, und die Pulias, welche die Wälder und die bergigen Distrikte der malabarischen Küste bewohnen. Diese rohen verwilderten Menschen, von den Eingebornen sogar noch geringer als die Raubthiere geachtet, welche durch ihre Wälder schweifen und deren Besitz mit ihnen theilen, dürfen sich nicht einmal Häuser bauen. Ein Stroh- oder Laubdach, auf vier Bambus-Stangen ruhend und nach allen Seiten offen, schützt sie wohl gegen den Regen aber nicht gegen Wind und Kälte. Sie dürfen sich nicht auf die öffentliche Straße wagen, weil ja ihr Fußtritt dieselbe verunreinigen würde, und sehen sie Jemand in der Ferne sich ihnen nähern, so sind sie angewiesen, ein Geheul oder einen lauten Schrei auszustoßen, gleichsam als wären sie die schädlichsten Thiere, und darauf einen weiten Umweg zu machen, um den Nahenden in gehörigem Abstande von ihnen vorüber gehen zu lassen[1]).

Außer den Pallis und Pulias giebt es verschiedne wilde umherziehende Horden, welche von den Hindus mit Abscheu und Entsetzen betrachtet werden. Unter die merkwürdigsten von diesen wandernden Stämmen gehören die Curumeru[2]), welche in drei Zweige zerfallen. „Der erste davon", sagt Dubois, „beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Salzhandel; sie begeben sich bandenweise an die Küste, sammeln daselbst das Salz und verführen es auf Eseln, wovon sie große Heerden besitzen,

1) Siehe Buchanan's Journey through Mysore, vol. II. p. 272.

2) Buchanan nennt sie Curubaru. Journey through Mysore, vol. I. p. 395. etc.

Digitized by Google

in das Innere des Landes; haben sie die Waare veräußert, so beladen sie ihre Thiere mit derjenigen Getraide-Art, wonach an der Küste die meiste Nachfrage herrscht, und kehren ohne Zeitverlust dorthin zurück. So bringen sie ihr ganzes Leben mit Hin- und Herreisen zu, ohne irgendwo im Lande eine Ansiedelung zu besitzen.

„Das Gewerbe eines andern Zweiges der Curumeru besteht in Verfertigung von Bambus-Matten, Weiden-Körben und anderm Flechtwerk für das Hauswesen. Diese Klasse muß, eben so wie die vorhergehende, in Aufsuchung von Arbeit das Land von Ort zu Ort durchziehen. Sie leben alle unter kleinen Zelten aus Bambus-Flechtwerk, welche drei Fuß hoch, vier bis fünf Fuß breit und fünf bis sechs Fuß lang sind, in diesen niedrigen Behausungen hocken sie, Mann, Weib und Kinder, um sich gegen unfreundliche Witterung und Regen zu schützen. Finden sie in einem Distrikte keine Arbeit mehr, so brechen sie ihre kleinen Zelte ab und ziehen einem andern Orte zu.

„Diese umherschweifenden Banden sind nie auf Ersparnisse zu ihrer Sicherung gegen künftigen Mangel bedacht, was sie den Tag über verdienen, und bisweilen noch mehr, wird völlig verthan. Sie müssen daher in drückender Armuth leben, und gebricht es ihnen an Arbeit, so ist ihre einzige Zuflucht — Betteln.

„Die dritte Abtheilung der Curumeru ist gemeiniglich unter dem Namen Calla-Bantru d. i. Räuber bekannt, und wirklich sind die Glieder dieser Caste in der Regel Diebe und Betrüger von Profession und durch Geburtsrecht. Geschicklichkeit im Stehlen ist die Auszeichnung dieser verworfenen Rasse, und die derselben angehörigen Individuen werden von Kindheit an zur Dieberei erzogen. Sie erhalten außer diesem keinen andern Unterricht, die einzige Kunst, welche die Eltern ihren Kindern lehren, ist, geschickt zu stehlen und stets

eine runde Lüge in Bereitschaft zu haben[1]) und mit fester Entschlossenheit lieber jede Art von Marter zu ertragen, als die ihnen schuld gegebenen Räubereien einzugestehen. . . . . Letztre Fertigkeit ist indeß keineswegs ein Monopol der elenden Calla-Bantru, selbst die Brahminen tragen gelegentlich kein Bedenken, von dieser Art Waffe Gebrauch zu machen. Sehen sich die Brahminen in Verlegenheiten verwickelt, so greifen sie zu jeder Lüge, jedem Meineid, um sich aus der Schwierigkeit heraus zu wickeln. Auch darf man sich hierüber nicht wundern, da sie ja offen erklären, daß Lügen und falsch schwören, sobald man seinen eignen Vortheil dadurch bezwecke, tugendhafte und verdienstliche Handlungen seien. Wenn nun selbst Indiens Theologen eine so scheußliche Moral predigen, darf es dann wohl noch befremden, daß Falschheit und Lüge unter dem Volke vorherrschen[2]).

„Die Calla-Bantru, weit davon entfernt, sich ihres schmachvollen Gewerbes zu schämen, rühmen sich vielmehr desselben frei und offen; und haben sie gerade nichts zu fürchten, so prahlen sie laut und nicht ohne die größte Selbstzufriedenheit mit den geschickten Räubereien, die sie zu verschiednen Zeiten ihrer Laufbahn ausgeübt. Einige, welche auf der That ertappt und verwundet worden sind, oder denen man zur Bestrafung ihres Frevels Nase und Ohren, oder vielleicht gar die Hand abgeschnitten hat, tragen diese Verstümmelungen als Zeichen ihrer Unerschrockenheit zur Schau, und dies sind gewöhnlich die Männer, welche die Caste zu ihren Oberhäuptern wählt.

„In der Regel üben sie ihre Diebereien im Dunkel der Nacht aus; wenn die tiefste Stille herrscht, schlei-

1) Dubois Description, etc. p. 465, 466.

2) Ebendas. p. 107.

Digitized by Google

chen sie sich in die Dörfer, Einige bewachen die Ein- und Ausgänge, während Andre die Häuser aufsuchen, in welche man mit der geringsten Gefahr, entdeckt zu werden, gelangen kann; hierauf bewirken sie ihren Eingang und plündern. Dies geschieht, ohne daß sie die Thüre mit Gewalt aufzubrechen suchen, solches würde eine zu geräuschvolle Operation sein, sie schneiden vielmehr in aller Stille mittelst eines scharfen Instruments durch die Lehmmauer eine hinreichend große Oeffnung, um durchpassiren zu können. Die Calla-Bantru sind so geschickt in dieser Art von Räuberei, daß sie in Zeit von kaum einer halben Stunde eine reiche Ladung geplünderter Sachen davonschleppen, ohne vernommen zu werden oder Verdacht zu erregen, bis das helle Tageslicht den Schurkenstreich enthüllt"[1]).

Die Calla-Bantru sind indeß keineswegs gemeine Diebe; In den Muselmännischen Staaten Indiens sind sie von der Regierung zu ihrem Metier durch einen Freischein autorisirt, unter der Bedingung, daß sie jener die Hälfte von der Beute abgeben. Dessen ungeachtet sind sie gezwungen, weil dieser Contrakt geheim gehalten werden muß, wenn sie ergriffen werden, sich ohne Murren den Wunden und Verstümmelungen, welche die Obrigkeit über sie verhängt, zu unterziehen; letztre muß jedoch, wo möglich, diejenigen Diebe, mit denen sie gemeinschaftliche Sache macht, gegen Bestrafung sichern." Die Fürsten haben stets in ihrem Dienst eine große Anzahl Calla-Bantru, die ihren Beruf ausüben müssen, um sowohl für sich als ihre Herren zu plündern. Der letzte muselmännische Fürst, welcher über Mysore herrschte, hatte in Kriegszeiten ein regelmäßiges Bataillon solcher Räuber in seinem Dienste, nicht, um für ihn im Felde zu kämpfen, sondern um zu plündern, sich des Nachts

1) Dubois Description, etc. p. 465. 466.

in das Lager zu schleichen, die Pferde und das Gepäcke der Offiziere zu stehlen, die Kanonen zu vernageln und zu spioniren. Lohn oder Sold entsprach der Geschicklichkeit, die sie in ihren Unternehmungen entfalteten; zur Zeit des Friedens wurden sie in die verschiedenen Staaten der benachbarten Fürsten wie auch aufs Spioniren, ihr gewöhnliches Geschäft, ausgeschickt[1]).

Unter allen umherschweifenden Casten aber werden die Lambadis, vermeintliche Abkömmlinge der Mahratten, am meisten gefürchtet. In Friedenszeiten leben sie von Kornhandel, aber sobald Krieg ausbricht, stürzen sie, gleich hungrigen Geiern, auf den Schauplatz der Metzelei, vermiethen ihre zahlreichen Stierheerden an die Armee, zerstreuen sich über das Land und erlauben sich die rücksichtsloseste Plünderung. Ihre Weiber stehen im Rufe vorzüglicher Geilheit, und dies in einem Lande, wo Wollust und Ueppigkeit einen Zug des National-Charakters bilden.

Die Dumburu oder Schlangenbeschwörer, ein andrer umherziehender Stamm, sind sehr zahlreich.

Die Pakanaty, welche vor ungefähr hundert und funfzig Jahren durch Unterdrückung aus ihrem Vaterlande vertrieben und zur Annahme ihrer gegenwärtigen wandernden Lebensweise, die sie wahrscheinlich nie wieder verlassen werden, bestimmt wurden, sind ein friedliches und harmloses Völkchen, das sich in den Gebieten Mysore und Telinga aufhält.

In den bergigen Distrikten unweit Coïmbatore stößt man auf einen andern merkwürdigen Stamm, dessen Sitten und Gebräuche Dr. Buchanan folgendermaßen beschreibt: „Sie sollen weder Haus noch Feld besitzen, sondern Vögel und Wildpret fangen und diese gegen Reis vertauschen. Einer ihrer gewöhnlichsten Nahrungs-Artikel ist die weiße Ameise oder Termite. Sie wandern von

1) Dubois, Description, etc. p. 466.

Ort zu Ort, ihr Gepäcke und ihre Kinder auf Eseln mit sich führend. Jeder Mann hat auch eine Mähre, auf welcher er sich seinem Wildprete nähert, das er mit Pfeilen erlegt.

Die Chensu Carir, die noch ihre ursprünglichen Sitten behaupten und nie in die Dörfer kommen, sollen ein unverständliches Kauderwelsch sprechen und keine andre Kleidung als Baumblätter haben. Diejenigen, welche gelegentlich in den angebauten Landschaften umherstreifen, sollen manche Telinga-Wörter verstehen und ihre Blöße mit einem schmalen Tuchstreifen bedecken. Andre wohnen in kleinen Hütten unweit der Dörfer und verhüllen ihre Nacktheit mit einem kleinen Stück Leinwand oder baumwollenem Zeuge. Mit den übrigen Eingebornen leben sie in Frieden und zahlen eine geringfügige Kopfsteuer an die Regierung. Wo die Wälder dichter und umfangsreicher sind, erschrecken sie vor dem Anblick eines civilisirten Wesens und tragen nicht das geringste Kleidungsstück, indeß bedecken sie ihre Blöße mit einigen Blättern. In diesen Wäldern wohnen sie in Höhlen und unter Büschen, die sie durch Hinzufügung einiger Aeste und Zweige von andern Bäumen zu einem bessern Schutzdach gegen Unwetter machen. Wenn der civilisirte Theil dieses Stammes in die Wälder kommt, um seine Verwandten zu besuchen oder mit ihnen zu handeln, so müssen die Besuchenden ihre Lumpen abwerfen, um nicht für Dorfbewohner gehalten zu werden, in welchem Falle keiner von den wilden Chensu sich ihnen nähern würde.

„Die Sprache der Chensu ist ein Dialect der Tamul-Sprache mit gelegentlicher Untermengung einiger Carnata- oder Telinga Worte, allein ihr Accent ist von dem in Madras so verschieden, daß meine Bedienten sie anfangs nicht verstehen konnten. Ihre ursprüngliche Heimath ist, ihrer eignen Aussage gemäß, der Animalya Wald unterhalb der Ghats, was auch durch ihren Dialect bestätigt wird. Die in den Dörfern lebenden Chensu

haben die Pancham Banijigaru zu ihren Vorgesetzten erwählt; sie treiben hauptsächlich mit diesen Verkehr und nennen sie ihre Swamis oder Herren; wiewohl sie gelernt haben, ihre Gebete an Siva zu richten, so tragen sie doch nicht den Lingam.

„Diejenigen Chensu, welche in den Wäldern hausen, haben entweder keine Religion oder eine sehr einfache, womit die andern nicht vertraut sind. Nach der Meinung der Bewohner dieses Landes besitzen die Chensu das Vermögen, Tiger zu bezaubern; und mein Brahmine versicherte mir mit ernster Mine, daß die Weiber dieser Rasse, wenn sie nach Nahrung ausgehen, ihre Kinder in der Obhut eines dieser wilden Thiere lassen. Die Chensu läugnen dies natürlicher Weise, behaupten jedoch, daß ein andrer wilder Stamm, Soligaru genannt, welcher die südlichen Ghäuts, die Scheidewand zwischen diesem Lande und Coïmbatore bewohnt, die besagte Kunst verstehe. Die Chensu leben hier von Wildpret, wildwachsenden Wurzeln, Kräutern, Früchten und etwas Getraide, welches sie von den Pächtern gegen Honig, Wachs und einige arzneikräftige Pflanzen eintauschen. Für die ihnen ausschließlich ertheilte Erlaubniß, die beiden ersten Artikel einzusammeln, müssen sie eine Abgabe entrichten, die sich jährlich für jede Familie auf funfzehn Fanams, das ist ungefähr **10** Schill. beläuft“ [1]).

Aus dem mitgetheilten Bericht kann man sich einen Begriff von den verschiedenartigen Materialien bilden, woraus die hindostanische Gesellschaft besteht. Die durch das Casten-Wesen errichteten Schranken sind, wie wir gesehen haben, in zahlreichen Fällen niedergerissen worden; Wechselheirathen haben stattgefunden, und eine vermischte Menge ist dadurch entstanden, welche keiner der bestehenden Casten angehört. Allein eigentlich war es nie der Zweck der Gesetzgeber Indiens, zwischen die verschiednen

---

1) Journey through the Mysore, etc. vol. I. p. 7, 167, 168.

Volks-Klassen eine unübersteigliche Scheidewand zu ziehen, sie wollten jedenfalls einzig und allein den Brahminen die höchste Gewalt, das größte Ansehn verschaffen. Nach Menu's Institutionen ist der Priester berechtigt, seine Gattin aus einer der drei obersten Casten zu wählen; der Kshatriya hat ebenfalls die Freiheit, außer in seine eigne in die Vaisya- und Sudra-Caste zu heirathen; aber die Neigung des Sudra darf sich nicht über seine Caste versteigen. „Ein Sudra darf blos ein Sudra Weib zur Frau nehmen; ein Vaisya kann ein Sudra Weib oder ein Weib aus seiner Caste heirathen; ein Kshatriya kann aus seiner und diesen beiden; und ein Brahmine sowohl aus seiner als aus der Vaisya- und Kshatriya-Caste eine Gattin wählen [1]).

Sollte indeß doch jemand ein heftiges Verlangen fühlen, seinen Leidenschaften in einer größern Breite zu fröhnen, so hat er folgenden Text zu seiner Rechtfertigung. „Einer, der an die Schrift glaubt, kann selbst von einem Sudra reine Kenntniß erlangen, desgleichen eine Lehre der höchsten Tugend von einem Chandala, und ein Weib, glänzend, wie ein Edelstein, sogar von der niedrigsten Familie. Auch aus Gift kann man Nektar gewinnen; sogar von einem Kinde zierliche und anmuthige Sprache, sogar von einem Feinde kluges Benehmen, und sogar von einer unreinen Substanz Gold erlangen. Von allen Seiten her also muß man Weiber, glänzend und schön wie Edelsteine, Kenntniß, Tugend, Reinheit, Anmuth der Sprache und verschiedne Fertigkeiten zu gewinnen suchen; und um zu zeigen, daß solche Verbindungen keineswegs nichtige Speculationen seien, beschreibt der Gesetzgeber die Ceremonien, welche bei Gelegenheit solcher Ehebündnisse statt finden sollen.

„Ein Kshatriya-Weib muß bei ihrer Verehlichung

1) Institutes of Menu, chap. III. ver. 13.

2) Ibid. chap. II. ver. 238—240.

mit einem Brahminen einen Pfeil; ein Vaisya-Weib, das mit einem Priester oder Krieger verbunden wird, eine Peitsche; eine Sudra-Braut endlich, welche einen Brahminen, oder Krieger oder Sudra heirathet, den Saum eines Mantels in der Hand halten"[1]).

Ueberdies werden die Weiber aus einer niedrigen Caste, nach ihrer Verehlichung keineswegs geringer geachtet, als ihre Gatten. „Welchen Rang und Stand auch immer ein Mann behauptet, mit dem ein Weib durch gesetzmäßige Ehe verbunden wird, denselben Stand und Rang nimmt auch dieses an, gleich einem Flusse, der sich mit dem Meere vereint. Acshamala, ein Weib aus der niedrigsten Volksklasse, und Sarangi, erstere durch ihre Verbindung mit Vasist'ha, letztere mit Mandapala, waren dergestalt zu den höchsten Ehren berechtigt. Diese und andere Frauen niedriger Abkunft sind durch die vorzüglichen Eigenschaften ihrer Herren (Ehegatten) zu Auszeichnung und Ansehen gelangt[2]).

Wenn indeß ein Mann mehrere Weiber haben sollte, so findet hinsichtlich der Erbschaft unter den Kindern ein Unterschied statt. „Der Sohn eines Brahminen oder Kshatriya oder eines Vaisya von einem Weibe aus der dienstbaren (servilen) Klasse soll keinen Antheil an den hinterlassenen liegenden Gründen haben, außer wenn er tugendhaft ist, desgleichen soll er nicht in Gemeinschaft mit den andern Söhnen erben, außer wenn seine Mutter gesetzlich mit seinem Vater vereinigt war, was ihm sein Vater etwa geben mag, soll sein Eigenthum sein[3]).

So viel von den gesetzlich erlaubten Wechselheirathen zwischen den verschiednen Casten. Ob die große

---

1) Institutes of Menu, chap. III. ver. 44.

2) Institut. of. Menu. chap. IX. ver. 22—24.

3) Idem chap. IX ver. 155; Colebrooke's Two Treatises on the Hindu Law of Inheritance, p. 142. etc.

Volksmasse hinsichtlich solcher Punkte mehr oder weniger streng war, als ihre Gesetzgeber, dürfte sich aus dem Dasein der Varna-Sankara, das ist, jener Menge vermischter Casten, wovon bereits die Rede gewesen, sattsam ergeben.

„Während dieser Zeit allgemeiner Gottlosigkeit und Sünde, sagt Mr. Rickards, in Anspielung auf Vena's Regierung, fand eine Vermischung aller Volksklassen statt, und durch Wechselheirathen und ungesetzmäßige Verbindungen der vier Haupt-Casten entsprang ein Heer gemischter Klassen unter der allgemeinen Benennung Burrun-Sunker" [1]).

Der nächste Punkt, welcher unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, ist die strenge Erblichkeit aller Gewerbe und Handwerke, eine Erblichkeit, die Robertson höchst unphilosophisch für einen dem Fortschreiten der Künste und Handwerke günstigen Umstand ansieht. Schriftsteller von geringer Bedeutung haben, durch Nachahmungsgeist verleitet, Robertson's Aussprüche unaufhörlich nachgebetet; und so ist die Sache, unsers Bedünkens, im allgemeinen als ausgemacht angenommen worden. Allein sie ist einer andern Erörterung fähig. Nach Menu's Vorschrift hat der Brahmine, dem es unmöglich ist, durch Ausübung der mit seinem Stande verknüpften Thätigkeit seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, die Erlaubniß, Soldat zu werden. Der Compilator jenes alten Codex (Gesetz-Sammlung) scheint eben keine Gewissensbisse darüber zu empfinden, daß er so dem Priester das Schwert zur Vernichtung seiner Mitgeschöpfe in die Hand giebt; allein nachdem er ihm, sollte er im Kriege kein Glück machen, den Kaufmannsstand als Erwerbs-Quell vorgeschlagen,

1) India, etc. p. 15. 16. Das Wort Burrun-Sunker ist eine neuere englische Verstümmelung des Sanskritischen Varna-Sankara, d. h. Casten-Vermischung oder Verwirrung.

kommt er auch zur Aufzählung der übrigen Wege, auf denen er im Fall der Nothwendigkeit seinen Lebensunterhalt suchen darf, und hier, einen Ton von Humanität annehmend, macht er plötzlich folgende Bemerkung. — „Ein Brahmine, eben so wohl als ein Kshatriya, welchen die Nothwendigkeit zwingt, das Gewerbe eines Vaisya zu ergreifen, muß, kann er von Viehzucht leben, sorgfältig den Ackerbau meiden, welcher fühlenden Wesen große Unannehmlichkeiten verursacht und von der Arbeit andrer Geschöpfe, als Stiere und dergleichen, abhängig ist. Einige sind der Meinung, Ackerbau sei ein vortreffliches Gewerbe; allein er ist ein Erwerbs-Zweig, welchen der Wohlwollende in hohem Grade mißbilligt; denn die mit eisernem Gebiß bewaffneten Stücke Holz (Pflugschaar) verwunden nicht blos die Erde sondern auch die in ihr lebenden Geschöpfe[1]). Indeß giebt es noch weit verwerflichere Erwerbszweige, als die Verwundung der Erde, Erwerbszweige, die sogar denkenden Wesen Schmerz verursachen, wozu jedoch der unglückliche Brahmine, wenn ihn der Hunger treibt, seine Zuflucht nehmen darf, unter andern steht ihm sogar das Gewerbe eines Kleinkrämers offen. Vieh- und Sclavenhandel sind ihm verboten. Auf gleiche Weise dürfen der Kshatriya und der Vaisya, von Noth getrieben, den Beruf ihrer Vorväter verlassen, und zu den Gewerben der unter ihnen stehenden Casten herabsteigen, jedoch mit Vorsicht, um dasjenige nicht zu thun, was nie gethan werden sollte. Sogar der Sudra darf, wenn er im Dienste der zweimal Gebornen[2]) keine Anstellung finden kann, seinen Lebensunterhalt durch ein Handwerk ge-

1) Institutes of Menu. chap. X. ver. 83, 84.

2) So heißen die drei obersten Casten; denn die Belehnung (Investitur) mit dem heiligen Strick, als Zeichen der heiligen Pflichten und Rechte ihres respectiven Ranges, wird als eine zweite Geburt betrachtet.

winnen oder ein Maler oder ein Schreiber (Copist) werden [1]).

Aber die Verordnungen Menu's haben hinsichtlich mancher Punkte gegenwärtig in Indien wenig Gewicht. Die Lehren der Jatimala, d. i. Klassen=Guirlande (Kette) „ein Extrakt aus dem Rudra=Yamala=Tantra, stimmt in Ansehung des Casten=Wesens besser mit dem Gebrauch oder den angenommenen Meinungen überein; und nach diesem Werke ist fast jedes Gewerbe für jedermann offen.“ Ein Brahmine, unvermögend, durch Ausübung seiner Pflichten seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, kann das Soldatenhandwerk ergreifen, und erreichte er durch beide den angegebenen Zweck nicht, so ist es ihm erlaubt, Ackerbau oder Viehzucht zu treiben oder sich mit dem Handel zu beschäftigen, wobei er jedoch gewisse Artikel zu vermeiden hat.

Ein Kshatriya, der wegen seines Lebensunterhaltes in Verlegenheit ist, darf alle diese Erwerbszweige ergreifen, nur ist es ihm nicht verstattet, zu den höchsten Functionen (Priesterthum) seine Zuflucht zu nehmen. In Zeiten großer Noth ist ihm noch ein breiteres Feld verstattet.

Die Ausübung der Arzneikunde und anderer wissenschaftlicher Zweige, der Malerei und andrer Künste, Arbeit um Wochenlohn, Gesindedienste, Empfang von Almosen, Wucher gehören unter die dem Brahminen und dem Kshatryia verstatteten Wege, sein Leben zu fristen.

Ein Vaisya, unfähig, durch die ihm zustehenden Beschäftigungen seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, darf die niedrigen Arbeiten eines Sudra ergreifen, und einen Sudra, der keinen Dienst unter den höheren Klassen finden kann, ist es erlaubt, irgend ein Handwerk zu betreiben, vorzüglich mechanische Beschäftigungen, z. B. das Schreiner= oder Maurer=Handwerk; desgleichen praktische

---

1) Institutes of Menu, chap. X. ver. 98—110.

Künste, z. B. Malen und Schreiben; in Ausübung der letztern darf er eine Anstellung bei Leuten höheren Ranges suchen; und wiewohl den Individuen einer niedrigeren Caste im allgemeinen die Berufsthätigkeiten der höheren Casten untersagt sind, so hat doch ein Sudra die ausdrückliche Erlaubniß, Handel oder Ackerbau zu treiben. Außer diesen besondern Beschäftigungen, die einer jeden der gemischten Klassen zugetheilt sind, haben die Glieder derselben auch noch die Erlaubniß, dasjenige Gewerbe zu ergreifen, welches nach der Regel der Klasse eigen ist, aus der sie von mütterlicher Seite stammen; wenigstens steht denjenigen eine solche Wahl frei, welche in der direkten Ordnung der Klassen geboren sind, z. B. die Murdhabhishicta, die Ambasht'ha und andere.

Den gemischten Klassen ist es auch erlaubt, irgend ein Sudra-Gewerbe auszuüben, das ist, durch Dienen, Handel, Ackerbau oder Handwerke ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Hieraus ergiebt sich, daß fast jede Beschäftigung, wiewohl der Regel nach einer besondern Klasse zugetheilt, ziemlich allen übrigen Casten offen ist, und daß die Beschränkungen, weit gefehlt, streng zu sein, in der That blos einen Beruf, nämlich den der Brahminen, welcher in Unterweisung in den Lehren des Veda und Ausübung amtlicher religiöser Ceremonien besteht, ausschließen [1]). Derselbe Verfasser fügt noch hinzu, daß die verschiednen, gegenwärtig in Hindostan bestehenden Klassen ziemlich zahlreich sind, daß aber die Unterabtheilungen derselben eine unendliche Mannichfaltigkeit fernerer Unterscheidungen herbei geführt haben. „Jene Vermischung und Verwirrung der Klassen, die nach Robertson, als eine verwegne und gottlose Handlung betrachtet werden würde," hat also, wie wir sahen, wirklich stattgefunden, und muß, glauben wir, mit der Zeit noch weiter um sich greifen, ehe man sagen kann, daß die gesellschaftlichen Ver-

1) Colebrooke, in the Asiatic Researches, vol. V. 63, 64.

Digitized by Google

hältnisse Indiens auf ihren natürlichen Standpunkt gelangt sind. Was die Einmischung von Individuen aus geringeren Casten in die priesterlichen Verrichtungen betrifft, so kommt auch diese unter den Hindus vor und mag stets vorgekommen sein. In Menu's Gesetzsammlung finden wir bemerkt, daß Viswamitra, Gadhi's Sohn, sich zum Range eines Priesters erhoben, ob er gleich aus der Krieger-Caste stammte [1]). Die Karnata-Brahminen weigern sich, den Pariahs als Priester (Pujaris) zu dienen, daher die letztern (die Pariahs) aus ihrer Mitte eine Art von Priestern, unter dem Namen Velluan, wählen [2]). In neueren Zeiten theilen sogar die Sudras die Priesterwürde.

„Jede Caste und Sekte," sagt Dubois, „hat ihren besondern Guru (oder geistlichen Führer und Religionslehrer). Allein nicht alle von ihnen erfreuen sich desselben Grades von Ansehn. Unter den Gurus selbst findet eine Abstufung statt, je nach dem Range der Casten, wozu sie gehören, und so ist unter ihnen eine Art Hierarchie entstanden, welche die Subordination derselben unter einander erhält. Kurz es giebt überall eine sehr zahlreiche Klerisei niederen Ranges, während wieder jede Sekte ihre besondern höheren Priester hat, deren Anzahl aber gering ist. Die Gurus niederen Ranges zollen ihnen Ehrfurcht und Gehorsam und entlehnen ihre Macht von dem höheren Ansehn derjenigen Priester, von denen sie nach Gefallen ab- und eingesetzt werden können. Der Verfasser bemerkt hierauf, daß in der Sekte Vischnu's und Siva's die hohe und niedere Geistlichkeit unzählig sei, und daß jede Unterabtheilung dieser beiden Sekten ihren Oberpriester und mehrere von diesem abhängige Guru's oder Unterpriester habe. Er fügt sodann hinzu: —

---

1) Institutes of Menu, chap. VII. ver. 42.

2) Buchanan, Journey, etc. vol. I. p. 20; Dubois, p. 461.

„In Siva's Sekte hat überdies jede Unterabtheilung ihren Singhasana, oder Priester- (Bischoffs-) Sitz, so wie auch ihre Pit'ha, d. ist Wohnplätze der niederen Geistlichkeit. Die Gurus dieser Sekte, sind unter den Namen Pandahram, Jangamas und anderen bekannt, je nach den verschiednen Idiomen ihrer Wohnorte. Die Oberpriester und die gesammte Geistlichkeit der Sekte Siva's werden aus der Sudra-Caste gewählt, aber die Mehrzahl der höheren Priester oder Gurus der Vischnu-Sekte sind Brahminen, von welchen die niedere zur Sekte gehörige Geistlichkeit ein- und abgesetzt wird. „Nach Verrichtung aller Pflichten, welche ihr Amt ihnen in Bezug auf ihre Schüler auferlegt, so wie ihrer täglichen Waschungen und Opfer sind die Gurus, zufolge ihres Ranges, gehalten, die ihuen übrige Zeit religiösen Betrachtungen und dem Studium der heiligen Schriften zu widmen" [1]).

Aus einer spätern Bemerkung des nämlichen Verfassers läßt sich deutlich abnehmen, daß das Studium der Vedas gegenwärtig den Sudras erlaubt ist; denn er berichtet uns erstens, daß eine große Anzahl Priester Sudras sind, und zweitens, daß es die Pflicht der Priester ist, einen Theil ihrer Zeit auf das Studium der heiligen Schriften (das ist der Vedas) zu verwenden, daher denn auch die Vedas sich gegenwärtig in den Händen der Sudras befinden [2]). Allein nicht Männer blos aus der dienenden Klasse haben die Erlaubniß, an der Ehre dieses heiligen Berufs Theil zu nehmen, sondern sowohl unter den Sivaiten als Vischnuiten haben Weiber, gewiß zum großen Aergerniß der strengeren Brahminen, die Priesterwürde erlangt.

„In der Siva- und Vischnu-Sekte giebt es eine

1) Dubois, p. 71.

2) Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 65, 66.

Art von Priesterinnen oder Frauen, die insbesondre zum Dienste ihrer Gottheiten bestimmt sind. Sie unterscheiden sich von den Tänzerinnen der Tempel, verfolgen aber denselben abscheulichen Lebenswandel, wie diese. Denn die Priesterinnen Siva's und Vischnu's werden nach ihrer Einweihung, unter dem Namen Gottesbräute, das Gemeingut ihrer Sekte[1]). Diesen Umstand bestätigt Oberst Tod, indem er bemerkt, es sei nicht ungewöhnlich daß Priesterinnen den Tempeldienst der Gottheit Siva versähen. Derselbe Verfasser sagt da, wo er der Priester von Eklinga erwähnt, welche im Cölibat (Ehestandslosigkeit) leben, und Gosains oder Goswami heißen, daß sowohl Brahminen als Rajputen, ja sogar Goojers in diesen Orden aufgenommen werden können[2]). Trotz der Casten-Einrichtung, durch welche die Sudras von vornherein zu sclavischen und niedrigen Verrichtungen verurtheilt sind, haben Zeit und allmälige Aenderungen auf die Hindus, sie mögen nun hohen oder niedern Ranges sein, eben so wie auf alle andre Menschen gewirkt. Die Sudras, trotz allem gesetzlichen Zwange, der zu abgeschmackt war, um keine Uebertretungen zuzulassen, reich und mächtig geworden, sind in verschiednen Theilen Indiens zur höchsten Gewalt gelangt. Dieser außerordentliche Umstand hat sogar schon zur Zeit der Menuschen Compilation stattgefunden. „Der Brahmine weile nicht in einer von einem Sudra beherrschten Stadt," sagt der Gesetzgeber Cap. VI. v. 61. Vielleicht war die Sache zu seiner Zeit nicht ungewöhnlicher als jetzt; indeß nennen wir dieselbe außerordentlich, in Bezug auf die allgemein herrschenden Ansichten und Begriffe.

Unter den alten königlichen Geschlechtern, welche zu Delhi herrschten, geschieht einer Dynastie von Sudra-

---

1) Dubois, Description, etc. p. 71, 72.

2) Annals of Rajast'han, vol. I, p. 517.

Fürsten Erwähnung. Und in der That regierten während des Verfalls der Hindu-Macht manche Sudra-Könige in Hindostan, deren Abkömmlinge inmitten aller Schläge des Schicksals, die ihr Land erlitt, dennoch die durch den Muth und die Tugenden ihrer Voraltern erworbenen Diademe, wenn auch ihres früheren Glanzes beraubt, erhalten zu haben scheinen.

„Einen wirklichen Kshatriya-Fürsten," erzählt uns ein Autor, dessen Zeugniß von beträchtlichem Gewicht ist, „findet man heutzutage nirgends, alle größere Fürsten, Indiens, mit Ausnahme Paishwa's, eines Brahminen, sind von niedriger Abkunft" [1]). Allein während auf der einen Seite die Sudras Rang und Auszeichnung erworben haben, sind ihre priesterlichen Gesetzgeber, in vielen, wo nicht in den meisten Fällen, in demselben Verhältniß gesunken. Die Brahminen, nach deren Vorgeben die Kshatriya-Caste bereits vor dem Einfall der Muselmänner ziemlich ausgetilgt war, versichern, daß die Rajputen, hinsichtlich des Ranges, blos eine höhere Klasse von Sudras seien. Ist dies der Fall, so beweißt derselbe nur um so mehr für ihre eigne (der Brahminen) Herabwürdigung; denn sie standen und stehen gegenwärtig als Mundschenken, Garderobe-Meister oder Seneschals neben den Gurus oder Haus-Caplanen im Dienste der Fürsten von Mewar; die Gurus verwalten das Amt geistlicher Tröster und sind bisweilen zu gleicher Zeit Sterndeuter und Aerzte, und in letzterem Fall mag Gott den armen Fürsten gnädig sein [2]).

Die Heere von Mewar sind häufig durch die mönchischen Krieger Namens Gosain, größtentheils Brahminen, wovon es in Rajputana wimmelt, wieder ergänzt worden. In der That hat Hindostan einen Ueberfluß an Brahmi-

---

1) Rickard's, India, vol. I. p. 29.

2) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 511, 512.

nen, welche, so weit persönliche Tapferkeit in Betracht kommt, vortreffliche Soldaten abgeben; indeß vermeiden die englischen Offiziere, durch Erfahrung vorsichtig geworden, zu viele derselben in eine Compagnie aufzunehmen; denn der Hang zur Ränkeschmiederei ist dieser Caste immer noch eigen. Ich habe in einigen Compagnien eben so viel englische Soldaten als Brahminen gesehen, ein gefährlicher Fehler [1]). Manche Brahminen, die immer noch das Priesteramt verwalten, lassen eine Verachtung gegen ihre Kameraden, als Laien, blicken; allein da letztere oft die reicheren von beiden sind, so geben sie ihnen diese Verachtung mit Zinsen zurück, und betrachten sie als nichts bedeutende niedrige Personen. Ueberdies beschränken sich die Brahminen gegenwärtig keineswegs auf die (ihrer Meinung nach) ehrenvolleren Gewerbe, sondern bebauen sogar den Boden, wobei sie Pariahs [2]) anwenden, und treiben auch jedes andre Gewerbe oder Geschäft, und das noch dazu in einem Lande, wo die Rajas aus der dienstbaren Caste stammen. Um die Erniedrigung dieser stolzen Kinder Brahmas zu vollenden, sehen wir sie, von Armuth und Hunger getrieben, ihre Zuflucht als Köche in den Küchen der Sudras suchen. — „Dies gilt, unsers Wissens, nicht blos in Betreff der Vaisyas, sondern auch reiche Sudras jedes Ranges nehmen Brahminen zu Köchen; sogar die Vairagi-Bettler machen bei ihren Festen von Brahminen zur Bereitung der Speisen Gebrauch [3]).

Aus allem bisher Gesagten dürfte sich ergeben, daß die Begriffe, welche man sich von den gesellschaftlichen

---

1) Ebend. vol. I. p. 28. Anmerkung.

2) Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol. II. p. 19, 47, vol. III. p. 5, 10; Ward vol. I. p. 85, 87.

3) Ward, View of the History, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 95. Anmerkung.

Verhältnissen und Einrichtungen der Hindus macht, in hohem Grade irrig sind. Es ist wahr, daß in manchen Fällen einige geschickte Schriftsteller, mit Menu's Institutionen vor sich, die Gebräuche, Sitten und Ceremonien, welche durch besagte Gesetze eingeschärft werden, beschrieben haben. Allein eben diese Schriftsteller scheinen im allgemeinen die Verschiedenheit außer Betracht gelassen zu haben, welche unvermeidlich zwischen einem utopischen System, wie die von Menu und Draco, die fast gleich nach ihrer ersten Bekanntmachung als traumartige Hirngespinste und in der Wirklichkeit unanwendbar befunden werden mußten, und jenen praktischen Einrichtungen und Sitten herrscht, welche Zeit und Umstände nach und nach eingeführt und begründet haben; eine Verschiedenheit, die so groß und so auffallend ist und sich in so vielen Einzelheiten offenbart, daß diejenigen, welche ihr Gemälde der hindostanischen gesellschaftlichen Verhältnisse nach jenen alten zum Theil abgeschafften Gesetzen entworfen haben, dasselbe nothwendiger Weise verzerren und entstellen mußten. Was hat es in der That auch zu bedeuten, daß Menu, oder der Compilator des unter diesem Namen bis auf unsre Zeit gekommenen Codex, die Sudras der Verachtung überantwortete, die Brahminen dagegen mit dem höchsten Ansehn umgab, wenn wir in der Wirklichkeit oft den Sudra auf dem Throne finden, während der Brahmine zum Bettelstabe gegriffen hat, von den Wohlthaten des erstern lebt, als gemeiner Soldat in desselben Armeen kämpft und den niedrigen Dienst als Koch in seiner Küche versieht? Von dem Ausstoßen aus der Caste brauchen wir fast gar nichts zu sagen; es geschieht in Folge unbedeutender Vergehungen, und die Wiederaufnahme ist, je nach Umständen, mit mehr oder weniger Schwierigkeit verbunden. Das alte strenge System ist in gänzlichem Verfall begriffen und naht sich vielleicht schon jetzt seinem Ende. „Freuen wir uns," sagt Ward, „daß der Rost

dieser Fesseln sie fast schon zerfressen hat; der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand Indiens liefert uns unter den zahllosen Uebertretungen unverkennbare Fingerzeige, daß diese barbarischen Gesetze nicht lange Stich halten werden. Der Geselligkeitstrieb beseelt die Hindostaner eben so stark als andre Nationen, und bestimmt diejenigen, welche in derselben Nachbarschaft in freundschaftlichen Verkehr getreten sind, sich gegenseitige Beweise von Zuneigung und Gastlichkeit zu geben, daher finden wir in zahlreichen Fällen, daß Hindus aus verschiednen Casten wirklich im geheim zusammen kommen, mit einander essen, trinken, rauchen und sich dem angenehmen Gefühl froher Geselligkeit ganz überlassen. Es herrscht einmal in der menschlichen Natur ein starker Hang, die von parteiischen und kurzsichtigen Gesetzgebern vorgeschriebnen Grenzen zu überschreiten; und in den eben erwähnten heimlichen Zusammenkünften genießen die verschiednen Parteien eine Art von Triumph darüber, daß sie die Schranken überstiegen haben und sich im Stande sehen, dieselbe verbotne Vereinigung ungestraft zu wiederholen. Vorzeitige Ehen sind nothwendiger Weise Acte des Zwanges und gegen die Natur, und daher tritt häufig der Fall ein, daß der Mann, anstatt seine Neigung und Liebe, der ihm gesetzlich verbundnen Gattin zuzuwenden, dieselben auf ein andres Weib aus einer andern Caste fallen läßt, das natürlich, als der theure Gegenstand freier Wahl, vor jener den Vorzug erhält; auch hier wird die Caste zum Opfer und der Gegenstand geheimer Verabscheuung. Der Hang nach verbotnen Speisen wird oft zur Versuchung, die Gesetze der Caste zu übertreten. Manche Hindus, sowohl aus der höchsten als aus der niedrigsten Volksklasse essen Fleisch und andre verbotne Nahrungsmittel, und wird die Sache ja entdeckt, so helfen sich die Uebertreter mit der Entschuldigung: „Dies sind die Ueberbleibsel von dem meiner Schutz-Gottheit dargebrachten Opfer.“ Das Joch der Caste wird

noch unerträglicher in Folge der überwiegenden Sinnlichkeit des Hindu; und sein Gelüste nach unbeschränktem Umgang mit Weibern aus allen Casten, die seine Sinne reizen, wird durch seine, oft Monate, ja selbst Jahre lange Abwesenheit von seiner Heimath noch mehr verstärkt, dies ist der Fall mit Tausenden, besonders in Calcutta und andern großen Städten, so wie auch durchgängig in den Landestruppen; daher denn auch Zusammen-Wohnen, -Essen oder -Rauchen mit Weibern aus andern Casten etwas so Gewöhnliches ist, daß Jedermann die Augen dabei zudrückt, vorzüglich da es entfernt von den Verwandten des Uebertreters geschieht. Sogar die Kleinlichkeit und das verwickelte Wesen der Casten-Regeln und Gesetze trägt mächtig dazu bei, die Privilegien, welche sie ertheilen, durch Uebertretung zu verwirken; geselliger Verkehr unter den Hindus ist stets ein dorniger Pfad. Der Caste geschieht fortwährend Abbruch durch Unterweisung von Leuten niedrigen Ranges in religiösen Gebräuchen, durch Ausübung gewisser Gewerbe, verbotene eheliche Verbindungen, Vernachlässigung der vorgeschriebenen Gebräuche, durch Vergehungen naher Verwandten u. s. w. Und da, wo man der Caste nicht zuwider handeln will, finden bisweilen Quälereien und Verfolgungen der Uebertreter bis zur furchtbarsten Ausschweifung statt. Hieraus ergiebt sich natürlicher Weise, daß eine Einrichtnng, deren Regeln und Gesetze mit allen Leidenschaften des menschlichen Gemüthes, sowohl guten als bösen, im Kriege sind, früher oder später, vorzüglich wenn die Regierung selbst aufhört, diese Regeln einzuschärfen und aufrecht zu erhalten, völlig zu Grunde gehen muß. Der gegenwärtige Zustand des hindostanischen Casten-Wesens dürfte daher wohl Niemand mehr befremden. Niemand wird es wundern, wenn er vernimmt, daß, wiewohl die Hindus, weil es hergebrachte Sitte ist, auf den Rang, welchen die Caste ertheilt, etwas zu hal-

ten scheinen, und wiewohl ein äußerliches vornehmes Gepränge mit den Casten-Regeln, vorzüglich unter den höheren Ständen, stattfinden mag; dennoch bei genauerer Untersuchung der Sache, und wenn die Gesetze der Caste entscheiden sollten; kaum eine einzige hindostanische Familie in ganz Bengalen gefunden werden dürfte, deren Caste nicht bereits verfallen wäre; dies ist ein allbekannter und allgemein anerkannter Umstand; Ward, View of the History etc. of the Hindoos, vol. I. p. XV. — XVII. — Ein scharfsichtiger Schriftsteller, welcher schon längst den Verdacht hegte, daß die Ansichten gewöhnlicher Compilatoren und Reisender in hohem Grade irrig wären, sagt: „Die künstliche und unnatürliche Scheidung eines Volkes in genau abgegrenzte Klassen ist vielleicht die wirksamste Methode, sein Fortschreiten zu hemmen und seinen Gewerbsleiß zu unterdrücken, welche der Scharfsinn des Menschen hat erfinden können. Gewiß ist die natürliche Operation einer solchen Einrichtung den Haupttrieben unsrer Natur durchaus entgegengesetzt und so unverträglich damit, daß wir ihr Bestehen in einem vollkommenen Zustande für eine blose Idee halten, und wäre sie wirklich jemals völlig in's Leben getreten, so hätten sich ihre verderblichen Wirkungen so unmittelbar äußern müssen, daß eine gänzliche Vernichtung des Volks- und Unternehmungs-Geistes die unvermeidliche Folge davon gewesen sein würde. Wir sind daher der Meinung, daß sich die meisten Schriftsteller durch verschiedne, in die Augen fallende Gründe haben bestimmen lassen, diese Erscheinung in den staatsgesellschaftlichen Verhältnissen der Hindus in ihren Beschreibungen etwas zu übertreiben. Wir sind um so mehr zu dieser Ansicht geneigt, da wir finden, daß manche vorurtheilsfreie und einsichtsvolle Gewährsmänner keineswegs die vollkommene Casten-Trennung im gesellschaftlichen Verkehr bestätigen; wozu noch kommt, daß neuere

Reisende, welche die beste Gelegenheit zu genauen Beobachtungen in der fraglichen Hinsicht hatten, diejenigen sind, welchen wir die wahrscheinlicheren Berichte zu verdanken haben"[1]).

1) Edinburgh Review, vol. IV. p. 316.

Fünftes Kapitel.

Religion.

Bei Betrachtung irgend einer Nation oder eines Völkerstammes würde unsre Darstellung in hohem Grade unvollkommen und ungenügend ausfallen, wenn wir die Religion weglassen wollten; bei den Hindus aber ist eine solche Weglassung rein unmöglich, insofern dieses Volk das, was es ist, einzig und allein durch seine Religion ist. Dringen wir demnach mit unserm Blick, wo möglich, in das Innere seiner religiösen Institutionen, suchen wir die von jeher zwischen heiligen und weltlichen Dingen bestehenden gegenseitigen Verhältnisse und Verknüpfungen zu erforschen, so dürften wir vielleicht den Charakter des Hindu begreifen. Allen Denjenigen, welche bei ihren Forschungen in das Wesen dieser merkwürdigen Nation besagten Leitfaden vernachlässigen, wird dieselbe stets ein Räthsel bleiben. Abgesehen indeß von diesem wichtigen Grunde, kann man die Bestrebungen, jene Glaubens-Lehren, welche ihren Einfluß auf den Zustand von vierhundert Millionen Menschen, mithin auf mehr als ein Drittel der Gesammt-Bevölkerung der Erde — ausüben, kennen zu lernen, keineswegs für eine Sache kleinlicher Neugierde ansehen. Allein der Wichtigkeit der Sache hält das Dunkel, wovon sie umhüllt ist, die Wage. Denn troß allen Bemühungen mancher gelehrter Europäer, welche uns das indische Pantheon erschlos-

sen haben, tappen wir immer noch in verhältnißmäßiger Finsterniß in dem riesigen Gebäude unter Myriaden Göttern und Göttinnen umher, deren Formen und Attribute wir nur wie durch einen Nebelschleier unterscheiden können. Dennoch aber dürfen wir hoffen, durch Zurücklenkung unserer Aufmerksamkeit auf das früheste Alterthum, und durch eine, wenn auch nur von flüchtigen Lichtblitzen geleitete Beobachtung des Ursprungs und der Fortschritte dieses höchst außerordentlichen Religions-Systems, eine Vorstellung davon zu erlangen, die sich von der Wahrheit nur wenig entfernt.

Unter allen Völkern des Alterthums scheint ein schwacher Begriff von dem einzigen und wahren Gott geherrscht zu haben, ein Begriff, entweder durch Tradition erhalten, oder, was gleich wahrscheinlich ist, durch die Bestrebungen einer vorurtheilsfreien und durch keine Trugschlüsse befangenen oder gefesselten Vernunft erzeugt.

Abraham, dessen Vaterland und Nachkommenschaft bereits in blindes Heidenthum zurückgesunken war, fand in Aegypten und unter den Philistern an der Küste von Palästina einen merkwürdig reinen Theismus. Allein kaum begannen Aegyptens Priester über die große erste Ursache und ihre Operationen auf die Materie zu philosophiren, so verfielen sie in einen Irrthum, welcher einen natürlichen Zauber für den Menschen zu haben scheint, indem dieser zu allen Zeiten und in allen Ländern, von der Priesterschaft zu Memphis bis herab auf Spinoza, eine Neigung dazu gezeigt hat. Dieser Irrthum besteht in Pantheismus, durch welchen die Gottheit mit dem Universum (Weltall) vermengt wird.

Jablonski und Hyde sind der Meinung, — warum? — können wir nicht angeben, daß Abraham's Ruf zu den Ohren der Brahminen gelangt sei. Ihre Vermuthung, daß die Aegypter von diesem großen Patriarchen die Beschneidung erhalten, scheint auf einem noch schwächeren Grunde zu fußen. Indeß verfolgt ersterer mit ziem-

lichem Glück die Ursachen und Fortschritte des Heidenthums. Schon zu Jacob's Zeiten war die große Stadt On oder Helipolis zu Ehren der Sonne[1]) errichtet worden. Die Priesterzahl nahm jetzt bedeutend zu, sie erhielt ausgedehnte Besitzungen zu ihrem Unterhalt, welche ungeschätzt (abgabenfrei) gelassen wurden, eine Bevorzugung, welche Herodot erwähnt[2]). Auch der Thier-Dienst hatte bereits seinen Anfang genommen, weshalb die Aegypter das Fleisch gewisser Thiere nicht genossen. Daher auch ihr Haß gegen fremde Hirten, welche ihr Vieh schlachteten und verzehrten; ob sie gleich selbst Stiere und Kälber, aber keine Kühe opferten[3]). Die Seele war, der Ansicht der aegyptischen Priester zufolge, eine Partikel des göttlichen Aethers, welcher, bewußtlos, Myriaden fühlender Wesen nach einander beseele[4]). Sie verehrten die rohe Materie und die Elemente; und nach Herodot[5]) stellten ihre acht größeren Gottheiten die Elemente, die Sonne, den Mond, den Tag und die Nacht vor, — ein reiner Pantheismus. Diogenes Laertius beschuldigt sie ebenfalls des Pantheismus. Jablonski dagegen behauptet, daß die älteren ägyptischen Philosophen an einen einzigen Gott geglaubt. Dieser unendliche Geist, gleich dem Brahma der Hindus beide Geschlechter in sich vereinend, wurde für ein feines Feuer gehalten und hieß Phtha. Allein die Verehrung dieses Gottes gerieth

---

1) Jablonski, Pantheon Aegyptiacum, tom II. Proleg. pag. X. und XIX. desgl. Hyde (Hist. Reb. Vet. Pers. c. 2.)

2) Herod. II. 168.

3) Herod. II. 168.

4) „An non diceres," sagt Jablonsky, „Spinozam sua ab hisce Aegyptiis mutuatum esse"? tom. I. p. 36.

5) Herod. lib II. cap. 123.

Digitized by Google

nach und nach gänzlich in Verfall. Er hatte in der That in ganz Aegypten nur einen einzigen Tempel, nämlich zu Memphis[1]).

Eben so wie in Aegypten wirrte man in Indien Gottheit und Weltall durcheinander. Die Upanishads oder Lehr-Bücher der Vedas, in denen allein die ursprüngliche Religion der Hindus enthalten ist, prägen ohne Zweifel den Glauben an ein einziges höchstes, das Universum in sich begreifendes Wesen ein; aber sie hatten bereits angefangen, die Gottheit unter verschiedenen Namen anzurufen, ein Verfahren, welches vielleicht unter die ersten Veranlassungen zur Vielgötterei gehörte.

Die angerufenen Gottheiten erscheinen bei einer flüchtigen Durchlesung der Vedas eben so verschiedenartig, als die Urheber der an dieselben gerichteten Gebete; allein den ältesten Anmerkungen nach, womit die heiligen Schriften der Hindostaner versehen sind, lassen sich jene zahlreichen Namen von Personen und Dingen sämmtlich in die Titel von drei Gottheiten und endlich eines Gottes auflösen.

Der Nighantu (das Glossarium) der Vedas schließt mit drei Namens-Verzeichnissen, wovon das erste diejenigen enthält, welche mit Feuer, das zweite, die, welche mit Luft, und das dritte die, welche mit Sonne für Synonyme gelten. Im letzten Theil des Niructa[2]), welcher ausschließlich der Lehre von den Göttern gewidmet ist, wird zweimal versichert, daß es blos drei Gottheiten gebe," Tisra eva devatah." Die fernere Folgerung,

---

1) Panth. Aegypt. tom. I. p. 31 — 52. Ueber Spinoza's Meinungen siehe Buhle, Hist. de la Philos. Mod. tom. III. p. 434 — 563. Bruker, Instit. Hist. Phil. p. 822; Tenneman, Geschichte der Philosophie tom. II., St. 99 — 102.

2) Eine alte Abhandlung über den obsoleten Dialekt, in welchem einige Theile der Vedas abgefaßt sind.

Digitized by Google

daß unter diesen blos ein höchstes Wesen zu verstehen sei, wird durch mehr als eine Seite in dem Veda unterstützt und ist zu Anfange des Inhaltsverzeichnisses zu dem Rig-Veda, gemäß den Bestimmungen des Niructu und des Veda selbst, deutlich und unumwunden ausgesprochen.“ In dieser wichtigen Stelle ist bemerkt, daß es blos drei Gottheiten gebe, nämlich Feuer, Luft und die Sonne, deren Reiche (Aufenthalsorte) die Erde, die Zwischen-Region und der Himmel seien. Sie gelten als die Gottheiten der geheimnißvollen mysteriösen Namen (Bhur, Bhuvah, Swar), getrennt oder einzeln, und (Prajapati), der Herr der Geschöpfe (Urheber der Welt) ist die Gottheit derselben, zusammengenommen oder vereint gedacht. Die Sylbe OM bedeutet jede Gottheit; sie kommt Ihm zu, der in der Höhe thront; sie gehört dem Unendlichen, Allgewaltigen (Brahma), dem höchsten Gott, der alles beherrschenden und beaufsichtigenden Seele an. Dieses geheimnißvolle Wort ist, nach den hindostanischen Text-Auslegern, aus drei Buchstaben, A. U. M., die drei Gottheiten des Trimurti, d. i. der hindostanischen Dreieinigkeit darstellend, zusammengesetzt. Sir William Jones vermuthet, daß der „Große Eine“, welcher durch das Wort OM angedeutet wird, mit dem ON der Aegypter, d. i. der Sonne, in seiner Wesenheit übereinstimme[1]) Nach Menu's Gesetzen ist der Brahmine gehalten, diese heilige Sylbe sowohl zu Anfange als auch am Schluß einer jeden seiner Vorlesungen über die Vedas bei sich herzumurmeln, weil, heißt es, ohne dieses Verfahren nichts lange behalten wird. Noch zuvor aber soll er auf den Halmen von Kusa-Gras (Poa cynosuroides) sitzen, die mit den Spitzen nach Osten gekehrt sein müssen, und dreimal seinen Athem anhalten.

---

1) Jones. Works, vol. III. p. 349, 350.

Digitized by Google

Der Gesetzgeber versichert uns hierauf, „daß Brahma den Buchstaben A, den Buchstaben U und den Buchstaben M, welche dieses dreibuchstäbige einsylbige Wort bilden, aus den drei Vedas gleichsam ausgemolken habe," und fügt etwas weiter unten hinzu, daß diese Sylbe das Sinnbild Gottes, des Herrn der geschaffenen Wesen sei"[1]).

Andre Gottheiten, die den drei obengenannten Regionen angehören, sind Theile der (drei) Götter; denn sie sind verschieden benannt und beschrieben, je nach ihren verschiedenen Verrichtungen, allein in der That giebt es nur einen Gott, die große Seele. Dieser Gott wird die Sonne genannt, denn sie ist die Seele aller Wesen, und der Weise sagt, „die Sonne ist die Seele alles sich Bewegenden und alles Feststehenden (Befestigten)". Andre Gottheiten sind nur Theile von dieser, und dies wird von dem Weisen ausdrücklich gesagt"[2]) u. s. w. Hieraus, so wie aus verschiedenen Texten der hindostanischen Schriften ergiebt sich, nach Colebrooke, daß die alte hindostanische Religion blos einen Gott anerkannte, jedoch das Geschöpf nicht hinreichend vom Schöpfer unterschied.

Unter den Gebeten und Hymnen des Yajur-Veda kommen verschiedne erhabne aber dunkle und regellose, inmitten einer Menge auf Pantheismus deutender vor, worin sich ein sehnsüchtiges Bestreben, die Einheit Gottes einzuprägen, deutlich erkennen läßt. „Feuer ist jene erste Ursache, die Sonne ist eben diese (Grundursache); desgleichen die Luft; desgleichen der Mond, desgleichen jener reine Brahm[3]); desgleichen auch jene

---

1) Chap. II. ver. 74, 77, 84.

2) Colebrooke, on the Vedas", Asiat. Res. vol. VIII. p. 315, etc. Vergleiche Menu, chap. XII. ver. 123.

3) Brahme, oder Brahm, der alleinige unbegreifliche Gott, der durchaus nicht mit Brahme, einem von dem We-

Gewässer, und der Urheber der Geschöpfe. Augenblicke und andre Zeitmaaße gingen von dem glänzenden Wesen aus, das Niemand fassen kann, wie einen wahrnehmbaren Gegenstand, oben, ringsum, oder in der Mitte. Von ihm, dessen Ruhm so groß ist, giebt es kein Bild. Es ist das Wesen, welches verschiedene heilige Dichtungen preisen. Der Gott, welcher alle Regionen durchdringt, der Erstgeborne; welcher im Leibe ist; der Geborne; der noch zu Gebärende; er ist überall und in jedem besondern Wesen. Er, vor welchem nichts geboren war, und der zu allen Dingen wurde; er selbst der Herr der Geschöpfe mit einem aus sechszehn Gliedern bestehenden Leibe, sich durch Schaffen ergötzend, erschuf die drei Lichtquellen, die Sonne, den Mond und das Feuer. Welchem Gott soll-

---

sen, welche die Dreieinigkeit (Trimurti) bilden, verwechselt werden. Man vermuthet allgemein, und Ward behauptet ausdrücklich, daß dem einzigen wahren Gott nur ein Tempel in Indien errichtet worden. Oberst Tod hingegen benachrichtigt uns, daß noch heutiges Tages zu Chetore ein ganzes, sehr großes und kostbares „Brimha", dem Schöpfer, nicht „Brahma' gewidmetes Gebäude existire. Dem Alleinigen (Gott) geweiht und mithin keine Götzenbilder enthaltend, dürfte es gerade aus diesem Grunde der wilden Wuth der Eroberer entgangen sein. Annals of Rajast'han, vol. I. p. 275. Derselbe Verfasser behauptet, daß einst reiner Theismus in Indien geherrscht habe, p 535. Er scheint nachmals den oben erwähnten Tempel aus den Augen zu verlieren, indem er bei Erwähnung der zahlreichen Tempel im Umkreise des Sees Pohkur, sagt: „bei weitem das ansehnlichste Gebäude ist der Tempel des Schöpfers Brimha . . . Dies ist das einzige dem alleinigen Gott gewidmete Tabernakel, wovon ich in Indien je etwas gesehen oder gehört habe". p. 777. Unter Brimha scheint Oberst Tod denjenigen Gott zu verstehen, welcher eigentlich Brahma heißt, der erste der indischen Dreieinigkeit und der Schöpfer des Weltalls; und unter Brahma (einige Autoren schreiben ihn Brahme oder Brahm), das abstracte und unpersönliche göttliche Wesen welchem niemals Tempel errichtet worden zu sein scheinen, und das kein Gegenstand äußerlicher Verehrung, sondern blos frommen Nachdenkens ist.

Digitized by Google

ten wir Opfer bringen, außer ihm, der den flüssigen Himmel (Luft) und die dichte Erde gemacht, und welcher Regentropfen in der Atmosphäre gebildet hat? Welchem Gott sollten wir Opfer bringen, außer ihm, den Himmel und Erde geistig betrachten, während sie durch Opfer befestigt und verschönert und durch die über ihnen aufgehende Sonne erleuchtet werden? Der Weise richtet sein Seelen-Auge auf dieses geheimnißvolle Wesen, in welchem das Universum ewig besteht, die einzige Stütze, worauf es ruht.

„Möge der Weise, der über den Inhalt der Offenbarung nachdenkt, alsbald dieses unsterbliche Wesen, sein geheimnißvolles Dasein und seine verschiednen Wohnungen (Aufenthaltsorte) preisen; Er, der seine drei Zustände (seine Geburt, sein Dasein und seine Zerstörung) kennt, welche in Dunkel gehüllt sind, ist Vater des Vaters. Dieser Brahma, in welchem die Götter Unsterblichkeit erlangen, während sie in der dritten himmlischen Region verweilen, ist unser verehrungswürdiger Vater und die Vorsehung, welche alle Welten regiert"[1]).

In einem andern Theil des Veda, welcher sich mit kühnen Personificirungen beschäftigt, wird die höchste und allgemeine Seele (Weltgeist), eine Hymne zu ihrem eignen Lobe singend eingeführt: „Ich schwebe mit den Rudras mit den Vasus, mit den Adityas und den Viswadeva's einher; Ich halte Sonne und Ocean, das Firmament und das Feuer und beide Aswins aufrecht. Ich trage den Mond, den Vernichter von Feinden, und die Sonne, Twashtri, Pushan, oder Bhaga benannt. Ich verheiße Reichthum dem aufrichtigen Frommen, der die heiligen Gebräuche ausübt, Opfer darbringt, und die Götter befriedigt. Ich bin der König, der Verleiher von Reichthum, ich bin im Besitz des Wissens,

1) Asiatic Researches, vol. VIII. p. 431, 488.

und der erste von denen, welche Verehrung verdienen, ich bin allgemein, allgegenwärtig und durchdringe alle Wesen. Der, welcher durch mich Nahrung genießt, so wie der, welcher durch mich sieht, athmet oder hört, aber mich nicht kennt, ist verloren. Vernehmet also den Glauben, welchen ich verkünde. Ich selbst, den Götter und Menschen verehren, erkläre dieses: — „Ich mache den stark, der mir gefällt, Ich mache ihn zum Brahma, heilig und weise. Für Rudra spanne ich den Bogen, um den Dämon, den Feind Brahma's zu erschlagen; dem Volke helfe ich seine Feinde bekriegen. Ich trug den Vater auf dem Haupte dieses Universal-Geistes; und mein Ursprung ist in der Mitte des Oceans; und daher durchdringe ich alle Wesen und berühre den Himmel mit meiner Gestalt. Aller Wesen Urheber, gehe ich gleich dem Winde vorüber; ich bin über diesem Himmel, jenseits dieser Erde; und was der Große Eine ist, das bin ich"[1]).

Diese Lehre, welche, mag sie nun aus Indien stammen oder nicht, stets in Europa ihre Vertheidiger gefunden hat, ist von Pope mit großem Glück in einige Zeilen zusammen gedrängt worden[2]).

Die in Pope's Gedicht enthaltene Theorie drückt die Gedanken und den Glauben der Hindus über den fraglichen Gegenstand so anschaulich und faßlich aus, daß, als man es an den Ufern des Ganges einem gelehrten Brahminen, Namens Gopola, vorlas, dieser voll Verwunderung von seinem Sitze aufsprang, sich eine Abschrift davon erbat, und erklärte, der Verfasser müsse ein Hindu gewesen sein[3]).

---

1) Asiatic Researches, vol. VIII. p. 303.

2) Siehe Pope's Essay on Man, book. I. ver. 244 – 257.

3) Ward, View of the History, etc. of the Hindoos, vol. I. Introd. p. LVII.

Dergestalt sehen wir deutlich, daß nach der alten Religion der Hindostaner die Materie und sämmtliche Erscheinungen des sichtbaren Universums in der Gottheit, der Seele sowohl der Welt als der Menschen, wurzelt.

Die Götter, so wie das Universum, die Elemente und alle erschaffenen Wesen sind blose Emanationen (Ausflüsse) aus dem Großen Einen, in welchen, nachdem sie eine Zeitlang gleich Schatten auf dem Theater dieser unsubstantiellen Welt ihre Rollen gespielt, alle wieder übergehen und sich verlieren. Allein, wenn jedes existirende Ding blos eine Emanation von Gott, eine sichtbare Aeußerung (Offenbarung) des unsichtbaren Wesens, kurz eine Form der Gottheit selbst ist, wäre es dann wohl eine Sünde, Wasser, Feuer, Luft und Erde als Gegenstände der Verehrung aufzustellen?

Ist nicht der Sitz des Jupiter, Meer, Erde, Luft, der Himmel und die Tugend; Wo sollte man noch sonst die Gottheit suchen? Wo wir nur wandeln, was wir uur sehen, ist Jupiter"[1]).

In dem Commentar über einen Veda von Mahamulli oder dem großen Muni heißt es:

„Was frei ist von aller Lust und Begier, das ist der Mächtige. Er allein — kein größerer ist als Er — Brahm, in jedem Theile des Raumes gegenwärtig, — Seine Allwissenheit ist von eigener Eingebung, und sein Begriff begreift jeden andern. Von allen viel begreifenden Eigenschaften ist die Allwissenheit die größte. — Für sie giebt es keine dreifache Art des Seins, nämlich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, — sie ist von allen unabhängig".

„Du, heißt es an einer andern Stelle, o Gott! bist das wahre, ewig selige, unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume, Deine Weisheit erkennt tausend und

---

1) Cato's Worte im Lucan.

aber tausend Gesetze und doch handelst Du allezeit frei und zu Deiner Ehre. Du warst vor Allem, was wir verehren. Dir sei Lob und Anbetung. Du allein bist der wahrhafte Bhagavan (Selige), Du das Wesen aller Gesetze, das Bild aller Weisheit, der ganzen Welt gegenwärtig, trägst Du alle Dinge: Sonne, Aether, Brahma, Najarena, (der Wasserbewegende) und Rudra; diese Götter sind menschliche Vorstellungen und gedachte Personen".

Paulinus hat die übrigen erhabnen Eigenschaften des Urwesens aller Dinge gesammelt, und Jones hat sie in den ersten Stanzen einer trefflichen Hymne nachher verfaßt, wovon wir dem Leser hier einige nach Kleuker's Uebersetzung mittheilen.

Hymne.

1.

Geist der Geister, der durch jeden Raum
Und durch die endlose Zeit sich verbreitend
Ueber alle Schranken des emporkämpfenden Gedankens erhaben
Dem Aufruhr befahlst, zur schönen Ordnung zu werden.
Ehe Himmel waren, warst Du,
Ehe Sphären unter und über uns rollten.
Ehe die Erde im himmlischen Aether schwamm.
Warst Du allein, bis durch Deine geheime Liebe
Das, was nicht war, zum Werden sprang
Und dankvoll Lob Dir sang.
Was trieb Dich an, zu äußern Deine Macht?
Güte, ohne Grenzen! Welch glänzend Licht
Lenkte Deine Kraft? Weisheit ohne Maaß!
Was zeigte sich zuerst? O leite meinen Geist,
O hebe ihn aus dieser schweren Tiefe,
Durch Deine Kraft entzückt,
Damit er furchtlos streb' empor auf feur'gen Schwingen
Denn Du, Du weißt allein, Du kannst allein begeistern.

2.

Gehüllt in Schatten ew'ger Einsamkeit,
Ein undurchdringliches Dunkel des dichtesten Lichts,
Undurchdringlich, unzugänglich, unermeßlich;
Eh' Geister waren eingehaucht, Gestalten ausgebreitet,
Sah Brahm nur seinen Geist;
Wie sterbliche Augen, (um Endliches zu vergleichen
Mit Unendlichem) in lichte Spiegel schauen.
Auf seinen Blick entsprang schnell ein höchst schönes Bild
Zum Wesen, unendlich glanzvoll, zu
Verdunkeln funfzig Sonnen.
Ursprünglich war der Göttin Name Maja [1]),
Die ihrem Vater, entflammt von göttlicher Liebe,
Ein Kästchen gab, reicher Ideen voll
Woraus er bildete dies höhere Weltall.
Denn, wie der Allmächtige wollte
Schaffen zahllose Welten,
Wandelt seine Einheit in tausend Gestalten,
Indeß die frohe Schöpfung lacht, die zeugende Natur sich freut.

3.

Zuerst gebot ein allvermögend, alldurchdringend Wort,
Daß Wasser flössen, und die Wasser flossen,
Zu ihrer Wohnung, ohne Maaß sich hebend,
Ergießend sich in reicher Meng, und Tiefe
Hinauf, herab, ringsum;
Nun kam der Urwind auf die ungeheure Masse,
Sanft wehend, bis empor stieg eine ungeheure Blase.
Geschaffne Wesen solchen Glanz nicht zeigen, noch kennt
Die Erde solche Schönheit.
Hoch über den kämpfenden Wogen tanzt es erhaben,
Bis aus seiner berstenden Schale eine blaue Gestalt

1) Göttin der Einbildungskraft.

Digitized by Google

In lieblicher Pracht über die Tiefe hinwallte,
Als der Wesen Glänzendstes, der Großen Größtes,
Das nicht wie Sterbliche hingiebt
Sein Auge dem feuchten Schlafe
Das in himmlischen Gedanken vertieft auf dem Lotus liegt,
Dessen Blume entsprang, als es ihn berührte, und goldne Strahlen warf.

Die letzte Strophe enthält übrigens eine Anspielung auf die Schöpfung der Erde, und Niemand dürfte darin die große Aehnlichkeit mit der mosaischen Schöpfungs-Geschichte verkennen.

So beschaffen waren die Begriffe, welche nothwendiger Weise aus dem ursprünglichen Glauben hervorgingen, der, wie erhaben und wie fromm in seinem Endzweck er auch immer sein mochte, doch in keinerlei Hinsicht von dem neueren Pantheismus (Vielgötterei) verschieden war, welcher zur Verehrung der Elemente führte.

Diese Modificirung des ursprüglichen Systems, wucherte bereits zur Zeit der Abfassung der Vedas, die nach dem Urtheil vieler gelehrter Schriftsteller nicht viel neuer sind, als der Pentateuch, (die 5 Bücher Mosis)[1]; denn jene religiösen Rhapsodien sind mit Hymnen an das Wasser, das Feuer u. s. w. angefüllt.

Unter allen Elementen gilt das Wasser, woraus das Universum hervorgegangen sein soll, den Hindus für das heiligste. An dasselbe richtet der Brahmine, sobald er sich kurz nach Tages-Anbruch gebadet hat, sein Gebet.

„O Gewässer"! sagt er: „die ihr Wohlbehagen gebt, gewährt uns gegenwärtige Glückseligkeit, und den entzückenden Anblick des höchsten Gottes. Gleich zärtlichen Müttern wollet ihr uns eures wohlthätigen Wesens theil-

---

1) Siehe Colebrooke, in the Asiatic Researches, vol. VIII, p. 489 etc.

Digitized by Google

haftig machen. Wir wurden durch euer Wesen befriedigt, womit ihr das Universum befriedigt. Gewässer! gewährt uns unsre Bitte"! Oder, wie der dritte Text nach einer andern Erklärung lautet: — „Mit Sehnsucht nahen wir uns eurem Wesen, welches die allgemeine Wohnstätte trägt. Gewässer! erhöret unser Flehen". In dem Agni-Purani finden hinsichtlich der Waschungen andre Vorschriften stat: — „In der Dämmerung richtet man sein Gebet in eifriger Andacht an das Wasser und vollbringt eine Waschung, indem man Wasser auf seinen Scheitel, auf die Erde, gegen den Himmel; noch einmal gegen den Himmel, auf die Erde und auf seinen Scheitel und zuletzt noch einmal auf die Erde spritzt"[1]).

Unter den früheren griechischen Philosophen, vorzüglich denen der jonischen Schule, galt das Wasser als das vornehmste Prinzip (Urstoff) aller Dinge, jedoch ließen sie den Geist oder Verstand das Weltall aus diesem Ur-Element erschaffen. Die Materie wurde daher von den Heiden des Westens für ewig betrachtet; und die Hindus, der Lehre ihrer Vedas folgend, nehmen diese Meinung an[2]). In der That konnten sie, bei dem Glauben, daß die Materie eine Emanation von Gott, eine sichtbare Form seines Wesens sei, nicht anders verfahren.

Feuer, das wirksamste, das furchtbarste und zu gleicher Zeit das flüchtigste (feinste) unter den Elementen, erhielt frühzeitig einen ausgezeichneten Platz in dem hindostanischen Pantheon.

Agni, der über dieses Element gebietende Gott, wird als ein corpulenter Mann auf einer Ziege reitend dargestellt. Seine Haare, Bart, Augenbrauen und Augen gleichen in Farbe polirtem Kupfer, seine

---

1) Asiatic Research. vol. V. p. 347.

2) Ward, vol. I. Intr. p. 83, 84.

Digitized by Google

Brust hat die Farbe des Frühroths, (Morgenhimmels); er hält einen Speer in seiner rechten Hand, einen Perlmutter-Stab in seiner linken; und von seinem Körper gehen tausend Ströme des Ruhmes aus. Er hat weder Tempel noch Bilder, wird aber in den täglichen Ceremonien der Brahminen verehrt, und ein ewiges Feuer, gleich dem der Vesta, wird ihm zu Ehren unterhalten. „Es scheint, „sagt Ward," keine den Vestalischen Jungfrauen gleichende weibliche Priester-Caste unter den Hindus zu geben; indeß wachen manche hindostanische Frauen behufs der Erfüllung eines Gelübdes, während der Mond völlig dunkel ist, vier und zwanzig Stunden über einer durch gereinigte Butter ernährten Lampe und hindern ihr Verlöschen bis zu der Zeit, wo Neumond eintritt" [1]). Folgendes Gebet, welches der gläubige Hindu an den Gott Agni richtet, ist in dem Yajur-Veda enthalten.

„Um Reichthum und Weisheit flehe ich zu diesem wundervollen Herrn des Altars, dem Freunde Indra's dem wünschenswerthen (Feuer); möge dieses Opfer wirksam sein. O Feuer! mache mich diesen Tag weise, vermöge der Weisheit, welche die Götter und die Väter verehren; möge dieses Opfer wirksam sein. Möge mir Varuna Wissen verleihen, möge Feuer und Prajapati mich mit Weisheit erleuchten, mögen Indra und Luft mir Kenntnisse geben; möge die Vorsehung mir Verstand ertheilen; sei dieses Opfer von glücklichem Erfolg (glücklich dargebracht)! mögen der Priester und Soldat beide mein Glück theilen, mögen mir die Götter das höchste Glück verleihen. Dir, der du dieses Glück bist, sei dieses Opfer wirksam dargebracht" [2]).

---

1) Ward, vol. I. Intr. p. 83, 84.

2) Asiatic Researches, vol. VIII. p. 433, 434.

Digitized by Google

Nach den Bemerkungen des Abbé Dubois, den man über diesen Gegenstand mit Vortheil zu Rathe ziehen kann, ging die Verehrung der Erde der des Wassers voraus.

„Die Erde," sagt er, „ist das Element, aus welchem die sämmtlichen dem Menschen nöthigsten Erzeugnisse hervorgehen. Aus ihrem Schooße entsprießen Getraide und Pflanzen, die zu seiner Nahrung dienen, sie ist die allgemeine Mutter aller lebenden Geschöpfe, sie ist daher die erste unter den Gottheiten; sie ist Brahma. Allein ohne den befruchtenden Einfluß des Regens und des Thaues würden in einem heißen und wasserlosen Lande die Arbeiten des Landmanns vergeblich sein, und der Boden, statt so üppig und reich, wie jetzt, würde kahl und öde werden. Wasser ist der große Erhalter alles dessen, was die Erde hervorbringt, oder was mit dem Lebenskeim begabt ist. Wasser mit allen seinen wohlthätigen Eigenschaften ist daher die zweite Gottheit der Hindus geworden und wird als Vischnu verehrt. Allein was vermöchte die träge Erde, selbst mit Hülfe des an sich so kalten und unwirthbaren Wassers, durch diese unfruchtbare Vereinigung zu bewirken, hätte sich nicht das Feuer, das Wärme-Prinzip zu ihnen gesellt, um die Masse zu Leben und Thätigkeit anzuregen? Ohne dieses belebende Element würden die erstarrten Pflanzen nie ihren bunten Farbenschmuck entfaltet, nie die Reife erlangt haben, die sie erlangen müssen, um ein passendes Nahrungs-Mittel für den Menschen zu bilden. Allein Feuer kräftigt nicht blos die ganze belebte Natur, entwickelt nicht nur jedes Ding zu seiner höchsten Vollkommenheit, sondern beschleunigt auch Auflösung und Verfall — ein eben so nothwendiger Prozeß, weil die Natur sich durch Verderbniß erneut und frische Keime treibt. Feuer hat also eben so viel beigetragen, als die übrigen Elemente, und verdient im gleichen Grade die allgemeine Anbetung und

Digitized by Google

Verehrung, welche ihm unter dem Titel Siva zu Theil werden" [1]).

Derselbe Schriftsteller bemerkt, daß in alten Zeiten der Verehrung und Anbetung der Elemente unter den Hindus höchst wahrscheinlich Tempel, die für ihren Dienst errichtet worden, geweiht gewesen wären, indeß hat er nirgends Ueberreste von dergleichen heiligen Gebäuden finden können.

Nach Abraham Roger indeß hat noch zu desselben Zeit in einem an die Küste Koromandel grenzenden Distrikt ein zu Ehren der fünf Elemente errichteter Tempel gestanden. Ueberdies findet man noch heutiges Tages zu Benares mehrere kleine Gebäude zu Ehren des Feuers, wo eine nie verlöschende Flamme unterhalten wird, man kann sie als eben so viele diesem Element geweihete Kapellen betrachten. Das dem Menu zugeschriebne Gesetzbuch spielt häufig auf die Verehrung des Feuers an, welches in späteren Zeiten, wie wir sogleich sehen werden, gemeiniglich mit Siva vermengt wurde.

Nach der Verehrung und Anbetung der Elemente folgt die der Sterne, welche unter allen Formen des Heidenthums vielleicht den wenigsten Tadel verdient und die natürlichste ist. Denn dem rohen unbevormundeten Auge konnte wohl das Sternen-Heer, gekleidet in jene sanfte ruhige Schönheit, wodurch sich eine orientalische Nacht auszeichnet, von einem göttlichen Prinzip beseelt und mit Bewußtsein und Macht, von seinem Throne unvergänglichen Glanzes in der Höhe aus auf den hinfälligen Serblichen Einfluß zu üben, begabt erscheinen. Es liegt, wie alle der stillen Betrachtung ergebne Gemüther oft gefühlt haben müssen, eine religiöse Weihe und Schönheit

---

1) Dubois, Description of the Manners, etc. of the Hindoos, p. 375, 376.

2) Die Verehrung der Planeten, welche in der früheren Religion der Aegypter einen bemerkenswerthen Zug bildete, ge-

in der Nacht, welche, in Ermangelung einer reineren Religion, leicht zur Abgötterei Veranlassung gegeben haben dürfte; dergleichen Gefühle, welche in der ungebildeten ununterrichteten Seele zu einer solchen Zeit entstehen, hat einer von den Verfassern der Vedas in einer Hymne an die Nacht folgender Gestalt verkörpert: —

„Es naht die Nacht, erleuchtet mit Sternen und Planeten, sie blickt nach allen Seiten mit zahllosen Augen und überwältigt alle schwächern Lichter. Die unsterbliche Göttin durchwandert das Firmament, verschleiert die tiefen Thäler und Gebüsche, die hohen Berge und die Bäume, bald aber vernichtet sie das Dunkel durch himmlischen Glanz. Indem sie, heller werdend, stets vorwärts schreitet, ruft sie endlich ihre Schwester den Morgen zurück, und die nächtlichen Schatten schwinden allmälig. Möge sie zu dieser Zeit genädig sein! Sie, unter deren früher Wacht wir friedlich in unsern Wohnungen schlummern, wie Vögel auf den Bäumen ruhen. Die Menschen schlafen jetzt in ihren Städten, die Heerden schlummern weit und breit, so auch die geflügelten Geschöpfe, selbst schnelle Falken und Geier. O Nacht! wende von uns ab die Wölfin und den Wolf, und laß uns dich in süßer Ruh durchschlummern.

„O Morgen! verscheuche zur rechten Zeit dieses schwarze und doch sichtbare, Alles überschattende Dunkel, welches mich gegenwärtig umschleiert, so wie du mich befähigst, die Wolke von meinen Augen zu entfernen. Tochter des Himmels! ich nahe dir mit Gebet, wie die Kuh sich ihrem Melker nähert. Empfange O Nacht nicht blos meinen Lobgesang sondern auch das Opfer deines dich anbe-

---

rieth im Verlauf der Zeit außer Gebrauch. Jablonski tom. I. p. II. p. 126. Siehe eben daselbst p. 135, über die seltsamen Hirngespinste der Alten hinsichtlich der Farbe der Planeten.

tenden Verehrers, der dich um Sieg über seine Feinde anfleht"[1]).

Unter den Himmelskörpern aber behauptet die Sonne, von den Alten als die große, Alles durchdringende Seele des Universums betrachtet, den ausgezeichnetsten Platz. An diesen großen Lichtquell, oder vielleicht an den Gott, der nach ihrer Meinung darüber herrschte und seinen Sitz darin hatte, ist der Gayatri oder „heiligste Text" der Vedas gerichtet.

Laßt uns nachdenken über das anbetungswürdige Licht des göttlichen Herrschers: möge es unsern Verstand leiten[2]). Nach einem andern Texte der heiligen Bücher, der, wie Jones meint, den Gayatri zu erläutern scheint, ist dieser „heilige Text" nicht an die Sonne, sondern an die Gottheit gerichtet.

„Was Sonne und Licht dieser sichtbaren Welt sind, das ist das höchste Gut und die Wahrheit dem geistigen, mit Vernunft begabten und sichtbaren Universum; und so wie unsre Augen von der Sonne erleuchtete Gegenstände deutlich wahrnehmen, so erlangen unsre Seelen durch Nachdenken über das Licht der Wahrheit, welches von dem Wesen der Wesen ausfließt, gewisse Kenntnisse, und dies ist das Licht, welches allein unsern Geist auf dem Pfade zur Tugend und Schönheit leiten kann.

Derselbe Schriftsteller vermuthet, daß nicht blos Krischna[3]) sondern auch die drei Gottheiten des Trimurti (Dreifaltigkeit) mit der Sonne einerlei waren.

---

1) Extracts from the Vedas, Works of Sir William Jones, vol. XVII. p. 380, 381.

2) Mr. Colebrooke, Asiat. Res. VIII. p. 400; vergleiche Ram. Mohun. Roy, on divine worship by means of the Gayatri, in seiner Translation of several principal books etc. of the Vedas, p. 109–118.

3) Extracts from the Vedas, Works of Sir William Jones, vol. XIII. p. 367.

„Ich neige in der That zu dem Glauben, daß nicht allein Krischna oder Vischnu, sondern selbst Brahma und Siva, vereinigt gedacht und durch das mystische Wort On bezeichnet, nach der Bestimmung der ersten Götzenverehrer, das Sonnen-Feuer darstellen sollten; Phöbus aber, oder die Sonnenscheibe, personificirt (als Person gedacht), wird von den Hindus als der Gott Surya verehrt, daher diejenigen Sektirer, welche ihm besondre Verehrung zollen, Sauras heißen. Die hindostanischen Dichter und Maler lassen seinen Wagen von sieben grünen Rossen ziehen, welchem Aruna oder die Morgendämmerung, die Lenkerin der Rosse vorausgeht und tausend Genien anbetend und lobpreisend folgen [1]). Um die Wahrheit zu sagen: die Vedas selbst sind voll von Widersprüchen und unzusammenhängenden Erklärungen über diesen Punkt; denn bald scheinen sie zwischen der Gottheit und ihrem großen sichtbaren Diener (Sonne) zu unterscheiden, bald vermengen sie beide völlig mit einander.

„Das Schluß-Gebet ist beigefügt, um die verschiednen Offenbarungen jenes Lichtes, welches die Sonne selbst ist, zu zeigen. Es ist Brahma, die höchste Seele. Die Sonne, sagt Yajnyawalkya, ist Brahma; dies ist eine ausgemachte Wahrheit, enthüllt in den heiligen Upanishads und in verschiednen Sakhas (Abschnitten) der Vedas. So auch der Bhavishya-Purana, wo es von der Sonne heißt: „Weil niemand größer ist, gewesen ist und sein wird, als sie, so wird sie als die höchste Seele (höchster Geist) in allen Vedas gepriesen'' [2]).

Ungeachtet dieser übertriebnen Begriffe von der Macht der Sonne, geht in dem gegenwärtigen Ritual der Brahminen die Verehrung des Wassers dem Sonnen-Dienst

1) Asiatic Researches, vol. I. p. 262.

2) Asiatic Research., vol. V. p. 352.

voraus. Allein nachdem das Urelement gehöriger Maßen gepriesen worden, schreitet der Brahmine sofort zur Anbetung der Sonne, wobei er auf einem Fuße steht und den andern an den Knöchel oder die Ferse stemmt. In dieser Stellung, das Gesicht nach Osten gekehrt, und die Hand in hohler Form offen vor sich hinhaltend, murmelt er unvernehmlich folgendes Gebet her.

„Die Strahlen des Lichtes kündigen die glänzende feurige Sonne an, welche schön aufgeht, das Weltall zu erleuchten. Wundervoll steigt sie empor, das Auge der Sonne, des Wassers und des Feuers, der Inbegriff aller Götter; sie umwebt Himmel, Erde und Dunstkreis mit ihrem Licht-Netz; sie ist die Seele von Allem, was feststeht oder sich fortbewegt. Dieses höchst wohlthätige Auge erhebt sich rein im Osten; mögen wir es hundert Jahre sehen, mögen wir hundert Jahre leben, mögen wir hundert Jahre hören, möge die göttliche Macht uns erhalten, schauend den Himmel über der Region der Finsterniß, mögen wir uns der Gottheit nähern, dem glänzendsten Licht-Quell!

Wir fügen auch folgendes Gebet hinzu: — „Du bist selbstständig (bestehst durch dich selbst), du bist der herrlichste Strahl, du verleihest Glanz, gewähre solchen auch mir"[1])! Die Verehrung dieser Gottheit (der Sonne) findet vorzüglich Sonntags, bei Sonnen-Aufgang, im Monat Magha statt. Diejenigen, welche die Sonne zu ihrer Schutz-Gottheit wählen, heißen Sauras, sie essen nie eher, als bis sie ihre Gebete an die Sonne gerichtet, und fasten, wenn sie ganz mit Wolken bedeckt ist. Unter die zahlreichen Benennungen dieser Gottheit gehören z. B. Dyumani, „Edelstein des Himmels;" Tarani, „Retter, Erhalter;" Grahapati, „Herr der Sterne;" und Mitra, „Freund," das ist Freund der Wasserlilie,

---

1) Ebendas. p. 355.

die sich bei Sonnen-Aufgang öffnet, und bei Sonnen-Untergang wieder schließt[1]).

Allein außer der Sonne, werden alle andre Himmelskörper verehrt. — Die Planeten, die Sternbilder, die Zeichen des Thierkreises, die Sterne im allgemeinen, und insbesondre der Stern Canopus, welcher bei den Hindus „der Weise" heißt.

Von dieser ungeheuern Sternen-Schaar werden einige während der Feste der übrigen Götter, andre besonders verehrt. Die Verehrung der Stern-Bilder findet vorzüglich bei der Geburt von Kindern und bei der Wiederkehr ihres Geburtstags statt.

Der Hindu glaubt, daß sein Schicksal durch den Einfluß der Sterne geregelt werde. Oft tritt daher der Fall ein, daß sich Solche, die unter einem bösen Stern geboren worden, der Traurigkeit und Verzweiflung überlassen, indem sie es für vergeblich halten, über eine Existenz zu wachen, an die so schlimme Vorbedeutungen geknüpft sind [2]).

Diejenigen Planeten, welchen man während der großen Feste stets ein kleines Opfer darbringt, werden von den Kranken oder Unglücklichen besonders verehrt. Die Ceremonien, die nämlichen, wie bei andern Gelegenheiten, enden mit einem Feueropfer für jeden der neun Planeten. Die Gaben, welche die Gebete an die verschiednen Planeten begleiten, sind verschieden; der Sonne wird eine melkende Kuh; dem Monde, welcher in der Mythologie der Hindostaner männlichen Geschlechts ist, und den das Bild eines weißen, von zehn Rossen gezognen, oder auf einer Wasser-Lilie sitzenden Mannes darstellt, eine Muschel [3]); dem

---

1) Ward, vol. III. p. 32—35.

2) Ward, p. 62, 63.

3) Ward, vol. III. p. 64. Bei den alten Aegyptern war der Mond ebenfalls eine männliche Gottheit. Jablonski Proleg. tom. II. p. XL. Creuzer (Religions de l'Ant., llib. IV. cap.

*

Mars ein Stier; dem Merkur ein Stückchen Gold; dem Jupiter, ein Stück Zeug; der Venus ein Roß; dem Saturn eine schwarze Kuh; dem Rahu, ein Stück Eisen; und dem Ketu, eine Ziege dargebracht. Der diensthuende Brahmine legt Kleider von verschiednen Farben an und opfert verschiedne Arten Blumen, indem er von der Verehrung eines Planeten zu der eines andern übergeht. Zu diesen Gottheiten muß auch Indra gezählt werden, „die Gottheit mit tausend Augen," eine Personificirung des sichtbaren Himmels. Dieser Gottheit zu Ehren wird alljährlich am vierzehnten des Mond-Monates Bhadra ein Fest unter Gesang, Musik und Tanz gefeiert. Die Mehrzahl ihrer Verehrer besteht in Weibern Am Tage des Festes wird, nachdem man dem Gott vierzehn Frucht-Arten dargebracht hat, der rechte Arm jedes männlichen Verehrers und der linke jedes weiblichen mit einigen Halmen Durva-Gras (Agrostis linearis) umwunden. In Indra's Himmel sind alle Säulen, in Anspielung auf die nächtliche Schönheit des Firmaments aus Diamanten zusammengesetzt, während die Paläste mit ihren Sesseln und Otomannen aus gediegnem Gold bestehen. Das Ganze ist so reich mit allen kostbaren Stein-Arten, z. B. Jaspis, Opal, Chrysolit, Topas, Sapphir und Smaragd geschmückt, daß sein Schimmer den vereinten Glanz von zwölf Sonnen überstrahlt. Unter dem gewölbten, mit goldnen Flammen (Feuer) verbrämten Dach sind zahllose Wälder und Gärten, reich an Blumen, deren Wohlgerüche alle Himmel erfüllen. —

3.) Hat mit großem Fleiß zerstreute Notizen der Alten über die Verehrung des Gottes Lunus gesammelt, welche in ganz Kleinasien, Albanien, und selbst in Syrien herrschte. Er wurde auf den Münzen der asiatischen Städte als ein junger Mann, auf dem Kopfe eine phrygische Mütze, oder einen Halbmond auf der Stirn tragend dargestellt. Seine Verehrung bestand zur Zeit Caracalla's zu Carrhae in Mesopotamien. Spartian in Carac. cap. 6, 7.

„Die Winde führen die balsamische Luft
Durch Himmel, Erde und die Sternen-Bahn"[1]).

Dieser Himmel ist der Wohnort von Göttern und Weisen, die fortwährend mit Musik, Tanz und Gesang, und jeder Art von Wonne und Vergnügen unterhalten werden [2]).

Noch vor der Religion der Brahminen und gleichzeitig mit der ursprünglichen Verehrung der Elemente, Planeten und Sternen-Bilder herrschte eine besondre Form von Aberglauben, den man den Dämonen- (Geister-) Dienst nennen könnte. „Die Anbetung von Luft-Geistern," sagt Ward „wird durch die Hinneigung des Menschen zu abergläubischer Furcht in Bezug auf unsichtbare Wesen, und dem in den hindostanischen Schriften zu findenden Begriff gemäß, daß jede Form beseelter Existenz ihre darüber waltende Titular-Gottheit habe, leicht erklärlich. Dies scheinen die ersten in Indien verehrten Götter gewesen zu sein, wiewohl ein solches mythologisches System nicht die mindesten Aufschlüsse über die Existenz und Regierung des Weltalls gewähren konnte; es ließ den Menschen über diesen gewaltigen Vorgang in völliger Unwissenheit, und daher mögen sich wohl die spätern hindostanischen Theologen veranlaßt gefühlt haben, drei neue Gottheiten unter dem Charakter des Schöpfers, des Erhalters und des Zerstörers: — Brahma, Vischnu und Siva hinzuzufügen [3]).

Spuren dieses seltsamen Systems lassen sich in den wildern und entlegnern Theilen des Dekkan immer noch entdecken. Die Telinga Banijigaru, welche für reine Sudras ausgegeben und unter den Verehrern Vischnu's

---

1) Ilias, lib. XIV. ver. 199, 200.

2) Ward, vol. III. p. 29, 30.

3 Ward, vol. I. I. Introd. p. 73.

aufgezählt werden, setzen wenig Glauben in die brahminische Lehre; denn in Fällen von Gefahr kehren sie unabänderlich zu ihrem ursprünglichen Aberglauben zurück und bringen verschiednen verderblichen Geistern blutige Opfer dar. Oeffentlich stellen sich die Brahminen, als verabscheueten sie diesen Götzendienst und bezeichnen alle diese Götter des gemeinen Haufens mit dem Namen Saktis, „böse Geister oder Diener Siva's." Sie weigern sich, ihnen als Pujaris (d. ist Priester) zu dienen oder in ihren Tempeln zu opfern. „Allein, unter dem Einfluß des Aberglaubens stehend, senden sie in Krankheiten, ob sie gleich die Sache verdammen, gelegentlich diesen Gottheiten ein kleines Frucht- oder Geld-Opfer, wohl aber schämen sie sich, dies öffentlich zu thun; das Geschenk wird gemeiniglich durch ein Kind übersendet, von dem man glauben kann, es habe das Opfer aus Versehen dargebracht. Die kleinen Tempel dieses Gottes sind sehr zahlreich, und die Pujaris gehören im allgemeinen zu den unreinen Casten. Ich bin in der That geneigt, zu glauben, daß sie die Geister, die ursprünglichen Götter des Landes, und daß die genannten unreinen Casten die Ueberreste der rohen Stämme, welche das Land vor dem Ursprung der Brahminen inne hatten, oder andre Sekten sind, welche verwickeltere und dem Priesterthum günstigere Religions-Formen einführten [1]).

Die Coramas, ein andrer Stamm im Dekkan, hat nie das brahminische Glaubensbekenntniß angenommen. Sie haben weder Priester noch einen heiligen Orden. Zur Zeit der Noth flehen sie hauptsächlich zu Vencati Ramana, dem Tripat'hi Vischnu, welchem sie kleine Geld-Opfer geloben. Im Herzen ihrer Wälder und Haine opfern sie häufig dem Muni, einer männlichen Gottheit, Siva's vermeintlichem Diener, man-

---

1) Buchanan, Journey through Mysore, etc. vol. I. p. 252, 243.

cherlei Thiere. Sie besitzen weder, noch verehren sie Bilder. Einmal aller zwei oder drei Jahre veranstalten die Coramas eines Dorfes unter sich selbst eine Sammlung und kaufen einen kupfernen Topf, in welchen sie fünf Zweige der Melia azadirachta und eine Kokosnuß stekken. Hierauf bedecken sie ihn mit Blumen, und besprengen ihn mit Sandelholzwasser. So wird er auf drei Tage in eine temporäre Hütte gestellt, und diese ganze Zeit bringt das Volk mit Schmausen und Trinken zu, und opfert Siva's Tochter, Namen's Marima, Lämmer und Geflügel. Nach Ablauf der drei Tage werfen sie den Topf ins Wasser[1]).

Unter den Palliwanlu, welche dem bösen Geiste Mutialima, einer von den weiblichen zerstörenden Mächten, die man (wie oben gesagt worden), mit dem allgemeinen Namen Saktis bezeichnet, Tempel errichtet haben, bestehen die blutigen Opfer darin, daß man dem ausgewählten Thiere vor dem Eingange des Tempels den Kopf abhaut und die Gottheit bittet, sich die dargebrachte Gabe gefallen zu lassen. Hierbei ist von keinem Altar, und von keinem Besprützen des Götterbildes mit Blut die Rede; das geschlachtete Thier dient den Verehrern als Festspeise. Die in diesen Tempeln angestellten Priester, welche keine Brahminen sind, können weder lesen noch schreiben, aber ihr Amt ist erblich.

Die Woddaru, ein Telinga-Stamm, welche Kanäle ausstechen, Brunnen und Teiche graben und Straßen bauen, sind ebenfalls Verehrer der Saktis. Das Bild ihrer Gottheit Yellama tragen sie auf ihren Wanderungen stets mit sich herum, und feiern jährlich ihr zu Ehren ein dreitägiges Fest. Während desselben wird das Bild in eine temporäre Capelle gestellt, und einer vom

---

1 Buchanan, Journey through Mysore, etc, vol. I. p. 250.

2) Derselbe, vol. I. p. 262, 312, 315.

Stamme versieht das Priester-Amt. Gaben, bestehend in Branntwein, Palmenwein, Reis und Blumen, werden der Göttin dargebracht, und blutige Opfer finden vor der Capelle statt. Das Fleisch der Schlachtopfer wird aber nicht gegessen.

Die Morasu, ein andrer Stamm der Telinga-Nation, wie behauptet wird, der Sudra-Caste angehörig, opfern ebenfalls einem der Saktis, Namens Kala Bhairava, was schwarzer Hund bedeutet Der Tempel der Sekte befindet sich zu Sitibutta, unweit Calanore. Das Heiligthum ist sehr dunkel. Die Bekenner werden blos bis an die Thür gelassen und haben daher keine genaue Vorstellung von dem Bilde [1]); indeß soll es einen Mann zu Pferde darstellen. Die geschlachteten Thiere werden von der Sekte verzehrt, aber der Priester nimmt niemals Theil an dem Feste. Diesem Gott wird ein höchst seltsames Opfer dargebracht. Wenn ein junges Weib mehrere Kinder geboren hat, und befürchtet, daß der zürnende Gott sie eines ihrer Sprößlinge berauben möchte, so begiebt sie sich zum Tempel, schneidet sich zwei Finger von der rechten Hand ab und opfert sie dem Gott zur Besänftigung seines Zorns. Die Morasu opfern den übrigen weiblichen Saktis, aber beten weder zu Vischnu, noch zu Siva, noch haben sie Priester [2]). Ein Purohita oder Familien-Priester von einem andern Stamme besorgt das Ehe-Ceremoniell und verrichtet die heiligen Gebräuche bei den jährlichen, so wie auch bei

---

1) Zu Sicyon war ein Tempel der Venus, in welchen Niemand außer den Priestern und deren Gehülfen eingelassen wurde. Die Verehrer der Göttin standen, gleich denen des bösen Geistes Kala Bhairava, auf der Schwelle des Tempels, von wo aus sie ihre Gebete an die Göttin richteten. Pausan, lib. II. cap. 10. Die Priesterin war eine Jungfrau, woher Larcher schließt, daß es die Gottin Venus Urania gewesen. Mémoire sur Vénus, p. 68.

2) Buchanan, Journey, etc. vol. I. p. 319.

den während des Neumondes zu Ehren ihrer Ahnen statt findenden Festen.

Es scheint wirklich, als hätte das Glaubens-System der Brahminen, nachdem diese die rohen Stämme von Süd-Indien ihrer Herrschaft unterworfen, hinsichtlich seiner Verbreitung keineswegs gleichen Schritt mit der Zunahme ihrer politischen Macht gehalten. Jede Nation scheint ihre ursprüngliche Religion beibehalten zu haben. Und die Brahminen sind in Folge eines Vorganges, der in der Geschichte des Menschengeschlechts nichts Ungewöhnliches ist, von dem Aberglauben ihrer, dem Namen nach bekehrten Anhänger, deren Götter sie angenommen haben, angesteckt worden; und da diese Götter von boshaftem Charakter sind, so werden sie von den Brahminen, die wenigstens den Schein für sich zu behaupten suchen. Diener des Siva, des zerstörenden Prinzips genannt. „In Krankheit und Noth flehen sie unter Furcht und Zittern zu Bhairava und den weiblichen Saktis, die wahrscheinlich früher von den Urbewohnern für die bösen Geister der Wälder, Berge und Flüsse gehalten und durch Opfer versöhnt wurden, gleich den Gottheiten der rohen Stämme, welche gegenwärtig die bergige Gegend östlich von Bengalen bewohnen, und deren Armuth dieselben bis jetzt gegen die Einfälle der heiligen Orden ihrer besser unterrichteten westlichen Nachbarn gesichert hat" [1]).

Unter diesen Urstämmen des Südens scheinen einige nie die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele angenommen zu haben [2]); andre glauben, daß gottlose Menschen nach ihrem Tode Teufel werden, daß dagegen die Guten von neuem und unter menschlicher Gestalt die Erde betreten. Die Geister derjenigen, welche ehelos sterben, werden zu Virikas, und zu ihrem Andenken werden

1) Ebend, p. 320.

2) Z. B. die Mucuas. Buchanan, vol. II. p. 528.

3) Die Verehrung dieser Geister (der Virika) erstreckt sich

kleine Tempel und Bilder errichtet, wo man ihren Manen Zeuge, Reis und dergleichen Dinge opfert. Wird dies unterlassen, so erscheinen die bösen Geister in Träumen und drohen Denen, die ihrer Pflicht uneingedenk waren. besagte Tempel sind weiter nichts als Steinhaufen, deren Dach, über einer kleinen Höhlung befindlich, auf zwei oder drei Fahnen ruht, und das Götzenbild ist ein roher gestaltloser Stein, den man gelegentlich einölt, was auch von allen übrigen Götzenbildern in diesem Lande gilt"[1]).

Die Sivaiten in Coïmbatore geloben, wenn sie von einer Krankheit befallen werden, den Tempel des Sakti schmücken zu wollen, von welchem sie glauben, daß er ihr Uebel veranlaßt habe; und wenn sie genesen, so hängen sie das Bild eines Kindes oder Pferdes von Töpferthon in dem Tempfel-Hofe auf.

Unter den Mucuas wird Bhadra Kali, ein weiblicher Sakti oder böser Geist, dessen Bild ein Scheit Holz ist, alljährlich viermal durch einen Hahn, den man ihm zu Ehren schlachtet, und durch Fruchtopfer versöhnt.

Diese Saktis oder bösen (verderblichen) Dämonen sollen unter den Sternen, Wolken und tieferen Regionen des Himmels, ja selbst im Himmel auf dem Maha-Meru, dem heiligen Berge der hindostanischen Mythologie, hausen.

In Tulava haben die Brahminen den ältern Aberglauben des Landes angenommen und verrichten in den Tempeln der bösen Geister das Priesteramt, da ihnen aber alles Blutvergießen ein Gräuel ist, so opfern sie ihnen Pasteten in Thiergestalt.

Bhuta, der allgemeine Name, dieser bösen-Geister, bedeutet auch Element, woraus man vermu-

---

nicht über den Süden des Cavery. Sie beruht in der That auf einem örtlichen Aberglauben. Buchanan, II. 120.

1) Buchanan, vol. I. p. 359.

2) Buchanan, vol. II. p. 330, 528; III. 78, 92.

Digitized by Google

then kann, daß sie als die Gebieter der Elemente verehrt werden. In manchen Theilen Indiens wird keine andre Religions-Form zugelassen. Dies ist z. B. der Fall auf jener langen Bergkette, welche sich im Westen von Mysore ausdehnt, und wo der große Haufe keine andere Gottheit außer dem Teufel verehrt.

Jedes Haus, jede Familie hat ihren besondern Bhuta, der als Schutz-Gottheit gilt, und den man täglich anbetet und durch Sühnopfer sich geneigt zu machen sucht, damit er der Familie nicht nur selbst nichts Böses zufüge sondern sie auch gegen diejenigen Uebel schütze, die ihr durch die Buthas ihrer Nachbarn oder Feinde zugefügt werden könnten. In den bezeichneten Gegenden ist das Bild des Dämons überall zu sehen, — eine scheußliche Gestalt oder auch oft nur ein roher, formloser Stein stellt den Gewaltigen dar. Ein jedes dieser feindseligen tückischen Wesen hat seinen eignen Namen; einige gelten für mächtiger und grausamer als andere und werden diesen eben darum vorgezogen" [1]).

Die Schlachtopfer, wodurch man diese Dämonen gemeiniglich versöhnt, sind Büffel, Schweine, Widder und Hähne. Will man dem bösen Geiste Reis opfern, so muß er zuvor mit Blut benetzt werden; unter den Blumen sind ihm blos die rothen eine angenehme Gabe, denn ihre Farbe erinnert an Blut. Auch berauschende Getränke werden als Sühnopfer nicht verschmäht.

Dieser Dämonen-Dienst, wovon selbst in den Vedas Spuren vorkommen, herrscht vorzüglich in unwirthbaren, entlegenen und öden Gegenden und in den wilden unzugänglichen Gebirgs-Schluchten. Die Lage solcher Orte wirkt auf das Gemüth des Menschen und macht es gewöhnlich für düstere Gedanken empfänglich. Die Natur zeigt sich seinen Augen unter Grauen erregenden Gestal-

1) Dubois, Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 451, 452.

ten. Todtenstille brütet über der Scene und wird nur gelegentlich durch das Brüllen des Donners und das Tosen des Sturmes, der durch Höhlen und Forste rast, unterbrochen. Jeder Hügel, jeder Wald, jede Höhle erhält nach und nach ihren darüber waltenden Dämon, und die höllische Geisterlehre ist begründet.

Diesem alten Aberglauben, welcher in Indien viel weiter verbreitet ist, als man gewöhnlich glaubt, folgte die Verehrung Brahma's, erfunden von jenen Brahminen, die unter den Nationen des Alterthums wegen ihres Wissens und ihrer Heiligkeit so berühmt waren. Die Epoche der Einführung dieser Religion läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, allein so viel scheint ausgemacht zu sein, daß sie mehrere Jahrhunderte vor Abfassung der Vedas stattgefunden, und diese heiligen Bücher dürften als ein Versuch betrachtet werden, die unzusammenhängenden, durch einander gewirrten Elemente des Volks-Aberglaubens zu einem System zu vereinigen. Dieses schien indeß einigen Schriftstellern Indiens ursprüngliche Religion gewesen zu sein. Den Einflüsterungen ihrer Phantasie nachgebend, oder vielmehr ohne weitere Prüfung aus Dichtern Gedanken entlehnend, die blos in einer Dichtung erträglich sind, haben sie sich einen „in Unschuld und Frömmigkeit gekleideten" Menschenstamm vorgestellt, Menschen, die dem Brahma Opfer, so rein wie ihre Herzen, und zwar die Erstlinge des Feldes und die Milch ihrer Heerden darbrachten"[1]).

Blutige Opfer waren von Brahma's Verehrung ausgeschlossen, weil man diesen Gott als Schöpfer[2]) des

---

1) Creuzer, Religions de l'Antiquité, tom. I. p. 140.

2) Sir William Jones on the Gods of Greece, Italy, and India, Asiat. Res. I. 241—245. Paterson spricht in seinem Versuch über den Ursprung der Hindu-Religion, von der Vernichtung der Sekte und der Verehrung Brahma's. Asiat. Res. VIII. 47. Allein was auch das Loos dieser Sekte gewe-

Weltalls betrachtete und sich daher nicht denken konnte, daß er an der Vernichtung der von ihm gebildeten Wesen Wohlgefallen finden werde. Brahma's Dienst gewährte den Brahminen zu wenig Beschäftigung, um sich lange halten zu können. Er scheint schnell vergessen oder viel mehr in einen untergeordneten Aberglauben versunken und inmitten prunkvoller, mehr auf die Sinne wirkender Systeme wenig beachtet worden zu sein. Gegenwärtig hat dieser Gott keine Tempel in Indien; wiewohl die Brahminen in ihren täglichen Andachts-Uebungen eine Formel wiederholen, die eine Beschreibung seines Bildes enthält, und ihm, was als ein Act der Verehrung gelten kann, eine einzige Blume darbringen. Eine kleine Quantität geklärter Butter wird ihm zur Zeit eines Brand-Opfers ebenfalls verehrt. Auch wird ihm zu Ehren jährlich im Monat Magha während des Vollmondes ein Fest gefeiert; bei dieser Gelegenheit preist man ein irdnes Bild des Gottes, nebst Siva zur Rechten und Vischnu zur Linken, durch Gesang, Tanz und Musik; worauf die Götter — am Morgen des folgenden Tages — zusammen in den Ganges geworfen werden. In einer geheimnißvollen Stelle des Yajur-Veda heißt es von Brahma, nach seiner Emanation aus dem goldnen Eie, es habe ihn Furcht angewandelt, als er sich so allein im Universum gesehn, und daher habe er die Existenz eines andern Wesens gewollt, und sogleich sei er zum Mann-Weibe geworden[1]). Die beiden Geschlechter, dergestalt in dem Gotte

---

sen sein mag, Brahma's Dienst herrscht in einem gewissen Grade immer noch in Indien. Creuzer, durch die angeführte Stelle irre geleitet, sagt, wo er von dem unumschränkten Einfluß des Sivaismus spricht. — Les traces même du culte de Brahma furent effacées. Rel. de l'Ant. tom. I. p. 141.

1) Die Orientalen stellen bisweilen die belebende Kraft der Natur als männlich, bisweilen als weiblich dar und bei andern Gelegenheiten, wie in Brahma's Fall, als männlich und weiblich zu-

Digitized by Google

vereint, hatten sich unmittelbar darauf durch einen andern Willens-Act von einander getrennt, und wären Mann und Weib geworden. Diese Tradition scheint ihren Weg nach Griechenland gefunden zu haben. Denn Plato's Androgyn (Mann-Weib) ist offenbar eine Modifikation dieser orientalischen Mythe.

Als Brahma's Dienst in Verfall gerieth, scheinen in Indien zwei andre Sekten ins Leben getreten zu sein, die eine gebildet aus den Verehrern Siva's, die andre aus denen des Gottes Vischnu. Die genaue Zeitfolge, in welcher diese Sekten auftraten, ist unbekannt; indeß scheinen die Bekenner des Sivaismus älter zu sein. Nach dem Zeugniß einer allegorischen Fabel in dem Scanda-Purana scheint der Dienst Siva's, gleich dem Mahomedanismus, durch das Schwert eingeführt worden zu sein[1]) allein die Fabel ist dunkel und die Auslegung mehr als zweifelhaft. Die Sekte erhob sich bisweilen in einer stürmischen Zeit, inmitten von Kriegen, — inneren oder äußeren; oder vielleicht haben ihre Gründer einen Kreuzzug gegen die friedlichen Anhänger Brahma's geleitet; oder sie dürften, was noch wahrscheinlicher ist, durch eine siegreiche Nation, die zugleich mit ihrer Macht ihren Glauben entfaltete, eingeführt worden sein. Wie dem auch sein mag, die Verehrung Siva's hat tiefere Wurzel geschlagen und ist weiter verbreitet, als irgend eine andre. Der Gott wird auf verschiedne Weise dargestellt. Bisweilen als ein silberfarbiger Mann, mit fünf Gesichtern und drei Augen in jedem Gesicht, wovon daß eine die

---

gleich. Die Venus Amathusia der Griechen wurde folgendermaßen geschildert: „putant eandem marem ac feminam esse," sagt Macrobius, Saturn. lib. III. cap. 8. Serv. ad Aeneid., lib. II. ver. 632.

1) Asiatic Researches, vol. VIII. p. 47; Creuzer, Rel. de l'Ant. tom. I. p. 141.

Stirn einnahm [1]). Er ist in ein Tiger-Fell gekleidet und sitzt auf einer Lotus-Pflanze [2]). Bei andern Gelegenheiten wird er nur mit einem Kopfe gemalt, jedoch ebenfalls mit drei Augen und der Figur eines Holbmondes auf der Stirn; er reitet auf einem Stier, nackt und mit Asche bedeckt, die Augen durch reizende Substanzen entflammt; in der einen Hand trägt er ein Horn, in der andern eine Trommel. Eine andre Form Siva's ist der Lingam [3]), ein glatter, schwarzer, fast wie ein Zuckerhut gestalteter Stein, mit einer rohen, von seiner Basis hervorspringenden Darstellung des Yoni.

Es ist dieses dasjenige Symbol, unter welchem Siva am häufigsten verehrt wird. Durch ganz Hindostan sind ihm zu Ehren zahlreiche Tempel errichtet worden, wo der Yoni-Lingam (das ist wahrscheinlich die belebende Zeugungs-Kraft der Natur) das einzige Bild

---

1) Asiatic Researches, vol. I. p. 248, 249; Creuzer, Rel. de l'Ant. tom. I. p. 177.

2) Die Götter der Tataren, Japanesen und andrer orientalischer Nationen werden häufig auf dieser Blume sitzend dargestellt. Ward, vol. III. p. 11.

3) Dieses Götterbild (Idol), welches man überall in Indien findet, ist in eine kleine silberne Büchse eingeschlossen und wird von allen Bekennern Siva's am Halse getragen. Dubois p. 438. Dies ist nicht ganz richtig, Buchanan stieß auf verschiedne Sivaiten-Sekten im Dekkan, welche dieses Symbol nicht trugen, Journey, etc. vol. II. p. 120. Die Aegypter trugen das nämliche Götterbild als eine Zierde. In der That ist die Crux ansata, welche man stets in den Händen der nilotischen Statuen findet, nichts anders, als der Yoni-Lingam der Hindus. Diese Figur ist noch immer das astronomische Zeichen des Planeten Venus. Jablonski, tom. I. part. I. p 287; part. II. p. 131. „Es ist ein seltsamer Umstand," sagt Oberst Tod, „daß die Terra-cotta Bilder der Isis, welche man im Umkreise des Tempels zu Pästum ausgegraben hat, eine genaue Darstellung des hindostanischen Yoni-Lingam in der rechten Hand halten. Annales, etc. vol. I. p. 575.

ist, welches man anbetet. Siva wird bisweilen unter dem Namen Maha Kala, das ist „Zeit, der Große Zerstörer" verehrt, und blos unter dieser Gestalt versöhnt man ihn durch blutige Opfer. Sein Bild, in diesem Charakter, ist das eines rauchfarbigen Jünglings mit drei Augen, seine Kleidung besteht in einem rothen Gewande, eine Kette von Menschen-Schädeln umgiebt seinen Hals[1]). Dieser Gott ist ohne Zweifel eine Personifizirung des Lebens-Prinzips, welches, von Form zu Form übergehend, zunächst beseelt, belebt, entwickelt und dann die Hülle (Scheide), in welche es eingeschlossen ist, aufreibt und vernichtet. Es ist das materielle Prinzip, welches das Universum durchdringt, und als verschieden von der großen intellectuellen ersten Ursache betrachtet wird.

Die Verehrung Vischnu's, die man vielleicht als eine Art reformirten Sivaismus ansehen dürfte, folgte dem Dienste der zerstörenden und erneuenden Gottheit; allein in dem Verhältniß als dieselbe verfeinerter und geistiger war, eignete sie sich weniger zum Ersatz des Volks-Aberglaubens, und demnach scheinen ihre Fortschritte langsam und ihre Bekenner in Zahl den Anhängern Siva's unterlegen gewesen zu sein. Sie sind in verschiedne Sekten getheilt, deren jede ihre Geheimnisse, ihre Opfer, ihre Mantras und besondere Zeichen hat. Die zahlreichste unter allen ist diejenige, deren Mitglieder das Zeichen des Nama, oder drei senkrechte Linien, auf die Stirn eingedrückt tragen, als ein besondres Symbol ihrer außerordentlichen Ehrfurcht für diese Gottheit. Die besondern Titel und Attribute Vischnu's sind: Erretter (Erlöser) und Erhalter aller Dinge. Die andern Götter, Brahma selbst nicht ausgenommen, haben oft seines Beistandes bedurft; und würden ohne seine mächtige Hülfe in manchen schwierigen Fällen ins Verderben gerathen sein. Die-

---

1) Ward, vol. III. p. 14; Asiatic Researches, vol. I. p. 243; Creuzer, Rel. de l'Ant. tom. I. p. 140, 146, 159, 173

Digitized by Google

ser Titel: „Erhalter aller Dinge“ hat es ihm nothwendig gemacht, bei verschiednen Gelegenheiten verschiedne Formen anzunehmen, welche der Hindu Avatars nennt, ein Wort, welches so viel als Metamorphosen (Verwandlungen [1]) bedeutet. Von diesen Avatars oder Verkörperungen Vischnu's werden zehn, als die wichtigsten, vor den übrigen ausgezeichnet. Sie sind der Fisch, die Schildkröte, der Eber, der männliche Löwe, der Zwerg, die beiden Ramas, Krischna, Buddha und Kalki [2]). Neun derselben sollen da gewesen sein, und die zehnte wird noch erwartet.

Steinerne Bilder Vischnu's werden zum Verkauf gefertigt, und in den Häusern derjenigen verehrt, die ihn zu ihrer Schutz-Gottheit erkohren haben. Oeffentliche Festlichkeiten zu Ehren dieses Gottes finden nicht statt, indeß wird seiner bei Darbringung eines Brandopfers; in der täglichen Gebetformel der Brahminen; bei Gelegenheit der Verehrung der fünf Gottheiten; und endlich zu Anfange jedes Sraddha mit Ehrfurcht gedacht. Vischnu wird durch keine blutigen Opfer versöhnt, die Gaben, welche man ihm darbringt, bestehen in Früchten, Blumen, Wasser, geklärter Butter, Kuchen, Zeugen, Schmuck u. s. w. Er gilt als eine Hausgottheit; an ihn richtet der, welcher ein neues Haus betritt, sein Gebet; desgleichen wendet man sich zu jeder Zeit an ihn, um durch seine Vermittelung Familien-Unglück zu entfernen [3]). Die Beschreibung des Himmels dieses Gottes in dem Mahabarata ist über die Maßen pomphaft

---

1) Dubois, p. 431.

2) Siehe einen Auszug des Agni-Purana, übersetzt von Col. Vans Kennedy im Appendix zu seinen Researches into the Nature and Affinity of Ancient and Hindoo Mythology. London, 1831, 4to.

3) Ward, vol. III. p. 8.

und glänzend. Er mißt im Umfange mehr als achttausend Meilen, und besteht ganz aus Gold. Seine Paläste sind von Juwelen erbaut, und alle seine Säulen, Architraven und Pedimente schimmern und funkeln von Edelsteinen, die krystallenen Fluthen des Ganges strömen von den höhern Himmeln auf Siva's Haupt, und von diesem durch die Haarflechten der sieben berühmten Büßenden auf die Ebenen herab, um den Fluß Edens zu bilden. Hier giebt es auch herrliche kleine Seen, auf deren Oberfläche Myriaden rother, blauer und weißer Wasser-Lilien mit tausend Blumen Blättern umher wogen. Auf einem Throne, strahlend wie die Mittags-Sonne, auf Lilien sitzend zeigt sich Vischnu, und zu seiner Rechten sieht man die Göttin Lakshmi, glänzend wie ein immerwährender Blitz, und dabei verbreiten sich von ihrer lieblichen Gestalt die Wohlgerüche des Lotus durch den Himmel. Das Lob des Gottes ertönt ununterbrochen aus dem Munde der himmlischen Geister, die seine Glückseligkeit theilen. Die Götter vereinigen bisweilen ihre Stimmen mit denen der Verehrenden; und Garuda, (bisweilen Garura ausgesprochen) der Vogel-Gott, bewacht den Eingang (die Thür) [1].

In einigen der hindostanischen Kosmogonien ist Vischnu in betrachtender nachdenkender Stellung, auf einer über die Fläche des Oceans gleitenden Schlange sitzend, dargestellt. Aus seinem Nabel entspringt ein Lotus, in dessen prächtigem Kelche Brahma seinen Sitz hat, im Begriff, das Schöpfungwerk zu beginnen [2].

Die drei bisher geschilderten Götter, Brahma,

---

1) Als ein wirklicher Vogel ist der Garuda eine große Art Reiher, gewöhnlich Adjutant (Ardea argala, den wir weiter oben beschrieben haben,) genannt. Siehe Houghton's Bengali Dictionnary, p. 285.

2) Sonnerat, Voy. aux Indes, tom. I. p. 171, 293; Dubois, p. 368; Creuzer, Rel. de l'Ant. tom. I. p. 178.

Digitized by Google

Abbd. 13. Hindostanische Dreieinigkeit. St. 251.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vischnu und Siva, bilden die sogenannte hindostanische Dreifaltigkeit, indisch Trimurti. (S. Abbd. 13. u. 14) Das Wort Trimurti bedeutet drei Gestalten und wird gebraucht, um diese drei Gottheiten: den Schöpfer, den Erhalter und den Zerstörer aller Dinge zu bezeichnen. Diese drei Gottheiten werden bisweilen jede einzeln mit ihren besondern Abzeichen, und bisweilen, in ein Ganzes vereint, mit drei Köpfen dargestellt. In dem zuletzt beschriebenen Zustande führen sie den Namen Trimurti, oder die drei Mächte. Es scheint auch, als habe man durch diese Vereinigung andeuten wollen, daß Leben nicht erzeugt und wieder erzeugt werden könne, ohne die Verbindung der dreifachen Kraft — Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung[1]). Die dreifaltige Kraft (Trimurti) wird von der Mehrzahl der Hindus anerkannt und verehrt, welche, trotz dem, daß einige Kasten auf eine besondere Weise der Sekte Vischnu's oder Siva's anhangen, sobald die drei Gottheiten mit einander vereinigt sind und nun ein Ganzes bilden, der Triade ungetheilte Verehrung zollen.

In Wahrheit werden diese drei Götter von Seiten der Brahminen als eine und dieselbe Gottheit betrachtet, die sich dem Sterblichen unter der dreifachen Eigenschaft als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer aller Dinge offenbare; und die so aufgestellte göttliche Einheit verehrt der gläubige Hindu unter dem mystischen, aus drei Zeichen gebildeten Namen, aum, om, ein Name, der aus den sanskritischen Anfangsbuchstaben der drei Gottheiten, welche den Trimurti bilden, zusammengesetzt sein soll[2]). (S. Abbd. 13. u. 14.)

---

1) Dubois, Description, etc. p. 367.

Siehe oben Seite (216) v. Ram Mohun Roy, Translation of several texts, etc. of the Vedas, p. 109.

Digitized by Google

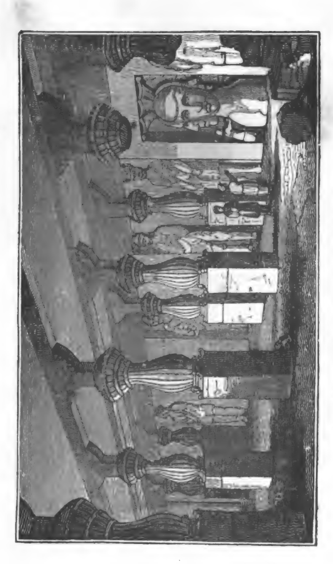
Wir können uns in diesem Abriß der Hindu-Religion keineswegs in eine Betrachtung des Charakters und der Verehrung der untergeordneten Götter einlassen, wollen jedoch Kamadeva[1]), den Gott der Liebe, und Krischna nicht mit Stillschweigen übergehen. Kamadeva, Brahma's Sohn, wird als ein schöner Jüngling dargestellt, in den Händen Bogen und Pfeile von Blumen haltend. Er ist stets von seiner Gattin Rati, der Göttin der Lust und Freude, dem Kuckuck, der Hummel und sanften Lüftchen begleitet; er soll stets auf der Wanderung durch die drei Welten begriffen sein. Bei andern Gelegenheiten finden wir ihn inmitten seiner Gärten und Tempel, mit seiner Mutter oder Gattin im Gespräch, oder im Mondlicht auf einem Papagey oder Lory reitend, und von Nymphen und Tänzerinnen umgeben, wovon die vorderste seine Fahne trägt, nämlich einen Fisch auf rothem Grunde. „Sein Bogen von Zucker-Rohr oder Blumen, mit einer Sehne von Bienen, und seine fünf Pfeile, ein jeder mit einer indischen Blume von erhitzenden Eigenschaften bespitzt, sind eben so schöne als neue Allegorien[2]). Wenn ein Weib das Haus ihres Vaters verläßt, um sich zum erstenmale zu ihrem Gatten zu begeben, richtet sie an diesen Gott die Bitte um Kinder und Glück[3]).

---

1) Der Name dieses Gottes stammt von Kama, „Verlangen (Sehnsucht)" und Deva, „Gott; und der seiner Gattin Rati, von dem Worte ram, spielen, oder Vergnügen und Freude gewähren. Ward, vol. III. p. 187. Nach Sir William Jones ist Kamadeva der Sohn Maya's oder die „allgemeine (anlockende) Kraft:" und der Name seines Weibes bedeutet Liebe, (Neigung, Zärtlichkeit), Ward, vol. XIII. p. 236.

2) Sir William Jones, Works, vol. XII. p. 236; Asiatic Researches, vol. I. p. 255.

3) Ward, vol. III. p. 178.



Abbd. 14. Hindostanische Dreifaltigkeit. S. 251.

Digitized by Google

Digitized by Google

Krischna, der berühmteste von den Avatars oder Verkörperungen Vischnu's; war der Sohn Devaki's von Vasudeva. Seine Geburt wurde aus Furcht vor dem Tyrannen Cansa geheim gehalten, und er wurde in Mat'hura von einem ehrlichen Hirten, Namens Nanda, und dessen Frau Yasoda aufgezogen. In ihrer Familie war eine Menge junger Gopas oder Kuhhirten und Gopis oder Milchmädchen, die während seiner Kindheit mit ihm spielten; in seinen ersten Jugendjahren wählte Krischna neun Mädchen zu seinen Lieblingen, mit denen er seine Musestunden unter Tanz, Scherz und Flötenspiel verlebte, für die merkwürdige Zahl seiner Gopis habe ich kein anderes Zeugniß als ein seltsames Gemälde, worauf neun Mädchen in Gestalt eines Elephanten grupirt sind, auf dem der Gott reitet und die Flöte bläst; unglücklicher Weise bedeutet das Wort nava sowohl neun als auch neu, oder jung, so daß dasselbe in folgender Stelle sich doppelt übersetzen läßt: — „Ich trage in meinem Busen stets den Gott, welcher, zu seinem Vergnügen mit einem Gefolge von neun (jungen) Milchmädchen anmuthig, bald schnell, bald langsam, auf dem Strande tanzt, den die Strahlen der Sonne so eben verlassen".

Beide, er und Rama, werden als jung und vollkommen schön geschildert; allein die Prinzessinnen Hindostans sowohl, als die Mädchen von Nanda's Landgute hatten sich leidenschaftlich in Krischna verliebt, der noch heutiges Tages der Lieblingsgott der Hindostanerinnen ist.

Die hindostanischen Sekten[1]), welche ihn mit Enthusiasmus und fast ausschließlich verehren und anbeten, haben eine Lehre aufgestellt, die sie mit großem Eifer auf-

---

1) Colebrooke hält indeß diese Sekte für verhältnißmäßig neu. Asiatic Researchss, vol. VII. p. 494, 549. Siehe auch Ward, vol. I. Introd. p. 3, 75. vol III. p. 147, 154; und Creuzer, Rel. del'Antiquité, tom. I. p. 220.

recht erhalten, und welche in diesen Provinzen allgemein zu sein scheint, — nämlich, daß er sich vor allen Avatars ausgezeichnet, die blos eine Ansa, d. i. einen Theil seiner Göttlichkeit besessen; Krischna sei die Person Vischnu's selbst unter menschlicher Gestalt gewesen;' daher betrachten sie den dritten Rama, seinen ältern Bruder, für den achten, mit einer Emanation seines göttlichen Glanzes bekleideten Avatar; und in dem vorzüglichsten sanskritischen Wörterbuch, welches ungefähr vor zwei tausend Jahren verfaßt worden ist, findet man Krischna, Vasudeva, Govinda und andere Namen des Hirten-Gottes mit Beinamen des göttlichen Geistes, (Narayana) untermischt. Sämmtliche Avatars werden mit kleinen äthiopischen oder parthischen, reich mit Edelsteinen besetzten Kronen, mit strahlenbekränztem Haupte, Edelsteinen in den Ohren, zwei Halsketten, wovon die eine, aus Juwelen gebildet, über den Busen herabhängt, mit Guirlanden von schön geordneten, buntfarbigen Blumen oder Perlenschnuren, die bis zur Mitte des Leibes herabreichen; mit wallenden Mänteln von gefärbter Seide oder Goldbrocat, am Saume mit Blumen gestickt, die leicht über die eine Schulter geworfen und quer über die Brust wie Bänder gefaltet sind; und mit zwei Spangen um jeden Arm und um jedes Handgelenk dargestellt; sie sind bis zur Mitte des Leibes nackt, das Colorit des Fleisches ist azurblau, wahrscheinlich in Anspielung auf die Farbe jener uranfänglichen Flüssigkeit, auf welcher Narayana zu Anfange der Zeit umherschwebte; aber ihr Gewand ist hellgelb, — die Farbe des seltsamen Perikarpiums (Fruchthülle) in der Mitte der Wasser-Lilie, wo die Natur, wie Dr. Murray bemerkt, gewissermaßen ihre Geheimnisse entfaltet, indem jeder Same, bevor er keimt, einige vollkommne Blätter enthält; bisweilen findet man sie mit dieser Blume in einer Hand, einem mit Strahlen besetzten ovalen Ringe, der als Wurf-Waffe gebraucht wird, in einer zweiten, der heiligen Muschel-Schale in einer

Digitized by Google

dritten, und einem Beil oder einer Streitaxt in einer vierten gezeichnet. Aber Krischna, wenn er, wie dies bisweilen geschieht, unter den Avatars erscheint, ist prächtiger geschmückt, als alle andre, und trägt eine bis zu den mit Perlenschnuren geschmückten Fußknöcheln herabreichende Guirlande von Wald-Blumen (daher sein Name Vanamali). Seine Hautfarbe soll dunkelblau, fast schwarz (die Bedeutung des Wortes Krischna) gewesen sein; und daher ist ihm die große Biene, welche sich durch besagte Farbe auszeichnet, geweihet und erscheint auf Abbildungen über seinem Haupte flatternd. Das sich dem Schwarzen nähernde Azurblau, ist, wie wir bereits bemerkt haben, dem Vischnu eigenthümlich, und daher steht in dem großen Becken (Cisterne) zu Catmandu, der Hauptstadt von Nepal, eine große, wohl proportionirte, aus blauem Marmor verfertigte Figur Narayana's, wie er in liegender Stellung auf dem Wasser schwimmt.

Allein kommen wir zu Krischna's Thaten, der eben so heldenmüthig als behend war, und schon als Knabe die schreckliche Schlange Caliya nebst einer Menge Riesen und Ungeheuern tödtete, in einem reiferen Alter erlegte er den grausamen Feind Cansa; er nahm den König Yudhishthira und die andern Pandus, welche auf eine grausame Weise von den Kurus und ihrem tyrannischen Anführer unterdrückt worden waren, in seinen Schutz, er zündete den Krieg an, welcher in dem Mahabharata, einem großen epischen Gedicht, beschrieben ist, und kehrte, nachdem er denselben glücklich beendet nach seinem himmlischen Wohnsitz in Vaicont'ha zurück ertheilte aber noch zuvor seinem trostlosen Freund Arjuna, dessen Enkel der Beherrscher von Indien wurde, die in dem Bhagawad-Gita enthaltenen Lehren"[1]). —

---

1) Asiatic Resarches, vol. I. p. 256 - 262.

Digitized by Google

„Die ursprünglichen Institutionen Hindostans", heißt es in einem Aufsatz, in Maltens Jahrbüchern, beurkunden sich in dem Gesetzbuch Menu's, welches W. Jones übersetzt und Haugthon herausgegeben hat. Die religiösen Glaubensmeinungen der alten Brahminen sind in den mythologischen Hymnen der Vedas enthalten, zwei große Heldengedichte folgen unmittelbar nach den Vedas und gehen den Púranas voran, einer brahminischen Legende, dem Commentar des Veda, welcher die Heldengeschichte dieser sonderbaren Religion umfaßt.

„Wir heben einige Auszüge aus dem Maha-Barata hervor, dem größten Heldengedicht. Es übertrifft die Ilias, die Odyssee, das befreite Jerusalem, die Lusiade u. s. w.

„Man vergesse Homer und den Parnaß mit dem zweifachen Gipfel, und die poetischen Flüsse Griechenlands mit ihren Platanen und Cypressen-Einfassungen. Man ist in Indien. Vor uns erhebt sich der Himalaya. Er ist das Sinnbild einer Dichtkunst, deren Umfang alle übrigen bekannten Poesien übertrifft. Gipfel, auf denen des Menschen Athem ausgeht, ungeheure hundertjährige Wälder, Bergwasser, die wie das Meer brausen, und die im ebnen Lande sich in breite Becken ausdehnen, eine riesige Verwirrung unter reinem Himmel; dies sind die physischen Hauptcharaktere, welche dort sich uns darstellen.

„Es folgt das Gedicht Bagawat-Gita (eine Haupt-Episode des obigen), in dem das ganze mythologische System der Brahminen dargestellt ist. Der hindostanische Pantheismus zeigt sich in demselben mit einer Majestät, einer Tiefe, einer oft schrecklichen Beredtsamkeit. Man möchte sagen, es sei ein Gesang von Empedokles und Lukrez in eine homerische Darstellung eingeschaltet.

„Es ist mitten in einer Schlacht, wo der Gott Krischna dem Helden Arjuna des Weltalls geheimnißvolles und philosophisches System entwickelt. Die Krieger lassen ihre Schwerter ruhen. Die Elephanten lagern sich auf den Leichen der Erschlagenen. Der Bürgerkrieg wird

eingestellt, und das Zwiegespräch zwischen dem Helden und dem Gotte beginnt. Diese feierliche Erörterung über den Menschen und sein Geschick, über Gott und sein Wesen, unterbricht das Blutbad. Nichts Seltsameres und Großartigeres, als diese Episode, als der Platz, den sie einnimmt.

„Bürgerkrieg ist ausgebrochen zwischen den Nachkommen Pandu's, den rechtmäßigen Thronerben, und den Nachkommen Kuru's, welche die höchste Gewalt usurpirt haben. Die Pandus erscheinen an der Spitze einer von dem Helden Arjuna befehligten Armee. Sie greifen die unrechtmäßigen Inhaber ihrer Rechte an und bemühen sich, ihrer Vorfahren Zepter wieder zu erringen.

„Bischma, ein riesiger Krieger, ist Anführer der Kurus. Die Schlacht dauert lange; der Sieg bleibt unentschieden. Bischma ermuthigt die Seinigen, stößt in sein furchtbares Schlachthorn, das einen eignen Namen hat, wie die Durandal der Rittergedichte. Die Trompeten des feindlichen Heeres schmettern nun ebenfalls, weiße Pferde reißen Arjuna's Streitwagen hin, in dessen Nähe der Gott Krischna weilt, und der Kampf beginnt von ueuem.

„Der Wagen des Pandu-Anführers verweilt in Mitte des Raumes, der die beiden Armeen trennt. Er überfliegt sie mit einem Blick. Brüder gegen Brüder, Verwandte gegen Verwandte auf dem Punkte, auf den Leichen ihrer Gefallnen sich zu morden. Tiefe Schwermuth, plötzlicher Schmerz ergreifen ihn. Dies Gefühl des Kummers und der Bedauerung theilt er dem Gotte, seinem Beschützer und Führer mit.

„Krischna, siehe da meine Verwandten bewaffnet, aufrecht, bereit, sich zu erwürgen. Siehe, wie meine Glieder beben. Mein Gesicht erbleicht, mein Blut erstarrt, Todeskälte durchschleicht meine Adern, und mein Haar sträubt sich vor Entsetzen. Gandiw, mein treuer Bogen, sinkt aus meiner Hand, die nicht mehr im Stande

ist, ihn zu halten. Ich schwanke, ich kann weder vorwärts noch rückwärts, und meine von Schmerz berauschte Seele ist auf dem Punkte, mir zu entfliehen.

„Blondhaariger Gott, sage mir, wenn ich alle die Meinigen erwürgt habe, werde ich dann glücklich sein? Sieg, Reich, Leben, was werden sie mir alsdann sein? Was sind Reich, Sieg und Leben, wenn diejenigen, für die wir sie zu erringen, zu erhalten wünschen, im Kampfe umgekommen sind? Söhne und Väter, Oheime und Neffen, Freunde und Verwandte, ich möchte sie nicht auf dem Schlachtfelde fallen sehen, o himmlischer Eroberer, selbst wenn die dreifache Welt ihres Todes Preis sein sollte. Und sie ermorden, um die elende Erde zu erobern! Nein, ich will es nicht, obgleich sie bereit sind, ohne Mitleid mich zu erwürgen.

„Arjuna sinkt zurück auf seinen Wagen, legt Bogen und Pfeile nieder, und harrt auf des Gottes Antwort. Krischna wirft ihm seine Schwäche vor. Arjuna antwortet mit noch größerer Schwermuth. Verkannt, ohne Hilfsmittel, will er lieber Krone und Leben verlieren, als der Seinigen Blut vergießen.

„Krischna entwickelt nun die zugleich erhabene und furchtbare Theorie der Brahminen, jene pantheistische Verhängniß-Lehre, die Alles verwirrt, Alles erlaubt, Alles umfaßt. Ermordung der nächsten Verwandten ist etwas ganz Gleichgültiges. Mord ist nichts. Tod, Leben und Geburt sind nichts als vorübergehende Milderungen des Wesens, die nichts zerstören und nichts schaffen. Metaphysische Beredtsamkeit ist nie weiter ausgedehnt worden; Man höre:

„Die, deren Tod Du beweinst, verdienen Deine Thränen nicht. Ob man lebe oder sterbe, der Weise hat keine Thränen, weder für Leben noch für Tod. Die Zeit, wo ich nicht war, wo Du nicht warst, wo diese Krieger nicht waren, ist nie gewesen. Nie wird man unsers Todes Stunde schlagen hören. Die in unserm

Körper befindliche Seele durchschreitet Jugend, reifes Alter und Hinfälligkeit, und in einen neuen Körper übergehend, beginnt sie ihren Gang auf's Neue; unzerstörbar und ewig, entrollt ein Gott aus seinen Händen das Weltall, in welchem wir leben. Wer wird die Seele vernichten, die er geschaffen? Wer nur kann das unzerstörbare Werk zerstören?

„Der Körper, zerbrechliche Hülle, altert, verdirbt und stirbt. Aber die Seele, die unsterbliche Seele, die man nicht begreifen kann, stirbt nicht. Zum Kampf, Arjuna! Treibe Deine Rosse ins Gewühl. Die Seele tödtet nicht, sie wird nicht getödtet; Sie kann nur vergehen und sterben. Sie kennt weder Gegenwart, noch Zukunft, noch Vergangenheit. Sie ist alt, ewig, immer jungfräulich, immer jung, unveränderlich und unverderblich. In das Gewühl sich stürzen, seine Feinde erwürgen, was ist es, wo nicht ein Kleid ablegen, oder es dem nehmen, der es trug? Vorwärts also, und fürchte nichts. Wirf ohne Zaudern ein abgenutztes Gewand von Dir. Sieh ohne Entsetzen Deine Feinde, wie Deine Brüder ihren hinfälligen Körper verlassen, und ihre Seele mit neuer Form sich bekleiden. Die Seele kann vom Schwert nicht durchdrungen, vom Feuer nicht verzehrt, vom Wasser nicht verdorben werden. Höre also zu klagen auf"!

Ungefähr tausend Jahr vor der christlichen Era herrschte in Indien ein außerordentlicher Mann, welcher mit unablässigem Eifer und nicht ohne Erfolg daran arbeitete, den Volks-Aberglauben zu reformiren und den Einfluß der Brahminen zu vernichten. Dies war Buddha, den die Brahminen selbst als einen Avatar von Vischnu betrachten. Hinsichtlich der Periode, in welcher Buddha lebte, herrschen die größten Meinungs-Verschiedenheiten. Bohlen, in seinem Werke über das

ehemalige Indien[1]) hat nicht weniger als fünf und dreißig verschiedne Angaben gesammelt, die hauptsächlich auf den unter den verschiednen, der buddhistischen Religion ergebnen Nationen herrschenden Sagen beruhen. Vier davon setzen Buddha's Erscheinung über zweitausend Jahr vor Christi Geburt zurück; die vier nächsten lassen dieselbe 1200 Jahr vor unsrer Zeitrechnung stattfinden; die zunächst folgenden achtzehn stimmen in Verlegung derselben zwischen die Jahre 1081 und 1000 vor Christus überein; und die noch übrigen dreizehn schwanken zwischen 959 und 543 vor Christi Geburt.

Die Bestrebungen Buddha's waren darauf gerichtet, die Religion seines Vaterlandes zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Er war von königlicher Abkunft, wählte aber einen ascetischen Lebenswandel und ergriff das sehr dunkle philosophische in Indien herrschende System. Mehrere Fürsten, unter andern der berühmte Vikramaditya, welcher in dem unserer Zeitrechnung zunächst vorausgehenden Jahrhundert regierte, nahmen Buddha's Lehre an, und vertilgten so sehr als möglich die Religion der Brahminen und die Casten-Systeme.

Es ist indeß gewiß, daß die gelehrten Anhänger der brahminischen Religion keineswegs ruhige Zuschauer bei dem Triumph der von ihnen mit dem Namen Atheismus gebrandmarkten Glaubenslehre blieben. Sir William Jones bemerkt — „daß die Buddhisten oder Saugatas, von den Brahminen, denen sie sich widersetzten, Atheisten genannt werden; allein dies ist blos ein beleidigender Ausdruck; und die in der Note angeführte Quelle widerlegt diese Verläumdung; die Bud-

---

1) Das alte Indien, Band I. p. 315 — 317.

dhisten nehmen eine Fortdauer, so wie Strafe und Belohnung nach dem Tode an. Sugata oder Buddha war ein Reformator, und jeder Reformator ist Verläumdungen ausgesetzt[1]).

Die Buddhisten rangen mit ihren ebenfalls gelehrten Gegnern, und dieser Streit, wie sich aus der Tendenz manches noch heutzutage in Indien gelesnen Werkes ergiebt, setzte auf beiden Seiten alle Talente in Bewegung. Die Parteien wurden aufgefordert, ihren Streit in Gegenwart von Fürsten zu führen. Allein hier, wie in unzähligen andern Fällen, behielt die Macht die Oberhand; so lange als die regierenden Monarchen Buddhisten waren, mußten sich die Brahminen auf Wortkämpfe beschränken"[2]). Endlich zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung begann eine auf völlige Vertilgung berechnete Verfolgung der Buddhisten, welche vorzüglich von Cumarila Bhatta, dem eingefleischten Gegner ihrer Lehren und berühmten Schriftsteller über brahminische Theologie angefacht und geleitet wurde[3]).

Indeß erfolgte die völlige Ausrottung der Lehre Buddha's in Südindien erst ziemlich spät. Die Verfolgung der unglücklichen Sekte von Seiten der Brahminen war höchst feindselig und rachgierig." Die Buddhisten wurden, Hände und Füße zusammen gebunden, in Flüsse, Seen und Teiche gestürzt. Die Verfolgten vergalten, sobald sich die Gelegenheit dazu darbot, diese Grausamkeiten an den Brahminen. Sie existirten noch wäh-

---

1) Remarks on Mr. Wilkins's translation of a Royal Grant faund at Mongher.

2) Ward, vol. III. p. 419, 420.

3) Siehe Wilson's Vorrede zur Ersten Ausgabe seines Sanscrit Dictionary, Bohlen, das alte Indien, I. 350, u. s. w.

rend des neunten, zehnten, und elften Jahrhunderts vor der christlichen Era auf der Halbinsel, in den Provinzen am Ganges und in Guzerat in ziemlicher Anzahl [1]).

Die Verfolgung endete allerdings mit einer fast völligen Vertreibung der Bekenner des buddhistischen Glaubens aus Hindostan; allein dafür hat sich dieser in den benachbarten Ländern, wohin er schon früher durch Handels-Verkehr und Reisen gelangt war, mehr verbreitet. Diejenigen Leser, welche mit der Geschichte der Lehren Buddha's bekannter zu werden wünschen, verweisen wir auf Hodgon's Skizze des Buddhismus in den Verhandlungen der Königlichen Asiatischen Gesellschaft [2]).

Die Hindus, einmal von dem strengen Systeme Buddha's befreit, begnügten sich nicht mit ihren himmlischen Göttern oder Heroen, sondern dehnten ihre Verehrung sogar auf verschiedene lebende Individuen unter ihren eigenen Landsleuten aus. Allen Brahminen, insbesondere aber den Priestern werden göttliche Ehrenbezeugungen zu Theil. Auch ihren Töchtern, unter dem Alter von acht Jahren, als Formen der Göttin Bhavani opfert man Blumen, Gemälde, Guirlanden und Weihrauch. Zu gewissen Zeiten des Jahres wird der Brahmine von seiner

---

1) Asiatic Researches, vol. X. p. 91, 92. Selbst noch im Jahr 1526 finden wir eine königliche Schenkung von Ländereien, deren Verfasser, nach Bohlen, offenbar ein Buddhist war. Asiatic Researches, vol. III. p 272, 573; Bohlen, De Buddhaismi origine et aetate definiendis tentamen, p. 38—40. — Die von Buddha gegründete Religion wurde etwa im Jahr fünf und sechszig nach Christi Geburt in China eingeführt. De Guignes Hist. des Huns, tom. V. p. 36.

2) Vol. II. p. 222 — 257; desgleichen kann man sich darüber Unterricht verschaffen in Abel Rémusat's Récherches sur les langues Tatares, Paris, 1820, in seinen Mélanges Asiatiques, 1825, und in seinen Nouveaux Mélanges Asiatiques 1828.

Gattin, und die Weiber der Brahminen werden von andern Männern verehrt, die, wenn sie reich sind, oft hundert dergleichen Damen in ihre Wohnung einladen, und nachdem sie vor ihnen Lob=Hymnen und Gebete zu wiederholten Malen abgesungen, das Ceremoniel mit köstlichen Gaben beschließen. Bei besondern Gelegenheiten sollen die Hindus ein nacktes Weib als die Stellvertreterin der Gottheit Bhavani anbeten[1]).

Die Verehrung von Thieren, als Sinnbild oder Stellvertreter von Göttern, ist seit den ältesten Zeiten in Asien im Schwunge gewesen. Unter den Aegyptern wurde die Kuh als eine Form der Göttin Athor oder himmlischen Venus angebetet, einer Göttin, deren Mythe und Abzeichen eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der indischen Göttin Bhavani haben, welche ebenfalls durch eine Kuh vertreten wird; In der That ist es Bhavani und nicht die Kuh, welche man verehrt; allein die Missionairs haben dies in ihrem Eifer übersehen; — bei Ausübung des zu ihrem Dienst gehörigen Ceremoniels wird sie als Mutter der Göttin angerufen[2]). Dies ergiebt sich zur Genüge aus der Beschaffenheit der feierlichen Gebräuche. Es wird kein Bild angewendet, auch verbeugt sich der Verehrende nicht vor dem Thiere. Ein Gefäß voll Wasser wird in dem Gebäude, wo die Kuh gestallt ist, hingesetzt, und vor diesem werden die Gebete hergesagt, zum Schluß verliest der dienstthuende Priester den

---

1) 1829. Desgleichen Klaproth's Asia Polyglotta, Paris, 1823, u. verschiedne Abhandlungen desselben Verfassers, im Journal Asiatique und in dem Nouveau Journal Asiatique, 1829; ferner Bournuf and Lassen's Essai sur le Pali, Paris, 1826; und Schmidt's Forschungen im Gebiete Mittelasiatischer Geschichte; und dessen Geschichte der Ost=Mongolen, St. Petersburg, 1829.

2) Ward, View of the History, etc. of the Hindoos, vol. III. p. 192 — 195.

Chandi, ein Gedicht, welches von den Thaten Bhavani's handelt.

Bei andern Glelegenheiten wirft man Blumen vor die Füße der Kuh und setzt ihr frisches Gras vor; und der Verehrende, welcher sie als Stellvertreterin der Göttin anredet, ruft aus: — „Iß o Bhavani"![1])

Im Monat Phalguna streichen die Hirten Hüften und Hörner ihres Viehes gelb an und baden es in dem Flusse.

Dem Stier, als der Verkörperung der Seele eines Brahminen, werden göttliche Ehrenbezeugungen erwiesen. „Nachdem wir Salem (in Indien) verlassen", erzählt Daniell in Bezug auf die Brahminen-Stiere, „gingen wir über den Cavery und nahmen unsern Weg nach Seringapatam Auf dem Ufer des Flusses, in der Nähe einer kleinen Pagode (Siehe Abbd. 15.) begegneten unsern Blicken zwei Brahminen-Stiere, so feist und fett, daß sie einen vollkommnen Contrast mit der sie umgebenden Bevölkerung bildeten, die in Folge von Getraide-Mangel fast Hungers starb, währendd die starken Knochen dieser heiligen Thiere eine gewaltige Last heiligen Fleisches bedeckte. Es war wirklich traurig, zu sehen, wie Tausende menschlicher Wesen darbten, während Siva's Stiere in Ueberfluß schwelgten und nichts anrührten, als was ihrem Gaumen vorzüglich behagte. Die von uns beobachteten Thiere waren sehr klein aber vorzüglich schön; die Wamme des einen hing von der Kehle zwischen die Beine und fast bis auf die Erde herab. Eine tiefe Wehmuth ergriff mich bei dem Gedanken, daß der reichere Hindu mit grausamer Gleichgültigkeit den Leiden seiner Mitbrüder zusieht, dagegen aber diesen vernunftlosen Geschöpfen, die freilich den Göttern

---

1) Ward, vol. III p. 196; Jablonski, Pantheon Aegypt. tom. I. p. 6.

Digitized by Google

Digitized by Google

geweihet sind, und andern Götzenbildern, zum Theil unförmlichen Holzblöcken, Nahrungsmittel aller Art in so großer Menge vorsetzt, als zur Rettung vieler armer Familien vom Hungerstod hinreichen würde. Die Brahminen-Stiere sind in der Regel so groß, wie zweijährige Kälber, ausgenommen in einigen Distrikten, wo sie eine beträchtliche Größe erreichen. Auf den Hüften sind sie mit einem sinnbildlichen Zeichen der fabelhaften Gottheit Siva bemalt, und sie stehen in so hoher Achtung, daß Niemand es wagt, sie zu schlagen, oder im Fressen zu stören. Man sieht sie fast stets auf den Bazaars (Marktplätzen), wo sie sich ohne alle Umstände in die Kaufläden eindrängen und das zum Verkauf daselbst aufgeschichtete Getraide fressen, wobei sie oft alles, was ihnen im Wege steht, über den Haufen werfen, zum großen Verdruß des armen Hindu-Krämers, der indeß allen diesen Unfug mit religiöser Geduld erträgt und den heiligen Besuch in aller Gemächlichkeit fressen läßt, so lange als es diesem beliebt.

Die auf dem Bilde dargestellten Stiere haben, wie das indische Rindvieh überhaupt, kleine Hörner, herabhängende Ohren und auf den Schultern einen Höcker, der in einem Fleischklumpen besteht, sehr fett ist, und nach Versicherung der Engländer vortrefflich schmeckt[1].

Hanumann, der Affengott, gilt als ein Avatar (Verkörperung) Siva's, dessen Hund, (dog-steed), worauf er reitet, nach dem Glauben der Hindus an der Ehre des Gottes Theil hat. Bhavani wird bisweilen unter der Gestalt eines Schackals oder des Coromandel-Adlers verehrt, vor welchem die Hindus, so oft als sie daran vorbeigehen, sich verbeugen. Dem Zerstörer Vischnu

1) Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol. III. p. 253, 391.

werden unter der Gestalt eines Fisches göttliche Ehrenbezeugungen gezollt. Desgleichen sucht man Schlangen, als Symbole des zerstörenden Princips, durch heilige Gebräuche und Ceremonien zu besänftigen. Verschiedne Bäume gelten den Hindostanern, und insbesondere dem weiblichen Geschlecht, als Formen besondrer Gottheiten; die Weiber halten es für etwas sehr Verdienstliches, die Wurzeln derselben während der heißen Monate zu wässern[1]). Bücher betrachtet man als etwas Göttliches; desgleichen gewisse Steine, Salagrama genannt, aus der Nachbarschaft des Flusses Gundhak.

Vor allem haben seit jeher die Flüsse in der Religion der Hindus einen ausgezeichneten Platz behauptet. Der Nil ist von den Bewohnern Ost-Afrikas, wie man hinlänglich weiß, stets als eine Gottheit betrachtet worden, wiewohl gegenwärtig alle Ehrenbezeugungen, deren er sich noch erfreut, von einem einzigen Priester an seiner Quelle verrichtet werden[2]).

Der Ganges dagegen und verschiedene andre große Flüsse Indiens nehmen ihren Rang immer noch unter den Haupt-Gottheiten Asiens ein. Der Ganges, oder vielmehr die Nymphe Ganga, welche für die Tochter des Berges Himavat gilt, wird als eine weiße Frau, auf einem Seethier, Namens Makara, reitend, mit einer Wasser-Lilie in der Rechten, und einer Laute in der

---

1) Siehe in Sacontala jene treffliche Scene, wo die Prinzessin und ihre schönen jungen Freundinnen in den Gärten Canwa's diesen heiligen Gebrauch verrichten. Works of Sir W. Jones, vol IX. pp. 388 — 390; Forbes, Orient. Mem vol II. p. 360.

2) Der Salagrama ist ein Kieselstein, der den Eindruck von einem oder mehreren Ammoniten (Ammonshörnern), nach dem Glauben der Hindus Darstellungen Vischnu's, enthält.

Linken dargestellt. Alle Stämme und alle Klassen der Hindus zollen der Ganga ihre Ehrfurcht[1].

Sie wählen die Ufer dieses Flusses vor allen andern Plätzen zu ihren feierlichen Gebräuchen, hier baden sie an bestimmten Tagen des Mondes und richten ihre Wünsche und Gebete zu den Göttern. Bei dergleichen Gelegenheiten essen sie Früchte, Blumen, Reis und Kuchen und ziehen Blumen-Guirlanden quer über den Fluß, selbst sehr breite Stellen nicht ausgenommen. „Wenn sich der Hindu vor seine Hausthür setzt, mit dem Gesicht dem Ganges zugekehrt," sagt Ward, „so kann er täglich ganze Schaaren von Pilgern dem Flusse zuströmen sehen;" werden die Pilger der heiligen Fluthen ansichtig, so streckt ein jeder zum Zeichen tiefer Verehrung seine Hände danach aus. Sie steigen in dieselben hinab, überlassen sich einer Anzahl kleinlicher Ceremonien, verrichten ihre Abwaschungen und suchen sich von Flecken zu reinigen, die sie andern Falls mit in ihre nächste Geburt (Erscheinung auf der Welt) hinüber nehmen würden. Bei besondern Gelegenheiten sieht er mit einem Blick zu gleicher Zeit Tausende mitten in dem heiligen Strome in stiller Anbetung begriffen und auf den günstigen Moment, das brahminische Zeichen, zum Untertauchen harrend. Er sieht daselbst häufig Andere in tiefstem Kummer einen sterbenden Anverwandten umgeben, und Wasser und Erde aus dem Ganges zu einem Ceremoniel verwenden, welches als eine Vorbereitung für den nächsten Existenz-Zustand des Sterbenden die ganze Aufmerksamkeit desselben in Anspruch nehmen muß. Nach dem Tode des betheiligten Individuums, sieht er

1) Man sehe Bruce's interessante Beschreibung dieses letzten Ueberrestes eines fast verschollenen Aberglaubens. Von dem Gepränge und Glanze, womit diese alterthümliche Verehrung des Nils begleitet war, findet man in Jablonski's Pantheon Aegyptiacum part. II. pp. 139 — 174 ausführliche Nachrichten.

Digitized by Google

dessen Verwandten von dem Scheiterhaufen aus einen Kanal bis zum Flusse ziehen, in welchem sie, sobald der Leichnam verbrannt ist, die Asche des eben von den Flammen verzehrten Körpers waschen, damit sie sich mit dem reinigenden Wasserstrom vermische. Zu einer andern Zeit sieht er Jemand Todtenknochen, Theile von dem Körper eines Verwandten, herbeitragen, welcher das Unglück gehabt hat, fern vom Ganges zu sterben, und dieselben zum Besten des Verblichenen in den Fluß werfen. Andre Pilger ziehen mit Fässern auf den Schultern bei ihm vorüber; Wasser des vergötterten Ganges über hundert Meilen weit tragend, um damit heilige Gebräuche zu verrichten, welche nach der Meinung der Gläubigen, von höchster Wichtigkeit sind. Die Erzählungen, welche er in seiner eignen Familie oder unter den Knaben und Männern vernimmt, mit denen er sich unterredet, enthalten fortwährend Anspielungen auf die Wunderkräfte dieses Flusses; er fällt daher mit seinen Landsleuten demüthig nieder und betet eine Gottheit an, deren Wasser den Lebenden erquickt und dem Sterbenden zu einem Zustande von Glückseligkeit verhilft"[1]).

Während der kalten Jahreszeit wallfahrten viele tausend Pilgrime von allen Seiten, vorzüglich aber in Ober-Indien nach dem Ganges. Die Wege und Straßen an den Ufern dieses Flusses sind mit Büßenden überdeckt, die in gedrängten Schaaren dem heiligen Wasser zuwandern. Sie sind in der Regel gut gekleidet und tragen auf den Schultern einen dicken Bambus, von welchem an jedem Ende ein Gestell oder Geflecht von Ratan (Rohr) herabhängt, enthaltend einen kugelförmigen, mit einem Deckel versehenen, und mit den nöthigen Mundvorräthen und anderm Reisebedarf gefüllten Weidenkorb.

---

1) Ward, vol. I. preface, p. XXXI. XXXII.

Digitized by Google

Abbil

Digitized by Google

Bei der Rückkehr dienen diese Körbe zur Aufnahme ebenfalls kugelförmiger Krüge, worin man das heilige Wasser des Ganges oft mehrere hundert Meilen weit für die heiligen Verrichtungen in den Tempeln transportirt. Auf der Insel Ramiseram befindet sich eine Pagode (Tempel), wo kein anderes als Ganges-Wasser gebraucht werden darf. Dieses wird jeden Morgen über das Bild der Gottheit gegossen und dann zu hohen Preisen an den frommen Hindu verkauft, der die verlangte Summe auftreiben kann.

Diejenigen Hindostaner, welche zu bestimmten Zeiten und regelmäßig nach dem Ganges wallfahrten, bilden gewöhnlich Prozessionen, die dem Zuschauer einen unterhaltenden und anziehenden Anblick gewähren. Sie sind, mit ihren besten Kleidern angethan, ihre Körbe sind mit Federn aus dem Schweife des geheiligten Pfaues geschmückt, und jede besondre Abtheilung hat ein Mitglied von höherer Würde, welches unter einem bogenartigen, an der innern Seite mit Glöckchen und äußerlich mit Pfaufedern und Fähnchen verzierten Schirm feierlich einherschreitet (Siehe Abbd. 16.). „Mit Einbruch der Nacht," sagt Capitain Luard, „lagern sich Hunderte von Pilgrimen in den herrlichen Mango-Hainen hart an der Straße. Nach Sonnenuntergang, in der Kühle des Abends, wird eine Glocke geläutet, und auf dieses Zeichen versammelt sich Alles zu gemeinschaftlichen Gebeten; das kurz zuvor so geräuschvolle und unruhige Lager verwandelt sich augenblicklich in eine schweigsame, Ehrfurcht gebietende Scene von Frömmigkeit und heiliger Andacht."

Diese Wallfahrten beschränken sich nicht blos auf die Armen, Unbemittelten und Ungebildeten, welchen die Aufregungen des Ab.rglaubens eine willkommene Entschädigung für die mannichfaltigen Entbehrungen sind, wozu sie ein höchst verderbliches gesellschaftliches System verdammt; sondern auch die Reichen und Gebildeten

ziehen jährlich in zahllosen Schaaren den heiligen Orten zu.

Die auf vorliegender Abbildung wahrzunehmenden Figuren geben dem Leser einen Begriff von dem sogenannten Bangy Wallahs, einer höheren Klasse von Trägern, die sich von den Culies, den niedrigsten dieser Volks-Abtheilung, dadurch unterscheiden, daß sie ihre Bürde auf die Schultern laden, während letztere dieselbe auf dem Kopfe tragen; und diese Auszeichnung wird von Seiten der Lastträger so streng berücksichtigt, daß ein Bangy Wallah lieber sein Leben hingeben würde, ehe er sich dazu verstände, seine Ladung, gleich den Culies, auf dem Kopfe zu tragen.

Sechstes Kapitel.

Tempel. — Heilige Plätze. — Wallfahrten und Feste.

Es giebt vielleicht kein Land auf der Erde, wo man so viele Tempel und heilige Gebäude anträfe, als in den verschiednen Provinzen Indiens ausgestreut sind. Fast jeder Hain, jedes einsame Thal, jede wilde luftige Bergspitze bietet dem Auge einen malerischen Tempel oder eine alte Kapelle, ganz oder in Trümmern, das Werk der Frömmigkeit vergangener Tage dar. Diese Tempel sind, wenn sie in fruchtbaren Gegenden liegen, häufig von prächtigen Gärten umgeben. Die Brahminen verrathen in Auswahl der Lage ihrer heiligen Gebäude vorzüglichen Geschmack und Kunst, und die Hitze des Klimas macht Schatten und Wasser unentbehrlich; da die Aufenthalts-Orte der Götter in der Regel den Priestern und den zahlreichen Tänzerinnen (Tanz-Mädchen), welche sich dem Tempeldienst gewidmet haben, zur Wohnung dienen, so werden in den Tempel-Gärten Gemüse, Früchte und Blumen mit großer Sorgfalt gezogen.

Die heiligen Haine, welche den Verehrer gegen die Mittagshitze schirmen, bestehen aus Orangen-, Feigen-, Maulbeer- und Granat-Bäumen; und die Wasserbehälter, nicht selten mit weißem Marmor ausgelegt, werden

noch anmuthiger und einladender durch die vielen Wasser-Vögel, und die Blüthen des blauen und rothen Lotus, welche man auf ihrer Oberfläche schwimmen sieht. Bisweilen liegen die Tempel inmitten der wildesten Scenerei, umgebrn von Holzungen und Wäldern, und durch dichte Banian-Baum-Haine dem Auge fast ganz entzogen. In diesen heiligen Hainen läßt man eine Anzahl heiliger Stiere; nachdem sie zuvor unter großen Ceremonien von den Brahminen dem Gott Siva geweihet und mit einem unterscheidenden Merkmal bezeichnet worden sind, frei umherlaufen, wohin es ihnen gefällt, und sie streifen bisweilen über das Tempel-Gebiet hinaus, angelockt durch den gewürzhaften Gras-Duft der benachbarten Wiesen, und überall werden sie als die Stellvertreter der Gottheit willkommen geheißen. In Guzerat, so wie auch in einigen andern Theilen Indiens, sind diese Thiere von ausgezeichneter Schönheit. „Sie sind vollkommen weiß, mit schwarzen Hörnern, einer zarten und weichen Haut, und Augen, welche in Glanz- und Feuer denen der Antelope den Rang streitig machen. Gewiß wurde der Apis des alten Aegyptens nie mit größerer Ehrfurcht betrachtet als gegenwärtig Siva's Stier in Hindostan. Außer den lebenden Thieren sieht man in den meisten Tempeln das Bild von einem oder mehreren der Rasse, in Stein oder versteinerten Reis, der unter den Banian- und Peepul-Bäumen lagert, oder in Marmor gehauen; denn „lebendig oder todt, erhöhen sie, dem Glauben der Hindus gemäß, die Heiligkeit dieser ehrwürdigen Schatten"[1]).

Mitten in den Alpenthälern von Mewar und in den Wildnissen von Parassur in Rajast'han, entdeckt der Reisende in Verfolgung seines Weges zahlreiche Bei-

---

1) Forbes Oriental Memoirs, vol. II. p. 407, 510; III. p. 99.

spiele des schönen heiligen Baustyls der Indier. Der Genius der Brahminen hat sich hier in Ausschmückung ihres Vaterlandes herrlich entfaltet. „An solchen Orten sieht man die ältesten Tempel, — innerhalb der dunklen Bergschluchten oder auf einer schroffen Spitze, — im Herzen von Wäldern und an den Quellen von Flüssen, wo Einsamkeit, Schönheit und Erhabenheit der Lage, gleichsam mit einander wetteifernd, die Seele der Gläubigen zur Andacht und Anbetung stimmen. In diesen Gegenden scheint die schöpferische Macht der früheste, und zu einer Zeit der einzige Gegenstand der Verehrung gewesen zu sein; und ihre Symbole, der schlangenumwundene Lingam und sein Gefährte der Stier wurden selbst von den Kindern des Waldes für heilig gehalten." „Der Tempel von Eklinga, in einer von den engen zur Hauptstadt führenden Bergschluchten gelegen, ist ein gewaltiges Gebäude, mehr jedoch durch seine prunkvolle Bauart als durch Schönheit der Form und Geschmack die Aufmerksamkeit fesselnd.

„Er ist ganz aus weißem, mit Bildwerk verzierten Marmor erbaut, allein da er auf dem Wege des bigoten Feindes liegt, so hat er manche Zerstörungen erlitten. Der eherne Stier, unter einem besondern Dom ruhend und dem Heiligthum des Lingam zugekehrt, ist fast von natürlicher Größe. Er ist hohl gegossen, gut geformt, trefflich polirt und ohne Schramme oder Sprung, außer da, wo der Hammer des Tataren in Aufsuchung verborgener Schätze sich einen Weg in die hohle Seite gebahnt hat"[1].

Sowohl Maaßregeln der Klugheit als Aberglaube haben in Zeiten der Barbarei den Menschen bestimmt, die Wohnstätten seiner Götter an unzugänglichen Stellen

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 516.

zwischen den Bergen zu errichten, die Gipfel der letzteren waren, wie Herodot bemerkt, unter den Orientalen dem Jupiter geheiligt. Wir lesen, daß Kumbho, einer der Fürsten von Mewar, auf dem Berge Abu, dessen Spitzen alle Berge zweiten Ranges in Indien überragen, einen Tempel errichtet. Derselbe Fürst trug eine halbe Million Thaler zur Erbauung eines andern Tempels, eines der größten Gebäude in der Welt bei, welches über sieben Millionen Thaler kostete und mittelst Unterzeichnung (Subscription) zu Stande kam. Dieser Tempel steht in dem Bergpaß Sadri, welcher auf dem westlichen Abhange des Hochlandes Mewar herabführt. „Er zählt drei Stockwerke und wird von zahlreichen, über vierzig Fuß hohen Granit-Säulen getragen. Das Innere ist mit mussivischer Arbeit von Carneol und Agat ausgelegt. Die Statuen der Jain-Heiligen stehen in unterirdischen Gewölben.“ Dank seiner Abgelegenheit, welche ihn der Wuth der bigoten Muselmänner entzogen hat, ist dieses Gebäude noch ziemlich gut erhalten, allein es ist nicht länger eine Stätte der Verehrung, „seine einzigen Besucher sind gegenwärtig wilde Thiere, welche innerhalb seiner ehrwürdigen Mauern Schutz und Zuflucht suchen.“

Oberst Tod schildert in seinem Bericht über die religiösen Gebäude Mewars die wilde Scenerei, welche den eben erwähnten alten Tempel Siva's umgiebt, folgendermaßen: —

„Die ringsum sich emporthürmenden Berge gehören der Urformation an, und ihre ausgezackten, zerbrochnen Spitzen sind dicht mit Wachsscheiben bekleidet. Ueberall sprudeln kleine Wasserquellen hervor und erhalten die zahlreichen Büsche grün, deren Blüthen der Gottheit angenehm sind, was vorzüglich von dem Keiner (Oleander) gilt, der in großer Ueppigkeit auf dem Aravulli wächst. Bambus- und Mango-Haine waren, wie die Sage lautet, vormals in dieser Gegend häufig, allein ob es gleich

für gottlos und frevelhaft gilt, die Haine Bal's zu lichten, so ist der Bambus doch fast völlig ausgerottet; indeß findet man immer noch im Umkreise des Tempels mehrere der Gottheit heilige Bäume ausgestreut. Der complicirte Styl, in welchem die Mehrzahl hindostanischer Tempel erbaut ist, macht es schwer, wo nicht unmöglich, mit Worten eine deutliche Vorstellung von ihren mannichfaltigen Einzelnheiten zu geben[1]).

„Die verschiedenen Ordnungen der heiligen indischen Bauart zeichnen sich durch die Form der Sikhara, oder Zinne aus, d. i. der Theil, welcher von der senkrechten Mauer des Tempels entspringt und darüber emporragt.

Die Sikhara der Tempel Siva's ist stets pyramidenartig, und ihre Seiten sind verschieden, je nachdem die Basis ein gleichseitiges oder längliches Viereck bildet. Die Spitze ist mit einer Figur, Namens Kullus, verziert, z. B. einer Sphinx, einer Urne, einem Stein, oder einem Löwen.

Wenn die Sikhara blos ein Stück einer Pyramide ist, so sieht man oft eine Reihe Löwen darauf, wie zu Bijolli"[2]).

Eines der merkwürdigsten heiligen Gebäude Indiens ist der Tempel Krischna's, Nas'hdwara genannt. Er steht auf dem rechten Ufer des Flusses Bunas, ungefähr zwei und zwanzig englische Meilen nordöstlich von Udipur. Dieser Tempel verdankt indeß seine Berühmtheit weder seiner Bauart, noch seiner Lage, sondern einem

---

1) Diejenigen, welche Geschmack an der Geschichte der Architectur finden, dürften es uns Dank wissen, wenn wir sie hier auf den Essay on the Architecture of the Hindoos, by Ram Raz, mit 48 Kupfertafeln, verweisen, welcher unlängst von der königlichen Asiatischen Gesellschaft herausgegeben worden ist. London 1834. 4.

2) Colonel Tod, vol. I. p. 516.

Bilde Krischna's, von dem man glaubt, es sei dasselbe, welches in Mat'hura seit der Vergötterung des Helden angebetet worden. Obwohl von geringerem Rufe und für weniger heilig geachtet als Urij, der Geburts-Platz Krischna's, wo der junge Gott mit den Gopis spielte und die Haine von seinem Flötenspiel wiederhallen machte, ist Nat'hdwara doch immer noch einer von den Orten, wohin die Hindus am häufigsten wallfahrten. Seine Einweihung reicht jedoch nicht über die Herrschaft Aurungzebe's hinaus, unter welchem der Hirten-Gott von seinem alten klassischen Sitz in Urij, wo er während einer Periode von zweitausend acht hundert Jahren verehrt worden war, verbannt wurde. Zur Zeit dieser Krisis, als der mohamedanische Tyrann den Gott verbannt und seine Tempel an den Ufern des Yamuna geschleift hatte, erbot das „heilige Land," (das Besitzthum) des Hindostaners Rana Raj Singh, Königs von Mewar, zum Dienste des Gottes hundert tausend Mann Rajputen zu stellen und dem Verbannten ein heiliges Asyl innerhalb seines Gebietes einzuräumen.

„Ein Omen entschied über die Stelle seiner künftigen Residenz. Als er auf dem Wege nach der Hauptstadt der Seesodias begriffen war, sank das Wagenrad tief in das Erdreich ein und ließ sich nicht wieder heraus ziehen, ein Umstand, welcher nach der Auslegung des Augurs den Wunsch des Gottes andeutete, hier seine bleibende Stätte aufzuschlagen. Der Ort, wo dies geschah, war ein unbedeutendes Dorf, Namens Siarh, im Gebiete Dailwara's eines der sechszehn Edeln von Mewar. Erfreut über diese entschiedene Begünstigung eilte der Fürst sogleich herbei, um das Dorf und die dazugehörigen Fluren dem Gott auf immer abzutreten, eine Schenkung, welche der Rana alsbald durch ein Patent bestätigte." Hierauf wurde der Gott aus seinem Wagen gehoben, in kurzer Zeit stieg ein Tempel zu seiner Aufnahme empor, und das Dorf wuchs allmälig zu einer

beträchtlichen Stadt an, deren Einwohner unter keiner andern Gerichtsbarkeit als der des Gottes stehen. „Die Lage des Ortes ist anziehend und nicht ohne Mittel zur Vertheidigung. Auf der Ostseite ist derselbe von Hügeln eingeschlossen, und im Westen fließt der Bunas, der fast die äußersten Punkte der Berge bespült. Innerhalb dieser Schranken ist das Heiligthum Krischna's, wo der Verbrecher keine Verfolgung zu fürchten hat; das Schwert der Gerechtigkeit darf sich nicht auf dem Berge zeigen; der Fuß des Verfolgers darf den Fluß nicht überschreiten; an der geweiheten Stätte darf kein Blut vergossen werden; denn der Hirten-Gott Krischna hat kein Wohlgefallen an dergleichen Opfergaben. Das heilige Gebiet enthält hinreichenden Flächenraum für die Stadt, für den Tempel und die Wohnungen der Priester und einer großen Anzahl Verehrer, die sich daselbst niedergelassen, so wie für den beständigen Zufluß frommer Pilger aus den entferntesten Ländern, „von Samarkand, vom Oxus, Temir's Thron, bis zu dem goldnen Chersones herab," welche insgesammt gegen die brennenden Strahlen der Mittags-Sonne in den Tamarinden-, Peepul- (Ficus religiosa), Semul- (Bombax heptaphyllum) und Baumwollen-Baum- [1]) Hainen Schatten und Kühlung finden und in stiller Andacht Jayadeva's mystischen Hymnen lauschen.

Hier findet man diejenigen, welche ihrer ehrgeizigen Bestrebungen müde sind, welche Aberglaube unreimisch gemacht, Sättigung mit Eckel erfüllt, Handel zu Grunde gerichtet, oder Verbrechen aus ihrer Heimath vertrieben hat, — alle der stillen Betrachtung hingegeben und Diener der mildesten Gottheit Indiens. Entschlossen, sich von der Welt zurück zu ziehen, entsagen sie zuerst den Banden, welche sie an dieselbe fesseln, seien es nun Banden des

1) Die Baumwollen-Bäume erreichen hier eine beträchtliche Höhe.

Familienlebens, der Freundschaft oder irdischer Glücksgüter, und überlassen ihr Vermögen ganz der Verfügung des Gottes, indem sie sich blos einen Theil von den für ihn zubereiteten Speisen und die Erlaubniß erbitten, sich vor ihm niederwerfen und ihn anbeten zu dürfen, bis die ihnen vergönnte Lebensfrist abgelaufen ist. Hier beunruhigt den furchtsamen Frömmler kein blutiges Opfer, hier schrecken ihn keine strengen Büßungen, hier ermüdet ihn kein langweiliges Ceremoniel; man lehrt ihn die Hoffnung nähren, daß er blos um Gnade zu bitten brauche, um ihrer Gewährung gewiß zu sein, und man befestigt ihn in dem Glauben, daß der mittleidige Gott, welcher das Kibitz-Nest inmitten von Myriaden Kämpfern schützte, welcher der Buhlerin, als sie, schon halb von der Mauer zerquetscht, den Namen Rama ausrief, Seligkeit verliehen, ihm, der die Welt und ihre Lockungen verlassen, um ganz in seiner Nähe zu leben, von den für ihn (den Gott) selbst bereiteten Speisen zu zehren und unter Anrufung des Namens Heri seinen letzten Athemzug zu thun, seine Huld nicht versagen werde"[1].

Zweihundert Reuige von jedem Range und Stande sind hier oft zu einer Zeit versammelt, um ihr Leben in andächtiger Hingebung zu beschließen, die, obwohl von Verirrung zeigend, doch aufrichtig genannt werden kann. Diese Menschen, welchen das Leben so unstätt erscheint, wie der Thau-Tropfen auf dem Lotus, übergeben ihr ganzes Besitzthum dem Tempel, in der Hoffnung, einst vermöge der Fürbitten des Hohenpriesters, so wie auch täglicher und nächtlicher Andachts-Uebungen die Last ihrer Sorgen in dem Himmel ihrer Gottheit niederlegen zu dürfen.

Von allen Seiten, aus allen Gegenden, langen köstliche Opfergaben bei dem Tempel an. Die Verehrer

---

1) Siehe Colonel Tod's Annals of Rajast'han, vol. I. p. 521—538.

Krischna's sind zahlreich und weit verbreitet. Von den Ufern der Flüsse Indiens und Ganges, von den Küsten der Halbinsel, und von den Ufern des rothen Meeres finden Geschenke und Vermächtnisse ihren Weg zum Tempel Nat'hdwara. Krischna, oder Caniya, wie er hier volksthümlich genannt wird, ist der St. Nikolas des hindostanischen Schiffers, so wie dies Appollo für die griechischen und celtischen Seeleute war, welche die geweiheten Pfeile des Gottes als ein Schutzmittel gegen Sturm und Ungewitter kauften; und unter den Seefahrern, welche den indischen Ocean von Sofala oder Arabien durchpflügen, ist es Sitte, wenn der Anblick des Himmels drohend oder zweideutig erscheint, seinem Schutz-Gott je nachdem man das Vermögen dazu hat, mehr oder weniger kostbare Geschenke zu geloben. „Keine Gabe" sagt Oberst Tod, „ist zu groß oder zu gering," als daß man sie dem Gott Krischna nicht gelobte, von der freiherrlichen Besitzung, bis zu einem unbedeutenden Fleckchen Wiesen-Grund, von der mit Edelsteinen besetzten Krone zur Schmückung des Götterbildes bis zum Schärflein der Wittwe; auch giebt es kein Fürstenthum in Indien, welches seine eignen Einkünfte nicht schmälerte, um die von Nat'hdwara zu bereichern. Es geht aus dem Bericht dieses geschickten und enthusiastischen Schriftstellers hervor, daß die Einführung dieser milderen Religions-Form in Rajast'han manchen von den Verehrern Siva's, des Schutzgottes der Rajputen, dessen Altäre, wie wir anderswo gesehen, zu den ältesten in Hindostan gehören, zum Abfall veranlaßt hat.

Hinsichtlich des Tempel-Rechts, welches unter den Völkern des Alterthums bestand, wollen wir blos bemerken, daß, wiewohl Menschlichkeit die ursprüngliche Ursache gewesen sein mag, die heiligen Stätten fast überall ziemlich bald zu festen Zufluchtsorten für verzweifelte Verbrecher ausgeartet sind. Es ist indeß nicht wenig befremdend, daß in einem Lande, wo Verwirrung und Anarchie

so lange geherrscht haben, wie in Indien, das Tempel-(Asyl) Recht nicht gewöhnlicher ist, als wir es finden, allein wir besitzen das unverwerfliche Zeugniß des Obersten Tod zu Gunsten der Behauptnng, daß sich die Städte von Caniya dieses Vergehen nicht oft zu schulden haben kommen lassen.

Herodot hat uns eine Schilderung von den reichen und prachtvollen Geschenken gegeben, welche den Tempeln von Delphi und Delos zuströmten; aber die Verehrer Krischna's zu Mewar, wenn auch vielleicht weniger zahlreich als die der griechischen Gottheit, sind viel weiter über die verschiednen Länder des Ostens ausgestreut. Denn hierher gelangen die Spececeien des indischen Archipelagus, die Balsame des glücklichen Arabiens, der Weihrauch der Tartarei; die Trauben und Pistacien Persiens; jede Art von Zuckerwerk, vom Zuckerkant des himmlischen Reichs (China), womit der Gott sein Abendmahl versüßt, bis zu der gewöhnlicheren Sorte, welche die Peras von Mat'hura, die Speise seiner Kindheit, würzte; die Shawls von Kaschmer, die seidnen Stoffe Bengalens, die Schärpen von Benares und die Brocate von Guzerat, „die Blume und das Köstlichste von manchem weit entfernten Lande“[1]).

Vor allen aber sind es die See-Provinzen, welche zu den Reichthümern dieses weit berühmten Tempels beitragen. Controlleurs, von dem Ober-Priester abgeordnet, residiren stets in den großen Handelsstädten Surat, Cambay, Muscat Mandavi und andern längs der Küste, um die Geschenke der Verehrer des Gottes zu sammeln und an den Ort ihrer Bestimmung gelangen zu lassen. Von den arabischen Seehäfen, Muscat, Mokha und Dschidda senden die hindostanischen Kaufleute, welche der Handel in diese Städte geleitet hat, jährlich die Summe von zehntausend Rupien hierher. Sogar von den Mündun-

1) Tod's Annals of Rajast'han, vol. p. 528.

gen der Wolga, wo eine hindostanische Kaufmanns-Gesellschaft besteht, und aus der rohen Hütte des Samojeden in Sibirien, strömen Beiträge in Krischna's Heiligthum. In Multan hält sich ein Abgeordneter des Oberpriesters auf, um die frommen Verehrer mit dem Weih-Gürtel und Halsband zu bekleiden.

Zahlreiche Pilgrime von Samarcand kommen, mit Opfergaben beladen, zu der Gottheit, und es giebt wohl schwerlich einen Anbeter Vischnu's, sei er auch noch so arm und niedrig, und sei seine Heimath auch noch so entfernt, der nicht persönlich oder durch einen Stellvertreter den zehnten Theil seines Besitzthums dem Tempel von Nat'hdwara überlieferte, woselbst Caravanen von dreißig bis vierzig doppelspännigen Wagen zwei oder drei mal im Jahre anlangen; diese frommen Gaben bleiben indeß nicht unbenutzt liegen. Schmuck und Zeuge zu Kleidern werden von freigebiger Hand unter den Betbrüdern vertheilt, und von den Nahrungsmitteln erhält jeder seinen täglichen Bedarf.

Um den Eifer der Verehrer zu vermehren, schaffen die Geschäftsführer des Oberpriesters einen Theil der heiligen Speisen in die fernsten Länder, um sie als ein Geschenk des Gottes an die Freigebigsten verabfolgen zu lassen; hierzu kommen noch Ehrenkleider, die in Stoff und Werth dem Range des Empfängers entsprechen: z. B. gestickte Diademe oder Stirnbänder von Seide und Gold; gesteppte Oberkleider von Gold- oder Silber-Brocat, gegen kalte Witterung; eine Schärpe von blauer Seide und Gold; oder für Solche, welche die Gabe weniger ihres innern Werthes halber schätzen, als weil sie ein Zeichen besondrer Gunst ist, ein Stück von der Guirlande, welche der Gott bei der Feier eines Festes getragen hat; oder ein einfaches Halsband, durch welches der Empfänger in die Anzahl der Auserwählten aufgenommen wird.

Vor allem aber sind es die verschwenderischen Gaben der Rajputen-Fürsten, welchen Krischna's Heilig-

thum seinen Reichthum verdankt. Der Beitrag des Rajah's von Cotah allein beläuft sich jährlich auf ziemlich 72,000 Thaler. In der That jedes Ding zu Cotah gehört dem Gott an, so wie auch der große See östlich von der Stadt, mit allen darin enthaltenen Fischen [1]).

Der Tempel von Nat'hdwara, verdankt seinen Ruhm, wie wir bereits gesehen haben, keineswegs dem Geschmack oder der Pracht und Großartigkeit seiner Bauart; manche andre heilige Gebäude in Indien, welche von den Frommen mit besondrer Ehrfurcht betrachtet werden, z. B. der Tempel Jagannat'h's in Orissa sind, als Kunstwerke genommen, eben so unbedeutend; ein Umstand, aus welchem übrigens vorzügliche Schriftsteller geschlossen haben, daß alle hindostanische Tempel unansehnliche, alles Ebenmaßes und aller Zierlichkeit entbehrende Gebäude seien. Eine geringe Bekanntschaft mit der Geschichte wird die Grundlosigkeit dieser Behauptung zur Genüge darthun.

Bei den Aegyptern waren die heiligsten Götzen kleine roh gearbeitete, zwergartige Bilder, desgleichen jene groben Figuren, womit die Phönizier das Vordertheil ihrer Galeren zu verzieren pflegten. Sogar in Athen, wo alle schöne Künste, einen Grad von Vollkommenheit erlangt hatten, den zu erreichen neuere Nationen bisher vergebens bestrebt gewesen sind, waren die Hermen, deren Umsturz durch Alcibiades für eine der gottlosesten Handlungen gehalten wurde, als Kunsterzeugnisse genommen, ganz gewöhnliche Figuren ohne Verdienst oder Werth.

---

1) Ich hatte, „erzählt Oberst Tod," mein Netz eines Tages in diesen See ausgeworfen, welcher von Fischen aller Art wimmelte, als mein Zeitvertreib plötzlich durch eine Botschaft von dem Regenten, Zalim Singh, unterbrochen wurde. „Melde dem Capitain Tod, daß Cotah und die ganze Umgegend zu seinem Gebote stehen, daß aber diese Fische Canina gehören. Ich brach daher ab und stellte die bereits gefangnen Fische wieder dem Schutz der Gottheit zu." Annals of Rajast'han, vol. I. p. 530, Anmerkung.

Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir bei den Hindus, die doch Niemand, der gesunden Menschenverstand besitzt, den Atheniensern gleich stellen wird, Schönheit und Ebenmaaß an ihren heiligsten Gebäuden vermissen; denn diese wurden ja nicht wegen der Harmonie ihrer Verhältnisse oder wegen des Glanzes ihrer Materialien, sondern blos deswegen geschätzt, weil sie im Besitz einiger alten Reliquien waren, die in den Augen des Volkes die geheimnißvolle Kraft hatten, Strafe für Vergehungen abzuwenden oder zu erlassen.

Auf der andern Seite aber sind Indiens Tempel keineswegs so sehr von allem Verdienste entblößt, wie einige Schriftsteller behaupten. Ein gewisser Zug barbarischer Größe, beträchtlicher Umfang und Höhe, reiche Verzierung, im Verein mit einer unsre prächtigen gothischen Kathedralen auszeichnenden Einfachheit im Plan des Ganzen, erzeugen in dem Beschauer erhabene Gefühle. Es scheint in der That, als gäbe es zur Erregung der mächtigsten Leidenschaften der Seele wehr als einen Weg; und wiewohl richtiges Urtheil und Gefühl ohne Zweifel denjenigen Kunst-Schöpfungen, welche die Einbildungskraft zu gleicher Zeit entzücken und mit Staunen erfüllen, den Vorzug geben müssen, so kann man doch keineswegs ohne Unbilligkeit den Genius jener regellosen und kühnen Phantasien verkennen, deren Schöpfungen die Seele mit Gewalt zum Staunen und zur Verwunderung hinreißen. Die Aufmerksamkeit der großen Welt ist bereits durch manchen ausgezeichneten Schriftsteller auf die Höhlen-Tempel von Gaya, Salsette, Elephanta und Ellora gelenkt worden. Vermuthung, welche in Ermangelung genauer Belege, stets thätig ist, hat denselben allmälig den seltsamsten und unwahrscheinlichsten Ursprung zugeschrieben, und sie einmal für das Werk der Aegypter, das andre mal für das der Mazedonier ausgeben; ja Einige lassen sie, um dem Unsinn die Krone aufzusetzen, von den Juden herrühren.

Gegenwärtig ist man zwar nicht länger darüber in Zweifel, daß sie von den Hindostanern erbaut worden sind; allein seit dem dieses als eine ausgemachte Sache gilt, hat man zu zeigen versucht, daß in ihrem Bau nichts Außerordentliches zu finden sei. So z. B. sagt ein ausgezeichneter Zeitgenosse von uns, da, wo er auf den Höhlen-Tempel von Elephanta in der Nachbarschaft von Bombay zu reden kommt: — „Es ist eine Höhle im Abhange eines Berges, ziemlich in der Mitte zwischen Fuß und Gipfel, die im Gevierte einen Raum von etwa hundert und zwanzig Fuß einnimmt. Bei Ausführung derselben hat man in gewissen Abständen Felsen-Säulen als Stützen der darüber lagernden Masse stehen lassen; uud der Anblick des Ganzen ist beim Eintritt großartig und überraschend" [1]).

Hören wir dagegen, in welchem Lichte der Tempel von Elephanta den einsichtsvollsten Reisenden, welche ihn besucht und beschrieben haben, erschienen ist. Seine Lage, man muß es zugeben, ist nicht ohne Ueberlegung gewählt. „Der zu ihm führende Pfad läuft durch ein Thal; die Berge auf beiden Seiten sind schön mit Grün bekleidet; und rings umher herrscht tiefe Stille, welche nur bisweilen durch die Stimme der ihren abwesenden Gatten rufenden Taube unterbrochen wird, die Seele des Wanderers wird in die zur Betrachtung der nahenden Scene geeignete Stimmung versetzt. Die Höhle ist in einen Felsen-Hügel gehauen; ihr massives Dach ruht auf Reihen in regelmäßigen Abständen von einander gelassener Säulen, die aber einer uns völlig fremden Ordnung angehören; riesenhafte, halb erhabene Figuren zieren

1) Mill, History of British India, vol. II. p. 4. Nur Wenige dürften in Sachen dieser Art ein competenteres Urtheil haben als Mr. Mill; dennoch halten wir seine Beschreibung für unvollkommen, indem sie den Tempel von Elephanta in einem zu ungünstigen Lichte erscheinen läßt.

die Wände; diese sowohl als die Säulen sind in den festen Felsen gehauen und, allem Anschein nach, das Werk keineswegs ungeschickter, wenigstens sehr beharrlicher Künstler."

Der Verfasser, dessen vorzügliche Beschreibung zu sehr ins Einzelne geht, als daß wir sie hier ganz mittheilen könnten, erwähnt unter den Bildhauer-Arbeiten, die treffliche Figur eines Jünglings, und in einer andern Gruppe, die eines Mannes, welcher eine Frau zu einer majestätischen, in dem Winkel der Nische stehenden Statue gleitet; der Kopf der letztern ist bedeckt, wie bei den englischen Richtern auf der Bank; Gesichtszüge und Haltung der Frau drücken in hohem Grade Bescheidenheit und schüchternes Widerstreben aus. Weiter unten fügt er hinzu: – „Der bisher beschriebene Theil dieses überraschenden Denkmals menschlicher Geschicklichkeit und Ausdauer wird gemeiniglich die große Höhle genannt; seine Länge beträgt hundert fünf und dreißig Fuß, und die Breite fast eben so viel." Hierauf wieder auf die Bildhauer-Arbeit zurück kommend, äußert er sich folgendermaßen: „Trotz der Riesengröße der Figuren, machen diese doch zufolge eines gewissen Ausdrucks von Harmonie und Ebenmaß in ihren Verhältnissen einen günstigen Eindruck auf das Auge. Nachdem ich drei oder vier davon gemessen und nach dem Maßstabe, welcher als der richtigste gilt, untersucht hatte, fand ich, daß mehrere selbst diese Prüfung bestanden; und die kleinen hier und da vorfindlichen Mängel kommen kaum denen gleich, die wir tagtäglich an übrigens wohl proportionirten Leuten wahrnehmen"[1]).

Ein andrer Reisender, welcher uns eine anziehende Schilderung vom westlichen Hindostan hinterlassen hat, bemerkt Folgendes: — „Der Haupt-Tempel und die anstoßenden Gemächer sind zweihundert und zwanzig Fuß lang, und hundert und funfzig Fuß breit; sie übertreffen

1) Goldingham, Asiatic Researches, vol. IV. p. 424—434.

mithin in diesen Dimensionen das größte Werk von Salsette; allein weil die Höhe des Tempels zu Elephanta sehr gering ist, so glaubt sich der Besuchende, trotz den zahlreichen und mannichfaltigen Verzierungen, in einen Keller versetzt. Zu Salsette dagegen gewähren das hohe gewölbte Dach und die edlen Säulen einen majestätischen Anblick; dessen ungeachtet wird man in dem Tempel zu Elephanta von größerer Ueberraschung und Verwunderung ergriffen, als zu Salsette: man erblickt vier Reihen massiver, aus dem Felsen ausgehauener Säulen, alle der nämlichen Ordnung angehörig und in regelmäßigen Entfernungen von einander befindlich, so daß sie vom Haupteingange bis zum Götzenbilde, welches die mittelste Vista begrenzt, gleichsam drei großartige Alleen bilden. Die allgemeine Wirkung wird noch durch die bläuliche Farbe des Lichtes, oder vielmehr durch das der Lage eigenthümliche Düster erhöht. Das Centralbild besteht aus drei colossalen Köpfen, die funfzehn Fuß hoch sind und vom Fußboden an bis ziemlich an die Decke reichen"[1]). (S. Abbd. 17.)

Ein andrer Bericht von der Insel Elephanta und dem Höhlen-Tempel lautet folgendermaßen.

„Die Insel Elephanta, von den Eingebornen Goripura, d. i. Berg-Stadt, genannt, liegt in der Bucht von Bombay, sieben englische Meilen von Bombay-Castle, sie mißt ungefähr sechs Meilen im Umfange und besteht aus zwei langen Bergen mit einem engen Thale dazwischen. Ihr Name Elephanta rührt von der colossalen Statue eines Elephanten her, der aus einem einzigen losgetrennten schwärzlichen Felsenblocke gehauen ist. Diese Figur trug ehemals eine zweite auf dem Rücken, welche frühere Reisende einen jungen Elephanten nennen, allein nach den Zeichnungen der Ueberreste, die man davon besitzt, geht hervor, daß diese zweite Figur vielmehr einen Tiger vorstellte. Kopf und Hals des colossalen Elephan-

1) Forbes, Oriental Memoirs, vol. I. p. 429, 430.

Abbd. 17. Ansicht des Höhlen-Tempels zu Elephanta. St. 287.

13 *

Digitized by Google

Digitized by Google

ten sind 1814 zu Folge einer großen Spalte, welche durch den Rücken lief, abgebrochen.

„Nimmt man seinen Weg in dem Thale aufwärts nach der Vereinigungsstelle der beiden Berge, so stößt man auf einen schmalen Pfad; ist dieser erklimmt, so bietet sich dem Auge eine schöne Aussicht auf den nördlichen Theil der Insel und die ihr gegenüberliegenden Ufer von Salsette dar. Weiter vorwärts, zur Linken am Abhange des Berges hin, steigt man allmälig zu einem offenen Raume und kommt plötzlich an den Eingang eines Tempels, dessen gewaltige Säulen gleichsam als Stützen des Berges erscheinen.

„Der Eingang in diesen Tempel, welcher ganz in eine porphyrartige Steinmasse gehauen ist, bildet eine geräumige Fronte, die durch zwei massive Pfeiler und eben so viele Pilaster unterstützt und in drei Oeffnungen geschieden ist. Darüber ragt die Felsenwand empor, mit wilden Sträuchern und Gestrüpp überwachsen.

„Eine lange Säulenreihe auf jeder Seite im Innern, die flache Felsendecke, wie es scheint, blos durch die massiven Pfeiler mit ihren gleichsam von der darauf ruhenden Last plattgedrückten Capitälern am Einstürzen gehindert, das in dem weiten Raume herrschende Dunkel, nur hier und da von einem schwachen, durch die Eingänge fallenden Lichtstrahl unterbrochen, und das düstere Ansehen der steinernen Riesen-Figuren, die längs den Wänden emporragen, und, gleich dem ganzen Tempel, aus dem Felsen ausgehauen sind, versetzen, in Verbindung mit der Ungewißheit, die hinsichtlich der Geschichte dieses Ortes herrscht, die Seele des Beschauers in eine längst verschollene Zeit und erfüllen das Gemüth mit jener religiösen Ehrfurcht, welche die großartigen Werke des Alterthums gewöhnlich zu erwecken pflegen.

„Der ganze ausgehöhlte Raum besteht aus drei Haupt-Abtheilungen: nämlich aus dem großen Tempel selbst, der die Mitte einnimmt, und aus zwei kleineren Kapel-

len, einer auf jeder Seite. Diese beiden Kapellen fallen nach vorn nicht mit dem Haupttempel in eine gerade Linie, sind auch, wenn man sich letzterem nähert, nicht zu bemerken, sondern nehmen den Hintergrund ein und sind durch zwei schmale Passagen im Felsen zugängig, die sich dem großen Eingange zur Seite, aber in einiger Entfernung davon, öffnen. Verfolgt man diese Passagen, so bemerkt man bald, daß sie, eine jede zu einer besondern Fronte führen, die beide der beschriebenen vollkommen gleichen, sich einander gegenüber befinden und, während letztere gegen Norden gerichtet ist, die eine nach Osten, die andere nach Westen sehen.

„Von dem nördlichen Eingange bis zum Ende der Aushöhlung beträgt die Entfernung ungefähr 130½ Fuß, und von der östlichen nach der westlichen Seite 133 Fuß. 26 Säulen, wovon 8 zerbrochen sind, tragen die Decke. Weder die Decke noch der Fußboden laufen in einer Ebene fort, daher denn auch die Höhe verschieden ist, und an einigen Stellen 17½, an andern 15 Fuß beträgt. Die Säulen laufen in mehreren Reihen theils von Norden nach Süden, theils von Westen nach Osten, und durchkreuzen dergestalt einander, übrigens sind sie in Form und Verzierung von einander verschieden. Der ganze Tempel scheint einzig und allein der Gottheit Siva gewidmet gewesen zu sein. Die Abbildung 18. ist aus Daniell's Views in India, vol. V. pl. 8. entlehnt, und stellt die Westseite des Tempels dar. Man sieht mehrere zum Theil zerbrochene Säulen, die eine kleine, mit colossalen Figuren verzierte Kapelle umgeben. Die Wände zeigen erhabene Figuren, die sich auf die Mythologie der Hindus beziehen und zum Theil gut ausgeführt und colossal sind. Nach Osten und Westen zu befinden sich mehrere Gemächer, die ähnliche Verzierungen enthalten. Obgleich dieser Felsentempel ziemlich hoch über dem Seespiegel liegt, so ist doch der Fußboden während der Regenzeit mit Wasser bedeckt, indem der Wind den Regen hereintreibt,

Abbd. 18. Ansicht des Höhlen-Tempels zu Elephanta. St. 292.

Digitized by Google

Digitized by Google

und daher mag wohl auch sein gegenwärtiger verfallener Zustand rühren."

Wir wollen diesen Mittheilungen noch das Zeugniß des gelehrten und durch guten Geschmack ausgezeichneten Heber's hinzufügen, um unsern Beweis für die Großartigkeit und Pracht dieses Höhlen-Tempels zu vervollständigen. —

„Hat man zwei Drittel des Abhanges von dem größern der beiden Hügel erstiegen," so stößt man auf jene gewaltige Höhle, die sich durch ihre großartige Lage auszeichnet und alle das Lob verdient, welches man ihr ertheilt hat." Die Einzelnheiten anlangend, so verweist Heber auf einen andern Schriftsteller und fügt dann hinzu: — „Obgleich meine Erwartungen nicht gering waren, so wurden sie doch von der Wirklichkeit bei weitem übertroffen, und so wohl die Dimensionen als die Verhältnisse und die Bildhaner-Arbeit erschienen mir von weit edlerem Charakter und schönerer Ausführung, als ich vermuthet hatte. Selbst die Statuen sind mit vorzüglichem Geiste ausgeführt, und einige davon zeichnen sich troß dem verfallenen Zustande und dem groben Material, woraus sie bestehen, durch eigenthümliche Schönheit aus"[1]).

Von den Höhlen-Tempeln zu Kennery, auf der Insel Salsette bemerkt derselbe treffliche Schriftsteller Folgendes: — „Sie sind gewiß in jeder Hinsicht merkwürdig sowohl ihrer Zahl und schönen Lage, als auch ihres fleißig ausgeführten Bildwerks und ihrer offenbaren Verbindung mit Buddha und seiner Religion wegen. Die Höhlen verbreiten sich über zwei Seiten eines hohen felsigen Hügels, sie liegen in verschiednen Höhen und sind von verschiedner Größe und Form. Die meisten derselben scheinen Wohnplätze von Mönchen und Einsiedlern gewesen zu sein. Ein sehr schönes Gemach, von viereckiger

---

1) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 79, 80.

Form, an den Wänden mit Bildhauer-Arbeit verziert und im Innern mit einer breiten steinernen Bank versehen, wird „der Durbar" genannt, es scheint mir aber mehr eine Schule gewesen zu sein. Mehrere enthalten tiefe und mit schönem Bildwerk verzierte Cisternen, die selbst in dieser trocknen Jahreszeit (Mai) reichlich mit Wasser versehen waren.

„Die größte und merwürdigste dieser Höhlen ist ein buddhistischer Tempel von großer Schönheit und majestätischem Anblick, der selbst in seinem gegenwärtigen Zustande einen höchst stattlichen und passenden Platz für christliche Andachtsübungen abgeben könnte. Man betritt ihn durch einen schönen und hohen Porticus, der an seiner Vorderseite, jedoch etwas nach links, einen hohen achtseitigen Pfeiler hat, auf welchem drei Löwen, mit den Rükken einer gegen den andern gekehrt, in sitzender Stellung ruhen. Auf jeder Seite des Porticus steht eine colossale Statue Buddha's mit emporgehobnen Händen, im Segnen begriffen; und der Schirm, welcher den Vorhof vom Tempel trennt, ist unmittelbar über dem Dodo mit einer Reihe männlicher und weiblicher fast nackter, jedoch den Anstand nicht verletzender Figuren bedeckt, welche nicht ohne Geist ausgeführt sind und augenscheinlich Tänzer und Tänzerinnen vorstellen. In der Mitte des Halbkreises, und rings von einem freien Gange umgeben, befindet sich eine Felsenmasse, die äußerlich nach Art eines Doms zugehauen ist und im allgemeinen eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Grabe unsers Erlösers in der Kirche der heiligen Helena in Jerusalem hat. Auf der Spitze der Kuppel ist eine Art sich ausspreizende Verzierung, dem Capitäl einer Säule nicht unähnlich. Sie hat wahrscheinlich die Bestimmung, etwas zu tragen, und ich erfuhr nachmals zu Carli, wo sich ein ähnliches, aber größeres Ornament befindet, daß ein breiter vergoldeter Sonnenschirm darauf angebracht gewesen. Ein dergleichen massiver Dom scheint das gewöhnliche Symbol buddhistischer

Verehrung zu sein und dürfte sich mit seinem Sonnenschirm-Ornament in dem Shoo-Madoo von Pegu und andern entfernteren, derselben Glaubens-Sekte zugehöhrigen Bauwerken wieder finden. Obwohl in Form und Styl der Verzierungen von dem Lingam verschieden, stellte er jedenfalls ursprünglich denselben volksthümlichen Gegenstand jenes fast allgemeinen Götzendienstes vor.

„Die Decke des Tempels ist halbkreisförmig gewölbt und auf eine höchst seltsame Weise mit schmalen Rippen von Tiekholz in einer der Decke entsprechenden Krümmung verziert; diese Rippen sind so geordnet, daß es scheint, als trügen sie die Decke, was indeß nicht nöthig sein würde; auch sind sie zu diesem Behuf nicht stark genug. Wahrscheinlich dienten sie bei festlichen Gelegenheiten, Lampen und Blumen-Gewinde daran aufzuhängen“[1]).

Wir wollen jetzt, in Verfolgung des fraglichen Gegenstandes, unsern gelehrten Reisenden nach Carli begleiten; denn einen bessern Führer als ihn dürften wir schwerlich finden. „Hier,“ bemerkt derselbe „ist die berühmte Höhle in den Abhang eines steilen Felsen gehauen und nimmt zwei Drittel von dessen Höhe ein, sie erhebt sich mit einem ziemlich abgedachten und regelmäßigen Talus gewiß acht hundert Fuß über die Ebne.

„Die Aushöhlungen bestehen, außer dem Haupt-Tempel, aus mehreren kleineren Gemächern und Gallerien, in zwei Stockwerken; einige davon sind sehr schön verziert, und mochten offenbar, gleich denen zu Kennery, den Mönchen oder Eremiten als Wohnung dienen. Der Tempel selbst verräth denselben allgemeinen Plan, wie der zu Kennery, ist aber um die Hälfte größer, schöner und reicher als jener. Ein steiler schmaler Pfad windet sich zu ihm zwischen Bäumen, Gestrüpp und Felsen-Bruchstücken den Hügel hinauf. Wir gelangten zunächst in einen schlechten und verfallenen Tempel der Gottheit Siva

1) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 92 – 95.

welcher der Höhle als eine Art Thorweg dient; ein ähnliches kleines Gebäude steht zur Rechten des Porticus.... Man nähert sich dem Tempel, gleich dem zu Kennery, unter einem edeln Bogen, den eine Art Portico-Schirm in zwei Stocken, unten mit drei, oben mit fünf Säulen Zwischenräumen, ausfüllt. In der Fronte, etwas zur Linken, sieht man dieselbe Art von Pfeiler, wie zu Kennery, nur daß letztrer weit größer ist; auf seiner Spitze ruhen ebenfalls drei Löwen, Rücken gegen Rücken. Innerhalb des Porticus zur Rechten und Linken, sind drei colossale Figuren in Haut-Relief, Elephanten vorstellend und mit dem Gesicht den Eintretenden zugekehrt; Köpfe, Fangzähne und Rüssel springen kühn aus der Felsenwand hervor. Auf einem jeden derselben ist ein sehr schön geschnitzter Mohout und ein Howdah mit zwei darin sizzenden Personen. Der innere Schirm zu jeder Seite der Thür ist wie zu Kennery mit Haut-Reliefs bedeckt, sie stellen nackte männliche und weibliche Figuren vor, welche die Wirklichkeit an Größe etwas übertreffen und sehr kühn gearbeitet sind.

„Ich fragte unsre jungen Führer, was für Gottheiten dies wären, und erhielt zu meinem Befremden die Antwort." Es sind keine Götter, ein Gott ist hinreichend, es sind Viradschies, religiöse Schwärmer, oder Diener der Gottheit. Als ich indeß weiter fragte, ob ihr Gott derselbe sei, den sie in dem kleinen Tempel vor den Stufen verehrt, und ob er Maha Deo sei, so bejaheten sie dies; mithin erstreckte sich ihr Deismus blos auf Verehrung eines einzigen Götterbildes. So viel ist gewiß, daß man um diese Höhle herum weder ein Bild von Buddha oder irgend einer andern mythologischen Gottheit, noch überhaupt einen sichtbaren Gegenstand der Verehrung findet, ausgenommen den mystischen Chettah oder Sonnenschirm, wovon wir bereits oben, als von Kennery die Rede war, gesprochen haben. Da die Einzelnheiten im Innern des Tempels bereits mehr als ein-

mal beschrieben worden sind, und da dasselbe in seiner allgemeinen Einrichtung dem zu Kennery genau entspricht, so will ich blos noch bemerken, daß es in Dimensionen und Ausführung viel edler und schöner ist; und daß die Kapitäler der Säulen, wenigstens alle die, welche der Chettah am östlichen Ende nicht verbirgt, höchst eigenthümlich sind und sich durch treffliche Arbeit auszeichnen. Jedes besteht aus einer großen Mütze, gleich einer Glocke, sie sind fein gearbeitet und tragen zwei Elephanten mit verschlungenen Rüsseln, und auf jedem Elephanten sitzen zwei männliche und eine weibliche Figur, der Aussage unsrer Führer gemäß, ebenfalls Viradschies. Die hölzernen Rippen, womit das Dach verziert ist, was auch immer ihre Bestimmung gewesen sein mag, sind sehr vollkommen, und bringen in der Perspective des Innern eine gute Wirkung hervor, überhaupt ist dieses außerordentlich rein und gut gehalten und würde in der That für jede Religion einen sehr edlen Tempel abgeben"[1]).

Unter allen Höhlen-Tempeln, eben sowohl in Hinsicht auf Styl in der Ausführung als wegen der sich daran knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen, behaupten die zu Ellora den ersten Rang; sie liegen unweit der alten Hindu-Residenz Deoghir oder Tagara in der Provinz Aurungabad[2]).

Hamilton bemerkt sehr richtig, daß es ohne Zuhülfenahme zahlreicher Abbildungen unmöglich sein würde, dem Leser eine genaue Vorstellung von diesen Aushöhlungen zu geben. Allein eine mühsame Zeichnung architektonischer Einzelnheiten, wenn auch noch so gut erläutert, kann für den allgemeinen Leser nur wenig Reize haben, und dürfte in gegenwärtigem Fall diese Mühe keineswegs durch Verbreitung einiges Lichtes über die religiösen Alterthümer der Buddhisten oder Brahminen lohnen.

1) Heber's Journal, etc. vol. III. p. 112, 113.
2) Description of India, vol. II. p. 148, 149.

Die Aushöhlungen, welche dem Anschein nach nicht unpassend, in Jainsche, Buddhistische und Brahminische getheilt worden sind, liegen im Angesicht einer halbmondförmigen Anhöhe, etwa eine halbe Stunde von dem kleinen Dorfe Ellora.

„Der erste Anblick dieser öden religiösen Stadt,“ sagt Erskine, „ist großartig und überraschend, aber melancholisch. Die Anzahl und Erhabenheit der unterirdischen Tempel, der Umfang und die Höhe einiger, die endlose Mannichfaltigkeit der Bildhauer-Arbeit in andern, das verschiedenartige seltsame Laubwerk, die Menge kleiner Zierrathen, die schön gearbeiteten Säulen, die reichen mythologischen Zeichnungen, die Kapellen und colossalen Statuen erfüllen den Beschauer mit Staunen, zerstreuen ihn aber auch. Wegen ihrer Menge und Verschiedenheit ist es unmöglich, sich einen Begriff von dem Ganzen zu bilden; und die ersten Eindrücke weichen blos der nicht weniger natürlichen Bewunderung, daß so gewaltige Leistungen menschlicher Ausdauer und Geschicklichkeit, aus einer jedenfalls nicht barbarischen Zeit, keine Spur enthalten, welche uns mit der Hand bekannt machte, die sie entworfen, oder mit der volkreichen und mächtigen Nation, die sie ausgeführt und vollendet hat. Das Reich, dessen Stolz sie einst sein mußten, ist vorüber gegangen, ohne eine geschichtliche Erinnerung zurück zu lassen. Die Religion, welcher wir einen Theil derselben verdanken, besteht allerdings noch jetzt; allein die, welche die übrigen Theile ins Dasein rief, ist gleich den Wesen, durch deren Arbeit und Mühe sie hervorgingen, längst im Lande verschollen.“

Einige dieser Höhlen, welche von den Brahminen verächtlicher Weise mit dem Namen Dehr Warra, oder das Quartier der Halalkhors[1]), bezeichnet werden, gewähren

1) Die Halalkhors, buchstäblich diejenigen, welche Alles und Jedes als erlaubte Nahrung betrachten, bilden die niedrigste Klasse Geächteter. Forbes, Oriental Memoirs, vol. II. p. 136.

in der Regenzeit einen höchst malerischen Anblick. Die große Aushöhlung ist, nach Sir Charles Malet's Zeugniß, sehr geräumig und schön, und über die Vorderseite strömt während der Regenzeit ein kleiner Fluß auf die Ebne herab und bildet eine Wasserschicht, die in Gestalt eines schönen Cataraktes die Façade wie ein krystallener Vorhang bedeckt. Längs dem Fußboden laufen vom Eingange zwei steinerne parallele Bänke durch die ganze Tiefe der Aushöhlung hin; die Aussicht von hieraus auf den großen Tank (Teich), die Stadt und das Thal Ellora, ist ungemein reizend. Die Bänke scheinen, wie der sogenannte Durbar zu Kennery, als Sitze entweder für die Zuhörer (Studenten), Schreiber oder Verkäufer gewisser Artikel bestimmt gewesen zu sein, und zwischen ihnen hin führt ein bequemer Gang zu dem Götzenbilde am Ende der Höhle [1]).

Von den buddhistischen Tempeln unweit Buddha-Gaya in Bahar ist keine genaue oder ausführliche Beschreibung vorhanden. Der Hügel, in den sie gehauen sind, liegt ungefähr vierzehn engliche Meilen von Gaya entfernt und scheint eine ununterbrochne rauhe, zackige, und abschüssige Granit-Masse zu sein. „Die Höhle ist

---

1) Asiatic Researches, vol. VI. p. 423. Diejenigen Leser, welche genauere Angaben über diese merkwürdigen Höhlen wünschen, verweisen wir auf Sir C. Malet's ausführliche Beschreibung derselben, Ib. p. 382—423; Transactions of the Bombay Literary Society, Artikel IX und XV, auf Fitzclarence's Journal of a Route across India, p. 193—213; auf Seely, the Wonders of Ellora, Lond. 1810; Langlès, Monumens anciens et modernes de l'Inde, en 150 planches, Paris; Transact. of the Royal Asiatic Society, vol. II. p. 326, etc. Im Modern Traveller findet man eine anspruchslose, aber mit nicht geringer Mühe zusamengedrängte Compilation verschiedner Berichte. India, vol. IV. p. 287—305. Anquetil Duperron hat uns eine ausführliche Schilderung der Aushöhlungen in seinem Preliminary Discourse to the Zend Avesta, tom. I. p. 133—249. hinterlassen.

in dem südlichen Abhange, ungefähr zwei Drittel vom Gipfel; ein unmittelbar daran stoßender Baum entzieht sie den Augen des unten (am Fuße) Stehenden. Sie hat blos einen schmalen nach Süden sehenden Eingang von nur drittehalb Fuß Breite, sechs Fuß Höhe, und völlig gleicher Tiefe; derselbe führt zu einem Zimmer von ovaler Form, mit gewölbter Decke, ich fand es mittelst zweimaliger Messung vier und vierzig Fuß lang (von Osten nach Westen), achtzehn und einen halben Fuß breit, und in der Mitte zehn und einen viertel Fuß hoch. Diese ungeheure Höhle ist ganz in den massiven Felsen gehauen, sehr schön geglättet, aber ohne alle Verzierung. Das Gestein erstreckt sich viel weiter als der ausgehöhlte Theil, und zwar auf beiden Seiten, und seine ganze Länge dürfte, meiner Ansicht nach, volle hundert Fuß betragen"[1]).

Bei weitem die Mehrzahl aller dieser Höhlen-Tempel beweist durch deutliche Spuren, daß sie einst der Verehrung Siva's und seiner Gemahlin Bhavani gewidmet waren. Die Symbole beider Gottheiten, der Yoni, der Lingam und der Stier nehmen das Allerheiligste des Gebäudes ein, oder gehören wenigstens zu den Hauptverzierungen. Der Sivaismus ist, wie wir bereits gezeigt haben, eine der ältesten Formen der hindo-

1) J. H. Harington, Asiatic Researches, vol. I. p. 276—278. Von der Geschichte und dem Alterthume dieser Höhle ist nichts bekannt. Dr. Franzis Buchanan Hamilton, welcher uns eine Beschreibung von Buddha Gaya in den Transactions of the Royal Asiatic Society, vol. II. p. 40—51 gegeben hat, ist der Meinung, daß ein Theil der Ruinen wirklich so alt sei, als wofür ihn die an Ort und Stelle herrschende Sage ausgiebt, nämlich eben so alt wie Buddha selbst; daß dagegen das große, noch bestehende Gebäude, wiewohl in völligem Verfall begriffen einer weit spätern Zeit angehöre, ja sich vielleicht nicht über das zehnte Jahrhundert der christlichen Era hinaus erstrecke. Eine sanskritische Inschrift, welche man zu Gaya gefunden hat, ist von Sir Charles Wilkins ins Englische übersetzt worden. Siehe Asiatic Researches, I. 2'8—285.

stanischen Religion und galt in einer sehr frühen Periode fast als die ausschließliche Glaubenslehre, und dieses war die Zeit seiner Blüthe. Damals war es, wo die mächtigsten Herrscher, angefeuert durch jenen Eifer, welcher fast stets in der Brust der Bekenner einer neu begründeten Religion glüht, ungeheure Summen auf Erbauung und Ausschmückung der Altäre und Tempel ihrer Schutzgottheit verwendeten und dadurch nicht nur ihren Schatz erschöpften sondern auch ihren Völkern beträchtlichen Nachtheil zufügten. Im Verlauf der Zeit mußte nothwendiger Weise dieser schwärmerische Eifer erkalten und somit aufhöhren, jene staunenswürdigen Resultate zu äußern, welche seinen jugendlichen, und wenn wir den Ausdruck wagen dürfen, jungfräulichen Anstrengungen entströmten. Dieser Umstand dürfte uns, unabhängig von andern, in Ermangelung posititiver Beweise für das Gegentheil, bestimmen, der Mehrzahl der Höhlen-Tempel in Indien ein sehr hohes Alter zuzuschreiben. Die Gründe derjenigen, welche entgegengesetzter Meinung sind, scheinen, die Wahrheit zu gestehen, wenig oder kein Gewicht zu haben, wir müßten denn auf den persönlichen Charakter ihrer Urheber Rücksicht nehmen. Sei dem nun, wie ihm wolle, so giebt es außer den Buddhisten und Jains, wie bereits gezeigt worden, noch andre hindostanische Sekten, welche ihre Tempel in das massive Gestein gehauen haben. Allein unter Menschen, deren Ansichten sehr umdüstert sind, und deren Gewohnheiten und Lebensweise einer mönchischen Strenge unterliegen, ist das Vorherrschen eines solchen Geschmacks nicht sehr befremdend. Wundern muß man sich aber, wenn man die Verehrer des vergnügungssüchtigen Krischna, dessen Feste durch den Schall der Flöten, Tambourins und Cymbeln und durch Jubel-Gesänge belebt werden, sich in finstre, jedes heitern Anblicks entblößte Berg-Höhlen einmauern sieht.

Indeß ist ausgemacht, das Krischna in alten Zeiten hauptsächlich in Höhlen verehrt wurde, unter denen

die von Girdhana in Urij, von Gopi=nat'h an den Ufern von Saurashtra und von Jalindra am Indus die berühmtesten sind [1]).

Unter die schönsten Tempel Indiens gehört unstreitig derjenige, welchen die Jains [2]), die sogenannten

---

1) Hierzu fügt Oberst Tod noch die von Gaya in Bahar, allein diese scheinen ausschließlich den Buddhisten angehört zu haben. Annals of Rajast'han, vol. I. p. 544.

2) Die Jains sind, wie die übrigen Hindus, in vier Haupt=Casten: die Brahminen, Kshatriyas, Vaisyas und Sudras getheilt, und auch bei ihnen besteht zwar das Verbot, aus einer Caste in die andre zu heirathen, allein ein Mann gilt weder als entehrt, noch wird er aus seiner Caste ausgeschlossen, wenn er sich mit einem Frauenzimmer aus einer Caste niedrigeren Ranges verbindet, nur muß der Gegenstand seiner Zärtlichkeit ehelicher Abkunft sein. Die Weiber sind nicht gehalten, sich mit der Leiche ihres Mannes den Flammen zu überantworten. Die Jains verbrennen übrigens alle ihre Todten. Von den Wittwen dürfen nur die Weiber von der Caste der Sudras zu einer zweiten Ehe schreiten. Selbst diese letzte Caste darf kein Fleisch essen, noch geistige Getränke zu sich nehmen.

Die Jains verwerfen die Vedas und die achtzehn Puranas der übrigen Brahminen als ketzerisch. Ihr Hauptreligionsbuch, ebenfalls im Sanskrit abgefaßt, heißt Yaya und hat 24 Puranas zu Commentaren.

Die Götter der Jains oder Arhitas sind die Geister (Seelen) vollkommen tugendhafter Menschen, und diese sind an Macht und Ansehen sich alle gleich. Sie heißen Siddas, bewohnen den Himmel Moesha, und nur durch ihre Verehrung kann der Mensch glücklich werden. Die Siddas haben wieder ihre Untergötter, Devatal, die Geister guter Menschen von minderer Vollkommenheit. Zwischen Himmel und Erde ist, der Lehre dieser Sekte nach, die Hölle, der Sitz der bösen Seelen, der Rakshas und Asuras; sie sind zwar mächtig aber dennoch unglücklich. Jedes Thier, von dem edelsten und größten an, ist von Ewigkeit vorhanden gewesen und durchläuft alle Gestalten und Veränderungen, bis es zuletzt die Vollkommenheit eines Sidda erlangt. Die Brahminen der Jains enthalten sich aller weltlichen Geschäfte. Sie haben Gurus, die sämtlich Sannyasis sind, das ist den höchsten Grad der Heiligkeit erreicht haben.

Deisten Hindostans, wiewohl sie, eigentlich genommen, diese Auszeichnung vielleicht nicht verdienen, dem höchsten Gott in der Bergstadt Comulmere in Rajast'han errichtet haben.

„Der Plan dieses Tempels ist wirklich klassisch. Er besteht blos aus dem Allerheiligsten, welches einen gewölbten Dom und ringsum eine Säulenhalle hat. Die Bauart ist unstreitig die jainsche, welche sich in ihrem Charakter eben so sehr von der brahminischen, als die Religion der nämlichen Sekte sich von der Glaubensform der Brahminen unterscheidet. Es herrscht eine Reinheit und Einfachheit in diesem der monotheistischen Verehrung bestimmten Gebäude, welche in einem hohen Grade von dem gesuchten Bildwerk in den Tempeln Siva's und andrer polytheistischen Sekten Indiens absticht. Sein gänzlicher Mangel an Verzierungen zeugt am besten für sein Alterthum und berechtigt uns, dasselbe jener Periode zuzutheilen, wo Sumpriti Raja, aus der Familie Chandragupta's, der ausschließliche Herrscher über alle diese Länder (zwei hundert Jahr vor Christus), und der Sage nach, der Urheber der meisten alten, jetzt in Rajast'han und Saurashtra vorhandenen Denkmäler dieses Glaubens war. Die Verhältnisse und Formen der Säulen unterscheiden das in Rede stehende Gebäude auffallend von den andern Tempeln, sie sind nämlich schlank und dünn und nicht schwerfällig und dick, — der allgemeine Charakter hindostanischer Architektur; während die vorspringenden Kranzleisten, welche weniger leichte Schafte nothwendiger Weise entstellen würden, vorzüglich den Takshak Architekten verrathen.

Sumpriti war der vierte von Chandragupta abstammende Fürst jainschen Glaubens und der Bundesgenosse von Seleucus, dem griechischen Beherrscher von Bactriana. Die Fragmente von Megasthenes, Gesandten des Seleucus, berichten, daß besagtes Bündniß sehr fest war; daß die Tochter des Rajputen-Königs mit Seleucus verheirathet war, der zur Erwiederung der in

Elephanten und andern Dingen bestehenden Geschenke seinem Bundesgenossen eine Abtheilung griechischer Soldaten sendete. Es ist höchst interessant, sich die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit zu denken, daß der in Rede stehende jainsche Tempel von griechischen Künstlern entworfen worden, oder daß sich der Geschmack der rajputischen Künstler nach dem griechischen gebildet".

„Es gab," sagt Oberst Tod, „noch ein anderes heiliges Gebäude in seiner (des eben beschriebenen Tempels) Nähe, ebenfalls jainisch, aber deutlich von jenem verschieden, in der That bildete es einen vollkommnen Contrast mit demselben. Es war drei Stockwerk hoch; jedes Stockwerk war mit zahlreichen, massiven, niedrigen Säulen verziert, welche auf einer mit Bildhauerarbeit geschmückten, in Felder getheilten Brustwehr ruheten und ein Dach trugen, welches, da es sehr tief herabreichte, nur ein gebrochnes Licht einließ, um das im Innern herrschende Dunkel zu zerstreuen. Man sollte meinen, daß die heiligen Baukünstler des Ostens den nämlichen Effect zu erzeugen verstanden, wie die Erhalter der Wissenschaften und Künste in der finstern Periode Europas, als jene Denkmäler, welche stets ihr Stolz sein werden, sich auf den Trümmern des Heidenthums erhoben. In wie weit der sächsische und scandinavische Heide zu dem allgemeinen Plan dieser Bauwerke beigetragen, läßt sich nicht genau bestimmen; daß aber ihre Verzierungen, vorzüglich die grotesken eine auffallende Aehnlichkeit mit den indisch-scythischen haben, unterliegt keinem Zweifel"[1])

Keine Sekte der Hindus hat so viel Geschmack und Talent für Baukunst an den Tag gelegt, als die Jains. Ueberall (wenigstens so weit unsere Kenntnisse reichen), wo ihre verhältnißmäßig reine Religion geherrscht hat, bezeugen Denkmäler von einfacher Größe oder vorzüglichem Geschmack ihre Fortschritte in den Künsten.

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 670, 671.

Zu Benares, inmitten einer Menge Tempel und Kapellen, von vorzüglicher Schönheit, haben in der That die heiligen Gebäude der Jains fast nichts, wodurch sie sich auszeichneten, außer der kleinen vergoldeten Kuppel, welche das Dach überragt; allein die Brahminen sind hier so mächtig, und ihre Feinde, — denn als solche muß man die Jains betrachten, hängen so sehr von ihrer Gnade und Willkühr ab, daß man sich mehr darüber wundern möchte, wie diese überhaupt einen Platz zur Ausübung ihrer Religion besitzen, als daß ein solcher aller Pracht und alles Glanzes entbehrt. Wo dagegen diese Sekte, frei von jeder Furcht vor Verfolgung, es nicht für unklug gehalten, ihrem natürlichen Geschmack nachzuhängen, da ist der Fall verschieden.

Selbst in der kleinen unbedeutenden Stadt Mouzabad in Rajputana fand Bischof Heber ihren Tempel reich mit Bildhauer-Arbeit verziert und von einer schönen Kuppel und drei hohen, dem Dach entsteigenden Pyramiden aus gehauenem Stein überragt[1]).

Zu Calingera, einem kleinen Dörfchen zwischen Neemuch und Baroda bewunderte der nämliche Reisende das größte und schönste Gebäude der in Rede stehenden Art, welches er irgendwo in Indien gesehen. Der Eingang führte durch einen vorspringenden Porticus, aus dem man in eine offne, mit einem Dom überwölbte Vorhalle gelangte. Zahlreiche Kuppeln und Pyramiden, von eben so vielen Kapellen emporsteigend, zierten das Dach, und längs seinen vier verschiednen Seiten liefen mit trefflichem Schnitzwerk verzierte, auf schlanken Säulen ruhende Verandahs hin. „Die Kuppeln sind bewunderswürdig gebaut, und die Ausführung des ganzen Tempels übertraf bei weitem die Erwartung, welche ich mir von einem dergleichen Gebäude an einem solchen Orte gemacht hatte. Sein prachtvoller Baustyl, und seine gegenwärti-

---

1) Narrative of a Journey, etc. vol. II. p. 420, 430.

ge Verlassenheit hatten ihren Grund, wie uns gesagt wurde, in dem Umstande, daß Calingera ehemals ein bedeutender Handelsplatz und der Wohnsitz mancher reichen Kaufleute der jainschen Sekte gewesen war".

Zu Cairah, einer Stadt in Guzerat, steht ein jainscher Tempel, der sich sowohl durch seine prächtige Vorderseite, niedrigen und breiten Kuppeln und pyramidalen Sikharas als auch ganz vorzüglich durch eine darin enthaltene merkwürdige Maschine auszeichnet. „Ziemlich im Mittelpunkte der Stadt," sagt Heber, „sieht man einen großen jainschen Tempel und eine jainsche Schule; ersterer besteht aus mehreren kleinen Gemächern, sowohl parterre als in der Höhe, ja sogar unter der Erde, dabei ist er reich an Verzierungen, unter denen sich sehr schönes Schnitzwerk aus dunklem Holz, der Eiche nicht unähnlich, befindet. In einem der obern Gemächer ist ein Stück mechanischer Arbeit, ungefähr wie jene Uhrwerke, welche eine Gruppe von Königen, eine Armee, Götter oder Göttinen in Bewegung setzen und die gelegentlich von Italienern und Franzosen auf Messen und Jahrmärkten zur Schau umhergetragen werden. Man sieht nämlich verschiedene Gottheiten unter einer Art von musikalischer Begleitung tanzen und sich verbeugen. Diese Figuren bestehen aus demselben schwärzlichen Holze, welches ich beschrieben habe. Das Letzte, was man uns zeigte, war ein unterirdischer Keller, in welchen ein sehr schmaler Gang hinabführte. In demselben sahen wir auf einem Altar von der gewöhnlichen Construction die vier Statuen sitzender Männer, die häufigsten und eigenthümlichen Gegenstände jainscher Abgötterei. Sie sind von weißem Marmor, haben aber, (was auch der Fall mit manchen Statuen des alten Griechenlands gewesen zu sein scheint,) silberne Augen, welche bei dem Lichtschein einer einzigen Lampe, die vor ihnen brennt, auf eine sehr unheimliche und gespenstige Weise funkeln. Wir wurden sehr höflich von einem

jungen Priester durch das ganze Gebäude geführt. Der ältere Pundit des Ortes, der, so lange als wir blieben, sich ganz unbeweglich und still verhielt, gleichsam als wäre er mit seinen Gedanken in überirdische Dinge vertieft, begleitete uns nicht. Während meines Aufenthaltes im Tempel traf eine ziemliche Anzahl Verehrer ein, vorzüglich Weiber, eine jede derselben verbeugte sich, nachdem sie vorher eine der von der Decke herabhängenden Klingeln berührt hatte, vor einem oder dem andern Götzenbilde bis zur Erde, und manche legten Blumen oder Zuckerkant vor demselben nieder"[1])

Allein alle diese Tempel in den Provinzen verhalten sich, mit denen in den Hauptstädten von West-Hindostan verglichen, wie eben so viele Dorf-Kirchen zur West-Münster-Abtei oder St. Pauls-Kirche in London.

Die Bigoterie der Patans und Moguls, welche Oberst Tod sehr passend die Gothen und Vandalen von Rajast'han" nennt, haben die Liebhaber der Künste, was Hindostan anlangt, mancher schönen Reliquie aus einer edleren Zeit und von hohem Kunstwerth beraubt, indeß sind einige treffliche Bauwerke der nichts verschonenden Zerstörungswuth entgangen, und unter diesen zeichnet sich sowohl durch seine Vollkommenheit als auch durch sein Alter das heilige Gebäude in der Stadt Ajmere vorzüglich aus.

Dieses edle Denkmal hindostanischer Baukunst steht auf dem westlichen Abhange der Festung. Die Eingebornen nennen es das Heiligthum von drittehalb Tagen;" denn sie glauben, es sei ein Werk der Zauberei und innerhalb dieser Zeit entstanden. „Der Tempel ist von einer in sarazenischem Styl aufgeführten Vormauer

1) Heber's Narrative of a Journey through the Upper Provinces of India, vol. I. p. 386; II. 430, 526 — 530; III. 48, 4.

umgeben; die Hauptseite und der Haupt-Eingang derselben sehen nach Norden. Wegen ihrer Einfachheit sowohl als wegen ihres anscheinenden Alterthums, fühle ich mich geneigt, diese Vormauer der ersten Dynastie, den ghorischen Sultanen zuzuschreiben, die offenbar inländische Baukünstler anwendeten. Der Eingangs-Bogen trägt die Merkmale der sogenannten saracenischen Bauart deutlich an sich, man mag diesen Ausdruck nun für den Palast Alhambra in Spanien oder für die Moscheen von Delhi gebrauchen; und ich sehe mich bei genauerer Untersuchung genöthigt, dieselbe für hindostanisch zu halten. Die ganze Façade dieses edeln Einganges ist mit arabischen Inschriften bedeckt. Wenn mich jedoch meine Augen nicht sehr getäuscht haben, so enthielt der kleine Fries über der Spitze (apex) des Bogens eine sanskritische Inschrift, mit arabischen Worten vermischt; Beides ist leider unleserlich. Die Ueberreste eines Minarets behaupten immer noch ihre Stelle auf der rechten Flanke des Muezzin, um die Gläubigen zum Gebet zu versammeln. Eine Thorlinie mit einer Thür und Stufen, die hinauf zu den kleinen ähnlich geformten Bögen führen, bildet den Schirm der Vormauer. Der Entwurf ist rein und schön; das Material, derber Kalkstein von gelber Farbe und einer eben so hohen Politur fähig, als der Jaune antique, gewährte dem Bildhauer hinreichende Freiheit. Nachdem wir den Geschmack des vandalischen Baukünstlers zugestanden und bewundert, begaben wir uns unter den Bogen, um das edlere Werk der Hindus zu untersuchen. Sein Plan ist einfach, und im Einklang mit den älteren Tempeln der Jains. Es ist ein geräumiger Saal; die Decke ruht auf einer vierfachen Säulen-Reihe, der mittlere Theil der Decke ist gewölbt; die Seiten-Portion ist flach und in Felder getheilt, die sich durch treffliches Bildwerk auszeichnen. Die Säulen aber verdienen vor Allem Aufmerksamkeit; sie sind von eigenthümlicher Art, und, mit Ausnahme der Höhlen-Tempel,

wahrscheinlich die ältesten der noch in Indien existirenden heiligen Gebäude; bei Untersuchung derselben entdeckt man, selbst in Bezug auf hindostanische Baukunst, ganz neue Ideen. Ihre Verzierungen sind, was von allen indischen Säulen gilt, sehr mannichfaltig und verschlungen, und dem Beschauer muß nothwendiger Weise ihre Unähnlichkeit auffallen; es war offenbar eine Regel der Kunst, jeden Theil mit andern Zierrathen zu versehen, und man hat diese Regel sehr weit ausgedehnt. Die Anzahl der Säulen beläuft sich ungefähr auf vierzig, aber nicht zwei davon sind einander völlig gleich. Die Verzierungen des Fußgestells sind in Form und Ausführung eigenthümlich; die Rauten, mit den reichen Zeichnungen darüber, erinnern gewissermaßen an die gothischen Kathedralen Europas. Die Vorsprünge von verschiedenen Theilen des Schaftes (welche im Kleinen den entsprechenden Vorsprüngen der Säulen im Dome zu Mailand gleichen,) nebst den kleinen Nischen, in denen jetzt die, freilich hier und da verstümmelten Statuen der jainschen Ober-Priester befindlich sind, verleihen ihnen einen Charakter, welcher die Aehnlichkeit noch verstärkt, die indeß noch mehr in die Augen fallen würde, wenn wir uns in Beschreibung aller Einzelnheiten einlassen wollten. Die zierliche Camacumpa, das Sinnbild der hindostanischen Ceres, mit ihren herabhängenden Palmyra-Zweigen, so wie manche andere symbolische, in ihrem Entwurf seltsame und sauber ausgeführte Verzierungen sind verloren gegangen. Hier und da kommt ein reich geschnitzter Korb vor, wodurch die Aehnlichkeit zwischen den beiden Bausystemen noch mehr hervorspringt; die Capitäler sind zugleich stark und zart; die Central-Wölbung, die größte von allen, ist auf dieselbe Weise construirt, wie die im Tempel zu Nadole; aber die concentrischen Ringe, welche in letzterem schlicht und einfach sind, zeichnen sich in ersterem durch eine große Menge von Zierrathen aus, die, so wie die ganze Decke, zu künstlich und verwickelt sind, um eine Beschreibung zu gestat-

ten. Unter dem fernsten Felde und ziemlich in der Mitte erhebt sich die Mumba, oder Kanzel, von welcher herab der Moollah Mohamed's Lehre: „Es ist nur ein Gott!" verkündet, und von welcher er die Jains vertrieb, deren Glaubensbekenntniß, gleich dem seinigen die Einheit Gottes geltend machte. Allein dies ist im Einklang mit dem Gefühl, welches die äußere Metamorphose dictirte"[1]).

Außer den Tempeln giebt es in Indien verschiedene andere Plätze, die für heilig gelten, an einigen derselben findet man Kapellen, an andern nicht.

Die Gründer der hindostanischen Religion haben gelehrt, daß die Ausübung religiöser Gebräuche an dergleichen heiligen Plätzen eine besonders verdienstliche Handlung und dem Seelenwohl besonders ersprießlich sei. Unter die wegen ihrer Heiligkeit ausgezeichneten Plätze gehören die Quellen und die Vereinigung heiliger Flüsse; Orte, wo man eine besondere Natur-Erscheinung beobachtet hat; wo gewisse mysteriöse Götter-Bilder aufgestellt worden sind; oder wo ein Gott oder Heiliger residirt oder eine außergewöhnlich fromme Handlung ausgeübt hat. Nach diesen heiligen Plätzen strömen fortwährend zahlreiche Schaaren Pilgrime, von verschiednen Beweggründen getrieben. Von den Pilgrimen halten sich manche längere Zeit daselbst auf, in der Hoffnung, eine Art Geruch von Heiligkeit einzusaugen, der seinen Einfluß über sämmtliche Handlungen ihrer noch übrigen Lebenszeit verbreiten werde. Andere, die ihre besten Jahre dem Mammon gewidmet, nehmen hierher ihre Zuflucht, wenn das Lebens-Lämpchen matter zu brennen beginnt, um nach ihrem Tode des Himmels gewiß zu sein. Und gleich wie reiche Sünder in dem barbarischen Zeitalter Europas Kirchen oder Klöster zu erbauen pflegten, um die Vorwürfe ihres Gewissens zu beschwichtigen, so

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 779, 780.

errichtet in Hindostan die nämliche Klasse von Leuten Tempel oder Wasserbehälter an heiligen Plätzen, wobei sie ihr Seelenheil im Auge haben.

Die Anzahl solcher heiliger Plätze, die dem Aberglauben ihr Entstehen verdanken, ist sehr groß. Weil nun die Sünde den Hindostanern als eine Unreinheit der Seele gilt, so scheint ihnen zur Entfernung dieses Seelen-Schmutzes nichts geeigneter, als das Baden in den heiligen Flüssen, unter denen die vorzüglichsten der Ganges, der Jumna, der Indus, der Cavery und der Krischna sind. Da jedoch Viele durch große Entfernung oder andere Ursachen von Besuchung dieser Flüsse abgehalten werden, so kommen die Flüsse selbst, aus Rücksicht auf ihre Frömmigkeit, zu ihnen; denn manche von jenen religiösen Bettlern, welche schaarenweise fortwährend das Land in allen Richtungen durchziehen, empfehlen sich der Wohlthätigkeit der Frommen dadurch, daß sie ihnen ein wenig Wasser aus dem Ganges oder einem andern heiligen Flusse zum Geschenk machen, wiewohl sie dieses vielleicht aus dem ersten besten Graben in der Nähe geschöpft haben mögen. Ist jedoch dergleichen heiliges Wasser auf keinerlei Weise zu erlangen, so taucht der fromme Büßende, während er seine reinigenden Abwaschungen vollbringt, in Gedanken seine Flügel in den Ganges, was selbst von dem Strenggläubigen für hinreichend erachtet wird.

Es giebt auch verschiedene Seen, Quellen und Wassertümpfel, die, dem Glauben der Hindostaner nach, blos zu bestimmten Perioden eine reinigende Kraft besitzen. So z. B. ist der See Cumbhacum in Tanjore[1]) mit diesem Vermögen, die Sünden abzuspülen, blos einmal innerhalb zwölf Jahren begabt.

---

1) Poshkur, in Marwar, ist, nach Oberst Tod, der heiligste See in Indien. Er liegt im Mittelpunkte eines Thals,

Andere wieder, z. B. der Fluß, welcher von dem Berge Tirt'ha Malay, im Carnatik, herabströmt, besitzen die besagte Tugend aller drei Jahre. Die Brahminen, welche, wie die Hindus glauben, allein wissen, wenn die wunderbare Kraft sich auf das Element herabgelassen, senden unzählige Boten in alle Theile des Landes, um den zum Baden im heiligen Wasser geeigneten Tag zu verkünden. Die Bekanntmachung setzt sogleich Schaaren von Menschen in Bewegung. Eine so herrliche Sache ist der Besitz eines guten Gewissens. Wenn sich das ungeheure Pilgerheer an den Ufern des Sees oder Flusses völlig versammelt hat, so stellt es sich im Umkreise des Wassers auf; jedes Herz schlägt angstvoll, und die tiefe erwartungsvolle Stille wächst mit jedem Augenblick. — Das Schauspiel, welches sich hier dem Beobachter darbietet, ist höchst anziehend. „Sie erwarten gespannt die Stunde, den günstigen Augenblick des segensreichen Tages, kaum hat der in der Zukunft lesende Brahmine denselben verkündet, so springt Alles — Männer, Weiber, Kinder, mit einemmal, und mit einem Aufschrei, wovon man sich keinen Begriff machen kann, in das Wasser. Inmitten der Verwirrung ertrinken Einige, Andere werden erstickt, und noch Andere tragen verrenkte und zerquetschte Gliedmaßen davon. Allein das Schicksal derje-

---

welches sich hier erweitert und für die zahlreichen Kapellen und Cenotaphe, womit die Hoffnungen der Tugendhaften und die Befürchtungen der Gottlosen unter den Magnaten Indiens seine Ufer übersäet haben, hinreichenden Raum darbietet. Es ist mit Sandhügeln von beträchtlicher Größe umgeben, ausgenommen nach Osten, wo sich ein Sumpf bis an den Fuß der Berge erstreckt. Die Form des Sees ist ein unregelmäßiges Oval. Um seinen Rand, außer da, wo er in den erwähnten Morast ausläuft, stößt das Auge auf eine bunte Architektur. Jede Hindu-Familie von Stande hat hier ihre kleine Kapelle zur Ausübung religiöser Handlungen, sobald sie sich ihren weltlichen Angelegenheiten entziehen kann." Annals, etc. vol. I. p. 773, 774.

nigen, welche auf besagte Weise das Leben verlieren, wird mehr beneidet als betrauert. Man betrachtet sie als Märtyrer ihres Eifers; und dieser glückliche Tod versetzt sie augenblicklich in die Regionen der Seligen, ohne daß sie zuvor ein andres Leben durchlaufen müssen"[1])

Die berühmtesten Wallfahrts-Orte in Indien aber sind Gaya, Benares, Prayaga, Jagannat'h, Rameswara, Ganga-Sagara, Ayodhya und Haridwara.

Gaya[2]) ist, wie wir bereits in der Beschreibung von Hindostan gezeigt haben, die Hauptstadt des Bahar-Distrikts. Die alte Stadt, wo die Priester wohnen, zeichnet sich durch ihre malerischen Gebäude und engen Straßen so wie auch dadurch aus, daß sie mitten zwischen Felsen unweit der ausgedörrten sandigen Ufer des Flusses Phulgu liegt; die Luft ist daselbst meistentheils außerordentlich heiß und während des Frühjahrs beständig mit Staubwolken gefüllt.

---

1) Dubois, Description, etc. p. 125.

2) „Der Rana beschloß als Finale seiner Thätigkeit einen Zug gegen die Feinde seines Glaubens und die Vertreibung der Barbaren aus dem heiligen Lande Gaya. In alten Zeiten war dies keineswegs etwas Ungewöhnliches, und wir finden in den Annalen dieser Staaten häufige Beispiele von Prinzen, die in ihrem höheren Alter den Purpur ablegten und durch ein zwischen Bußübungen, Gebet, Wallfahrten und wohlthätigen Handlungen getheiltes Leben, vom Himmel Verzeihung für die, allen denen, welche das Scepter führen, unvermeidlichen Sünden zu erlangen suchten. Als aber die tatarischen Proselytenmacher ihre Religion bekriegten und den Islam unter ihnen auszubreiten suchten, waren der Setlej und der Caggar gleich den Ufern des Jordan, und Gaya gleich Jerusalem, ihr heiliges Land; und fand der hindostanische Heerführer seinen Tod, so war er der Seligkeit gewiß und einer zweiten Geburt überhoben; von der Stelle, wo er für seinen Glauben gefochten und gefallen, wurde er von den Apsaras im himmlischen Wagen mit einem Male in das Reich der Sonne geführt." Annals of Rajast'han, vol. I. p. 276, 277.

Nach einer brahminischen Legende erlangte diese Stadt ihren heiligen Ruf durch einen Sieg, welchen Vischnu daselbst über den Asura Gaya erfocht; die Buddhisten dagegen behaupten, daß sie diesen Geruch von Heiligkeit so wie ihre geheimnißvollen Tugenden der Gegenwart ihres großen Propheten und Gesetzgebers, dessen Geburts-Ort und Residenz sie gewesen, zu verdanken habe. Was indeß auch immer der ursprüngliche Grund von ihrer Heiligkeit sein mag, so viel ist ausgemacht, daß kein strenggläubiger Hindu an der entsündigenden Kraft ihrer Atmosphäre zweifelt. Die Pilger-Zahl, welche alljährlich mit ihrer Sünden-Bürde auf den Schultern hierher wallfahrtet, und in Freudigkeit und Lust, nachdem sie sich ihrer Last entledigt, wieder von dannen zieht, ist über die Maßen groß und beläuft sich selten auf weniger als hunderttausend Köpfe, ja in Friedenszeiten auf doppelt so viel.

Jeder Pilger entrichtet eine Abgabe an die brittische Regierung; die Gesammt-Summe dieses so gesammelten Geldes betrug im Jahre **1816** ungefähr hundert und dreißig tausend Rupien.

Früher herrschte die Sitte, daß die Priester jedem Pilger, welcher hier seiner Sünden sich entledigen wollte, den Daumen banden, und die Banden nicht eher lößten, als bis er einen den Forderungen ihrer Habsucht genügenden Tribut entrichtet hatte; allein gegenwärtig, unter englischer Botmäßigkeit, sind diese Gaben freiwillig; leider indeß sind hier, wie anderwärts, die Versammlung eines gemischten Pöbels, den Leidenschaften, geweckt durch Neuheit, treiben, der gegenseitige Verkehr, die Begierde, die Tyrannei, die Ausschweifung und Frechheit der Priester, die fruchtbaren Eltern zahlreicher Verbrechen[1]).

---

1) Hamilton, Description of Hindostan, vol. I. p. 264 — 267. Ward, View of the History, Mythologie, and literature of the Hindoos, vol. III. p. 346.

Benares, die heiligste unter allen hindostanischen Städten, behauptet in Indien gewissermaßen denselben Rang, wie Rom ungefähr noch vor dreihundert Jahren in der christlichen Welt. In den Augen der Brahminen bildet es keinen Theil der Erdkugel, welche auf der tausendköpfigen Schlange Ananta oder „Ewigkeit" ruht; Benares ist an die Spitze von Siva's Dreizack befestigt; daher meinen sie, werde daselbst nie ein Erdbeben verspürt. Von dieser Stadt führt eine königliche Straße zum Himmel." Der kürzeste Aufenthalt innerhalb ihrer geheiligten Mauern sichert ewige Seligkeit zu. Selbst Beafsteak-essende Engländer, die daselbst sterben, können des Uebergangs in die Gottheit Brahm theilhaftig werden; ja aus den Erzählungen der Hindus scheint sich zu ergeben; daß einst ein abergläubischer Engländer, dessen Verstand wahrscheinlich durch die Vorwürfe seines Gewissens verwirrt worden war, sich bereden ließ, von dem Privilegium, womit Siva seinen Lieblings-Aufenthaltsort begabt hat, Gebrauch zu machen. Um indeß seiner Sache doppelt gewiß zu sein, vermachte er den Brahminen eine Summe Geld zur Erbauung eines Tempels nach seinem Tode[1]).

Der alte Name der Stadt war Casi (die Glänzende), allein diesen hat sie späterhin, jedenfalls unter der Herrschaft ihrer mahomedanischen Eroberer, verloren; ihren gegenwärtigen Namen soll sie den beiden Flüssen Benar und Assee verdanken, die sich mit dem Ganges vereinigen.

Unter die Gegenstände, welche Benares besonders heilig machen, gehört der brrühmte Lingam, wie man glaubt, eine Versteinerung Siva's selbst. Zu Ehren der

---

1) **Hamilton**, **Description**, etc. vol. I. cap. 307; Ward, vielleicht Hamilton's Gewährsmann, bemerkt, nach Erzählung dieser Anekdote: — „Ein Gefühl von Scham bestimmt mich, den Namen meines Landsmanns zu verschweigen." Vol. III. p. 347.

mächtigsten aller Gottheiten haben die vornehmsten Halbgötter ebenfalls ein Bild des Lingam in dieser Stadt aufgestellt, welche gegenwärtig nicht weniger als eine Million Bilder dieser Art enthalten soll. Daher sieht man Tag und Nacht, so weit als sich der Einfluß des Hinduismus erstreckt, Pilgrime mit geschornem Haupte, und mit Bußgewändern angethan, zu Fuße der heiligen Stadt zuströmen [1]).

Benares, 136 Meilen (engl.) von Patna und 380 Meilen von Calcutta entfernt, steht auf dem nördlichen Ufer des Ganges, wo der geschlängelte Lauf des heiligen Flusses einen prächtigen Halbkreis bildet, dessen äußere Krümmung die Stadt einnimmt. Der Grund, worauf sie erbaut ist, steigt nach dem Mittelpunkte zu beträchtlich aufwärts, und von diesem aus verlaufen die Häuserreihen terrassenartig, ungefähr wie die Sitze eines Amphitheaters abwärts nach dem Wasser zu. Vom andern Ufer aus, welches niedrig und eben ist und nach innen zwischen die Hörner des Halbmondes vorspringt, kann man mit einem Blick sehen, wie die ganze ungeheure, mit unzähligen Götzen-Tempeln von vorzüglicher Schönheit geschmückte und von einer hohen mahomedanischen Moschee überragte Stadt, auf dem Abhange des Hügels Stufe für Stufe emporsteigt, oder sich in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit auf der breiten Wasserfläche des Ganges abspiegelt. Allein eben so, wie Constantinopel und fast jede andere morgenländische Stadt, täuscht Benares in hohem Grade die Erwartungen, welche man sich in Folge der malerischen Schönheit seiner äußeren Erscheinung von seinem Innern macht. Die Straßen sind krumm und schmutzig, und die Häuser, 12,000, nach Andern 16,000, wiewohl hier und da sechs

1) Wenn der Pilger in einem Palankin reist oder auf einem Boote segelt, so wird er der Wohlthat, die mit einer Wallfahrt nach der heiligen Stadt verbunden ist, nur zur Hälfte theilhaftig, Ward, vol. III. p. 345.

Digitized by Google

Fig. 319.

Stock hoch, und von Stein gebaut, verlieren durch die Engigkeit der Straßen viel von der Wirkung, den ihre kühne unregelmäßige Bauart andernfalls allerdings hervorbringen würde. Die Bevölkerung von Benares belief sich, laut Angabe, im Jahr **1803** auf ziemlich **600,000** Köpfe.

Die Ansicht der Stadt vom Flusse aus ist außerordentlich schön und bietet dem Auge die mannichfaltigsten Scenen dar; schöne hohe Bäume mit üppigen Blätterkronen mischen sich auf eine anmuthige Weise mit den Brustwehren und dem vorspringenden Mauerwerk der an den Ufern hinlaufenden Gebäude. Segelt man auf einem Boote den Fluß hinab, so wird man durch eine endlose Aufeinanderfolge anziehender Gegenstände auf das angenehmste unterhalten. Durch die offnen Räume zwischen Thurm und Palast, Tempel und Serail blinken Gärten und Bazaars (Marktplätze), die sich nach innen erstrecken; ein offenes Thor entfaltet den mit Terrassen verzierten Hof eines reichen Mannes; lange überwölbte Gallerien führen zu dem Zenana (Harem), kleine vorspringende Thürmchen erheben sich über die luftigen Zinnen eines hohen drohenden Gebäudes, dem Wachthurm einer festen Burg nicht unähnlich.

Die Ghauts oder Landungsplätze (S. Abbd. **19**) wimmeln zu jeder Stunde des Tages von Menschen, Fuhrwerk u. s. w. Jede Bucht ist mit Fahrzeugen aller Art gefüllt. Hier sieht man ein Dutzend kleine Schiffe vor Anker liegen; dort tanzt der leichte Bohlio über die gekräuselten Wellen; eine verzierte Pinasse (Jachtschiff) streckt weiterhin ihren buntbewimpelten Mast in die Luft empor; während auf der andern Seite breite Patalas und andre plumpe Fahrzeuge der Eingebornen ihre Ladung langsam einer Rhede zuführen. Kleine leichte Schaluppen, einige mit weißen, andre mit safrangelben Segeln, gleiten in allen Richtungen über die Wasserfläche.

Einer der merkwürdigsten Gegenstände von Benares ist eine Pagode, die sich mitten im Flusse ohne alle Verbindung mit dem Ufer erhebt.

Der ganze Grund steht unter Wasser, und zwei ihrer Thürme haben sich dergestalt auf die eine Seite geneigt, daß sie einen spitzen Winkel mit der Wasserfläche unter ihnen bilden. Diese Pagode ist ein Beispiel von rein hindostanischer Bauart und sehr alt; sie steht jetzt völlig öde und unbewohnt, und die Fußböden der innern Gemächer sind von den eindringenden Fluthen des Ganges bedeckt. Nirgends findet sich eine Nachricht über die Zeit ihrer Erbauung. Es ist merkwürdig, daß sie so lange der Gewalt des Stromes Widerstand geleistet hat, der während der Monsuhns (Stürme) äußerst heftig ist.

„Die Zahl der Tempel," sagt Bischof Heber, „ist sehr groß, sie sind meistentheils klein und stecken, gleich Kapellen, in den Straßen-Winkeln und unter dem Schatten der hohen Häuser. Ihre Form ist indeß nicht unangenehm, und manche sind über und über mit schönem und sauber gearbeitetem Schnitzwerk bedeckt, welches in Blumen, Thieren und Palmenzweigen besteht, und in Ausführung und Reichheit den besten Mustern gothischer oder griechischer Architektur gleicht, die ich gesehen habe. Das Material dieser Gebäude ist ein sehr guter Stein von Chunar; aber die Hindus scheinen hier große Freunde von einer dunkelrothen Farbe zu sein, womit sie ihn überziehen; desgleichen pflegen sie die mehr in die Augen fallenden Theile ihrer Häuser mit Gemälden in lebhaften Farben, z. B. Blumentöpfen, Figuren von Männern und Weibern, Stieren, Elephanten, Göttern und Göttinnen in all ihrer vielgestaltigen, vielköpfigen, vielhändigen, vielwaffigen Mannichfaltigkeit zu verzieren. Die heiligen, dem Siva geweihten Stiere von jedem Alter, zahm und vertraulich wie große Hunde, spazieren trägen Schrittes in den engen Straßen auf und ab, oder liegen quer darin ausgestreckt und lassen sich nicht leicht zum Aufste-

hen bewegen, um den Vorübergehenden Platz zu machen, und wenn man sie ja schlägt, so müssen die Schläge höchst sanft ausfallen, oder wehe dem gottlosen Frevler, der den Vorurtheilen dieser fanatischen Bevölkerung trotz bietet. Affen, dem Hanuman oder göttlichen Affen heilig, welcher Ceylon für Rama eroberte, sind in einigen Theilen der Stadt nicht weniger zahlreich; diese kletteren auf den Dächern und kleinen Vorsprüngen der Tempel umher, stecken ihre frechen Köpfe und Pfoten in jeden Frucht- und Conditorei-Laden und reißen den bei Tische sitzenden Kindern ihre Speisen aus den Händen.

Fakir-Häuser, wie man sie nennt, kommen überall vor; sie sind mit Götzenbildern verziert, und aus ihnen tönt ein unaufhörliches Klingeln und Fiedeln von Vinas, Bigalas und andern unharmonischen Instrumenten, während religiöse Bettler, von allen hindostanischen Sekten, jede nur mögliche Widrigkeit, die Kreide, Kuhmist, Krankheit, verfilztes struppiges Haar, verschränkte Gliedmaßen und eckelhafte, Abscheu erregende Stellungen erzeugen können, zur Schau tragend, im buchstäblichen Sinne des Wortes, auf den Hauptstraßen beide Seiten in einer ununterbrochenen Reihe besetzt halten.

Prayaga, oder Allahabad, die Residenz Gottes, am Zusammenfluß des Jumna und Ganges gelegen[1]), ist ein andrer berühmter Wallfahrts-Platz. Hierher pilgern von allen Theilen Hindostans fromme Leute, um sich im heiligen Flusse zu baden, in dessen Fluthen mancher fromme Schwärmer einen freiwilligen Tod sucht.

„Derjenige Hindu, welcher Gaya, Benares und Prayaga besucht hat," sagt Ward, „schmeichelt sich mit der Ueberzeugung, im Besitz religiöser Verdienste zu sein"[2]).

---

1) Hier soll sich auch der Saraswati unter der Erde mit dem Ganges und Jumna vereinigen. Hamilton, vol. I. p. 300.

2) View of the History, etc. of the Hindoos, vol. III. p. 347.

Der Pilger setzt sich, so wie er angelangt ist, am Rande des Wassers nieder und läßt sich Kopf und Bart rasiren, und zwar so, daß jedes Haar ins Wasser fällt, weil ihn die heiligen Schriften lehren, daß jedes Haar, das dergestalt ins Wasser falle, dem Reuigen einen tausendmal tausendjährigen Aufenthalt im Himmel zusichere. Ist besagte Ceremonie vollendet, so badet er sich und verrichtet dann entweder an diesem oder dem folgenden Tage die ihm gebotenen Feierlichkeiten zu Ehren und zum Besten seiner verstorbenen Vorfahren.

Die brittische Regierung zieht aus dem Aberglauben der Hindus Nutzen, indem sie von jedem Pilgrim eine Abgabe von drei Rupien erhebt[1]).

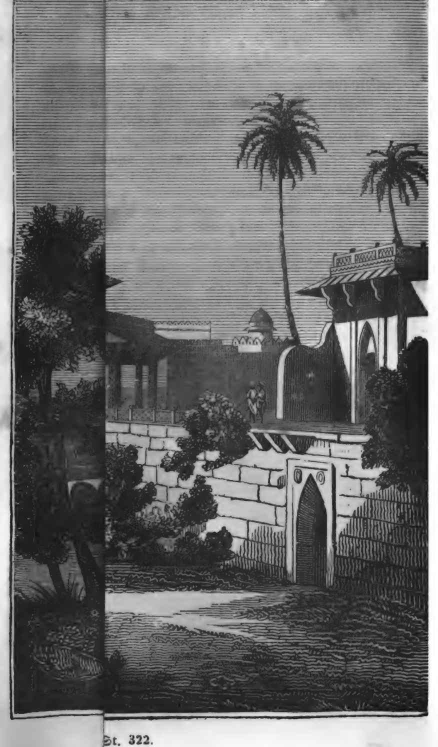
Prayaga scheint trotz seiner Heiligkeit nie eine große oder schöne Stadt gewesen zu sein und zeigt gegenwärtig ein weit öderes und verfalleneres Ansehn als Dacca. Die Eingebornen nennen es bisweilen spöttischer Weise Fakir-abad, d. h. Bettler-Stadt"[2]).

Indeß war es für die muselmännischen Eroberer ein Platz von großer Wichtigkeit. Akbar (Sultan) wählte es sogar zu seiner Lieblings-Residenz und baute daselbst das auf Tafel 20 abgebildete Schloß, Chalees Satoon genannt, welches sich ehemals durch vorzügliche Schönheit auszeichnete. Mit Ausnahme dieses Gebäudes, einer hübschen Moschee, verschiedenen geschmackvollen Grabmälern und einem Garten und Serail, enthält die Stadt keine Ueberreste von jener Pracht und Großartigkeit, welche man an einem, durch die Gegenwart des Königthums begünstigten Ort erwarten sollte. In der That findet man außerdem nur wenige Spuren der Mogul-Herrschaft; und die wenigen mahomedanischen Be-

---

3) Hamilton, Description, etc. vol. I. p. 300.

4) Heber, Journal, etc. vol. I. p. 439.



St. 322.

ized by Google

wohner, auf die man gegenwärtig in Allahabad stößt, sind größtentheils arm und stehen in geringem Ansehn.

Das kurz zuvor erwähnte berühmte Gebäude Chalees Satoon steht auf einer Landspitze, die sich in die Fluthen des Jumna und Ganges erstreckt, deren breite Wasser-Massen sich unter seinen Mauern vereinigen. (S. Abbd. 20.) Ob es gleich durch die Veränderungen gelitten hat, welche die Verwandlung eines alten Mogul-Castells in ein neues Festungs-Werk erheischte, so ist ihm doch mancher Zug von seinem früheren orientalischen Ansehen geblieben; es erhebt sich in majestätischer Größe über den Fluß, von welchem aus es in beträchtlicher Ferne sichtbar ist. Seine luftigen Thürme sind in Basteien umgewandelt worden, und seine hohen steinernen Wälle verbergen sich unter einer grünen Abdachung und sind oben mit einer Brustwehr von beraster Erde versehen. Niedrige Pforten führen von der Flußseite zum Glacis, aber der Haupteingang des Schlosses auf der Landseite ist wirklich schön und erhaben. Eine gewölbte Halle in gothischem Styl, von einer Kuppel überragt, und von reichen, mit vergoldeten Arabesken und Blumen verzierten Arcaden und Gallerien umgeben, steigt über das hohe Portal, einen Eingang, der schönsten Citadelle in der Welt würdig, in stolzer Größe empor. (S. d. Abbd.) Von einem Balcon aus, der in Höhe ziemlich einem Thurme gleicht, bietet sich dem Auge ein unvergleichlicher Anblick dar. Man sieht unter sich einen langen Hain, der an einer Esplanade hinläuft und mit zahllosen Papageien bevölkert ist. Diese schönen Vögel entfalten ihr buntes Gefieder im Glanz der Sonne und schnellen gleich den farbigen Strahlen von Rubinen und Smaragden von Zweig zu Zweig, während hoch über Wall und Zinnen andre farbige Wanderer der Lüfte mit rauschenden Schwingen goldenen Feldern zueilen.

Längs den dick bewaldeten Ufern, worauf Allahabad steht, erscheinen mancherlei anmuthige Gebäude; auf den

kleinen Fluß-Inseln, die ihre sandigen Ebnen über die Wellen erheben, weiden gewaltige Alligators; und das gegenüber befindliche Ufer von Bundelcund thürmt sich in hohen Klippen empor, welche mit Pagoden, auf den Ueberresten von Bergschlössern, gekrönt sind und einen trefflichen, sich schön am blauen reinen Himmel abgrenzenden Hintergrund bilden.

Jedermann, für den Indien oder dessen Aberglaube jemals der Gegenstand der Wißbegierde gewesen ist, muß mit dem Namen Jagannat'h (Dschagannat'h) vertraut sein. Der Tempel dieses Götzen steht auf der Küste von Orissa, mitten im brennenden Sande, und erscheint denen, welche in der Bay von Bengalen auf- oder abwärts segeln, in der Ferne als ein ungeheurer schwarzer Obelisk. Er ist aus gewaltigen, mit großer Mühe und Arbeit von den benachbarten Bergen an Ort und Stelle geschafften Granit-Blökken erbaut und hat eine pyramidale Gestalt von seltsamem Anblick, seine Höhe beträgt ungefähr dreihundert und funfzig Fuß; er ist von einem geräumigen Hofe und einer hohen Mauer umgeben. An der inneren Seite der Mauer läuft eine Gallerie hin, die auf einer doppelten Säulen-Reihe ruht und zweihundert sechs und siebzig Arcaden bildet. Die vier Seiten der Pyramide sind mit Bildhauer-Arbeit bekleidet, und ihre Spitze ist mit Zierrathen von vergoldetem Kupfer gekrönt, welche im Sonnenschein funkeln und strahlen. Das Innere dieses beträchtlichen Baues, von welchem das Licht des Himmels ausgeschlossen zu sein scheint, ist mit hundert Lampen erleuchtet, welche fortwährend vor dem Götzenbilde brennen[1]). Nach Anquetil Duperron's Angabe wäre diese Pagode einige Meilen

1) De Marlès, Histoire Générale de l'Inde, tom I. p. 308 — 312.

von der See entfernt, und die Stadt von zahlreichen kleineren Pagoden mit Hainen und Gärten umgeben [1]).

Das Götzenbild, welches einige Schriftsteller fälschlicher Weise für steinern ausgegeben haben, besteht aus Holz und wird aller drei Jahre erneuert; ein Brahmine trägt Krischna's ursprüngliche Gebeine von dem Leibe des alten Götzenbildes zu dem des neuen. Der Priester verhüllt während dieser feierlichen Operation seine Augen, weil ihn andernfalls der Anblick so geheimnißvoller Reliquien wie ein Blitz vernichten könnte. Diese heilsame Furcht unterdrückt wirklich in den Gemüthern der Verehrer alles Verlangen, Krischna's Gebeine zu schauen.

Ein Fall wird indeß erzählt, wo ein Pilgrim dieser verderblichen Neugierde den Zügel schießen ließ. „Der Rajah von Burdwan, Kirti Chandra, verwendete" lautet der Bericht, „eine bedeutende Summe auf eine Reise zum Jagannat'h und bestach die Brahminen, damit sie ihn jene Gebeine sehen ließen. Diese Erlaubniß kostete ihm ebenfalls eine beträchtliche Summe; er starb aber sechs Monate darauf in Folge seiner Verwegenheit" [2]).

Anquetil Duperron erzählt eine ähnliche Anekdote von einem Holländer; dieser hatte nämlich Eintritt in den Tempel erlangt; und als er Jagannat'h's funkelnde Augen gewahrte, wovon das eine ein Carfunkel, das andere ein Rubin war, so verliebte er sich in letzteren und wußte sich auch verschmitzter Weise zum Besitz desselben zu verhelfen, ohne daß ihn das Schicksal des Rajah von Burdwan betraf [3]). Ganze Schaaren von Tanzmädchen oder heiligen

1) Zend Avesta, Disc. Prélim. tom. I. p. 81, 82; Man sehe auch: Sonnerat, Voyage aux Indes, tom I. p. 218.

2) Ward, vol. III. p. 349, Anmerk.

3) Zend Avesta, Disc. Prélim. tom. I. p. 82. Das Einsetzen kostbarer Steine als Augen in die Statuen der Götter herrschte auch unter den Griechen. Selbst bei der vom Phidias gefertigten berühmten Minerva bestanden die Augen in funkelnden Edelsteinen. S. Plato im Hippias.

Buhldirnen haben ihre Wohnungen im Tempel=Gebiete, und da Abgötterei in der Regel dem Laster günstig ist, so glauben sie sich vorzüglich hier, wo der obwaltende Dämon nichts anders als eine Personificirung von Mord und Ausschweifung ist, zur frechsten Liederlichkeit berechtigt.

Allein zur Schilderung dieses Platzes dürfte es zweckmäßig sein, die Worte eines Augenzeugen anzuführen, Dr. Buchanan berichtet: „Die Menschengebeine, die wir seit zwei Tagen auf dem Wege ausgestreut sehen, sagen uns, daß wir uns dem Jagannat'h nähern, und doch sind wir noch funfzig englische Meilen davon entfernt. Hier stießen mehrere starke Pilger=Haufen zu uns, vielleicht zwei tausend an Zahl, alle aus verschiednen Theilen von Nord=Indien. Einige derselben, mit welchen ich ein Gespräch anknüpfte, erzählten[1], daß sie bereits zwei Monate unterwegs gewesen; denn die heiße Jahreszeit und das Gefolge von Weibern und Kindern hatte sie zu langsamen Märschen genöthigt. Es sind einige alte Personen darunter, welche in der Nähe des Tempels zu verscheiden wünschen. Ganze Schaaren von Pilgrimen sterben während der Reise, und ihre Leichname bleiben unbegraben auf öffentlicher Straße liegen. Auf einer Ebne am Flusse, unweit der Caravanserai für die Pilger sah ich mehr als hundert Schädel liegen. Hunde, Goldwölfe und Geier scheinen hier von Menschenfleisch zu leben."

Der über die Neuheit erstaunte Reisende setzte seinen Weg fort, von dem eben geschilderten Anblick bereits im Innersten erschüttert, aber noch seltsamere und empörendere Scenen warteten seiner. Als er des Tempels ansichtig geworden, bemerkt er Folgendes: — „Viele Tausende frommer Pilgrime haben uns seit einigen Tagen begleitet, sie bedecken die Straße vor und hinter uns, so weit das Auge reichen kann. Heute Morgen um neun Uhr erblickten wir den Tempel in der Ferne. So wie

---

1) Buchanan, Christian Researches, p. 19.

die Menge ihn gewahrte, ließ sie ein lautes Geschrei ertönen und warf sich anbetend zur Erde. Ich habe den ganzen Tag über nichts vernommen als das Jauchzen und die Anrufungen der nach einander anlangenden Pilger-Schaaren. Von dem Orte aus, wo ich jetzt stehe, sehe ich eine ungeheure Volksmasse, einer Armee nicht unähnlich, vor dem äußersten Thore der Stadt Jagannat'h gelagert; ein Soldatenposten hat daselbst die Wache, um das Eindringen der Pilger vor Entrichtung der fest gesetzten Abgabe zu verhindern. Mein Weg führte mich selbigen Tages an einem Büßenden vorbei, der sich bei jedem Schritte niederstreckte, und den Weg zum Jagannat'h mit seiner Körperlänge maß, um sich durch diese Demüthigung der Gottheit wohlgefällig zu machen"[1]).

Hinsichtlich der Abgaben, welche, wie Buchanan erwähnt, die Pilger entrichten müssen, scheint ein Mißverständniß zu herrschen. Man ist der Meinung gewesen, die ostindische Compagnie unterstütze die Abgötterei in der Absicht, sich einen unrechtmäßigen Gewinn zu verschaffen. Allein diese Beschuldigung hat wohl keinen triftigen Grund. Der Zweck der Gesellschaft in Erhebung einer Abgabe, die sich in einigen Fällen auf eine, in andern auf sechs Rupien beläuft, ist wohl mehr darauf berechnet, die tolle Abgötterei, indem sie dadurch kostspielig und schwieriger wird, zu unterdrücken oder wenigstens zu vermindern. Auch rechtfertigt der Erfolg die Maßregel. Denn als nach der Eroberung von Cuttak durch die Engländer die Abgabe mehrere Jahre hindurch nicht erhoben wurde, nahm die Anzahl der Pilgrime, welche von allen Seiten dem Tempel zuströmten, mit jedem Tage zu, und viele Tausende dieser Schwärmer kamen unterwegs vor Ermattung, Krankheit oder Mangel um. Anquetil Duperron erzählt, er sei auf dem Wege zum Jagannat'h auf ein Heer von sechstausend, mit Säbeln, Bogen, Flinten u. s. w.

1) **Buchanan, Christian Researches, p. 20.**

bewaffnete Sannyasis gestoßen, denen ohne Ausnahme wilde zügellose Frechheit auf die Sirn geschrieben gewesen. Diese fanatischen Bösewichte lebten ohne Zweifel während ihres Marsches von Raub und Plünderung; und als diese Quelle versiechte, und das Mitleiden nicht hinreichenden Ersatz für dieselbe leistete, blieb ihnen nichts übrig, als Hungertod. Trotz der Abgabe kommen immer noch sehr viele um; bisweilen jedoch in einem Jahre nicht mehr als zweihundert, andre Male aber wohl über zweitausend [1]).

Als Buchanan näher an das Thor herankam, gewährte die unermeßliche Menschenmenge, die sich auf der großen, nach der Stadt führenden Straße vereinte, das Ansehn eines lebendigen, mit unaufhaltsamer Gewalt vorwärts stürzenden Stroms. Ein geheimer Plan schien alle Gemüther zu beschäftigen. Als sie mitten unter sich einen Europäer gewahrten, erhoben sie ein furchtbares Geschrei, allein es war kein Schrei der Drohung oder Mißbilligung. Alle Casten und Stämme dürfen sich in Jagannat'h's Gegenwart, der keinen Unterschied zwischen Rang und Sekte kennt, zusammen mischen und von demselben Tische essen. Der Anblick ihres Reise-Gefährten flößte diesen armseligen Büßenden den Entschluß ein, sich hinter ihm (dem Reisenden) her mit Gewalt den Weg in die Stadt zu bahnen, ohne Entrichtung der Abgabe, denn sie waren weit hergekommen und hatten Dürftigkeit und Elend zu ihren Begleitern. Der Reisende wurde durch einen Sannyasie von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, allein es war zu spät; der Pöbel war einmal in Bewegung und drängte unter wildem tumultuarischen Geschrei nach dem Thore, die Wache im Innern, seine Gefahr merkend, öffnete es, und die mit ihm zugleich hindurch stürzende Menge trug ihn vorwärts mitten in die Stadt bis zu Jagannat'h's Hei-

2) Ward, vol. III. p. 349, 350.

ligthum. Das Gedränge, um hinein zu gelangen, wurde jetzt furchtbar. Der Weg war schmal und zum Erdrükken mit Menschen gefüllt, und da unter einem dergestalt aufgeregten Pöbel weder die Schwäche des Geschlechts, noch die Hinfälligeit des Alters berücksichtigt ward, so schienen Tausende erstickt oder zu Tode getreten werden zu müssen, als zum Glück plötzlich eine von den Seiten-Pfosten des Thores, welches von Holz war, nachgab und zu Boden stürzte, dieser Umstand allein rettete manchem das Leben.

Als **Buchanan** auf die beschriebne Weise in die Stadt gelangt war, sah er bald den unheimlichen Tempel und die Verehrung, welche man daselbst dem Götzenbilde zollte.

„**Buddruck**,“ sagt dieser Reisende, „ist blos der Vorhof von **Jagannat'h**. Keine Schilderung aus der alten oder neuen Geschichte kann einen entsprechenden Begriff von diesem Todes-Thale geben. Es läßt sich in Wahrheit mit dem Thale Hinnom vergleichen.“ „Diesen Morgen sah ich den Tempel, ein staunenswürdiges Gebäude, und in angemessenem Verhältniß mit der weit reichenden Herrschaft des schrecklichen Königs.“ So wie andre Tempel in der Regel mit Sinnbildern ihrer Religion verziert sind, zeigt **Jagannat'h** zahlreiche und mannichfaltige Darstellungen des Lasters, welches das Wesen seiner Verehrung bildet. Mauern und Thore strotzen von unsittlichem massiven und dauerhaften Bildwerk. „Ich habe auch die Sand-Ebnen an der See besucht, sie sind hier und da mit den bleichen Gebeinen der Pilger bedeckt; desgleichen einen andern Ort, nicht weit von der Stadt, den die Engländer, weil man gewöhnlich die Leichname dahin wirft, Golgatha nennen, und wo man fortwährend Hunde und Geier in voller Thätigkeit sieht.“

Kaum ein grünes Plätzchen erfreut im Umkreise von Jagannat'h das Auge; Tempel und Stadt sind fast

ganz von Sandhügeln umgeben, die sich im Verlauf von Jahrhunderten in Folge der Brandung des Oceans aufgethürmt haben. Alles ist kahl und öde, und an das Ohr schlägt das unaufhörliche Getöse des brausenden Meeres".

Kein älterer oder neuerer Schriftsteller hat ein so entsetzendes Gemälde von dem Aberglauben gegeben, als Buchanan in seiner Schilderung vom Jagannat'h. Ueber einen Theil derselben war er indeß gezwungen, den Vorhang fallen zu lassen. Diesen Vorhang weg zu schieben verbietet uns die Sittlichkeit. Er verbirgt Abscheulichkeiten, wo möglich, noch schrecklicher als diejenigen, welche die früheren christlichen Kirchen-Väter[1]) den Heiden des Westens vorwarfen, Abscheulichkeiten, an deren Wirklichkeit wir zweifeln würden, fänden wir sie nicht noch jetzt in einer der brittischen Provinzen bestehend.

„Ich kehrte," fährt unser Reisende fort, „als Zeuge eines Schauspiels, welches ich nimmer vergessen werde, nach meiner Wohnung zurück. Um zwölf Uhr an selbigem Tage, dem Haupttage des Festes, wurde der Moloch von Hindostan unter dem Zujauchzen von Hunderttausenden seiner Verehrer aus seinem Tempel geholt. Sobald das Götzenbild auf den Thron gesetzt worden war, erhob die Menge ein Geschrei, wie ich früher niemals vernommen. Es dauerte in gleichem Maße einige Minuten hindurch und erstarb dann allmälig. Nach einem kurzen Schweigen ließ sich in der Ferne ein Gemurmel vernehmen; alle Augen kehrten sich dem Orte zu und sahen einen heranrückenden Wald. Eine Männerschaar, mit grünen Reisern oder Palmen in den Händen, näherte sich eilenden Schrittes, das Volk machte ihnen Platz;

---

1) Clemens Alexandrinus, Admon. ad. Gentes, p. 25, wo er von gewissen unziemlichen Benennungen des Bacchus spricht. Siehe Menage „Origini della Lingua Italiana„; und Vossius in Pomp. Melam. lib. II. cap. 2, p. 133.

als sie bei dem Throne angelangt waren, fielen sie vor dem, der darauf saß, nieder und beteten an. Und die Menge erhob abermals ein Geschrei, so laut wie der furchtbarste Donner, allein die Stimmen, welche ich jetzt vernahm, verriethen weder Melodie noch freudiges Zujauchzen; denn in den Lobpreisungen von Moloch's Verehrern herrscht keine Harmonie. Ihre Anzahl erinnerte mich in der That an die zahllose Menge beim Feste der Offenbarung; aber aus ihrem Munde tönte kein wohllautendes Hosianna oder Hallelujah, sondern vielmehr ein billigendes Geschrei, verbunden mit einer Art Beifalls-Gezisch. Ich konnte mir letzteres nicht gut erklären, bis man mir ein Weib zeigte, welches ein dergleichen Pfeifen oder Zischen ertönen ließ, indem sie die Lippen gerundet hielt und die Zunge schnell hin und her bewegte, gleichsam als wenn eine Schlange mit ihren Organen sprechen und menschliche Laute ausstoßen wollte.

„Der Thron des Götzenbildes stand auf einem ungefähr sechszig Fuß hohen Wagen oder Thurme, dessen Räder, indem sie langsam unter der schweren Maschine fortrollten, tief in den Boden einschnitten. An demselben waren sechs Seile befestigt, mittelst welcher das Volk ihn fortzog. Tausende von Männern, Weibern und Kindern drängten sich in so dichten Haufen an die Zugseile, daß manche blos eine Hand anwenden konnten. Man läßt gern Kinder ihre Kraft in Ausübung dieser Pflicht anstrengen, denn es gilt für eine sehr verdienstliche Handlung, den Gott zu ziehen. Auf dem Thurme waren die Priester und Begleiter des Götzen um den Thron gruppirt. Man sagte, daß sich gegen hundert und zwanzig Personen auf dem Wagen befänden. Das Götzenbild ist ein Holz-Block mit schrecklichem, schwarz bemalten Gesicht und aus einander gezertem weiten und blutigen Munde. Seine Arme sind von Gold; übrigens ist es prächtig gekleidet und geschmückt. Die beiden andern Götzenbilder sind von weißer und gelber Farbe. Fünf Elephanten zo-

gen den Thürmen voraus; hoch in die Luft flatternde Fahnen tragend, und mit scharlachfarbnen Schabracken bekleidet, an welchen Schellen hingen, die, wenn sich die Thiere bewegten, ein musikalisches Geläute bewirkten. Ich schritt mitten im Zuge vorwärts, nahe am Thurme des Moloch, der nur mit Schwierigkeit fortgezogen wurde und auf seinen vielen Rädern knarrte und krachte. Nach einigen Minuten hielt er an, und jetzt begann der Götzendienst.

„Ein Oberpriester stieg auf den Wagen vor das Götzenbild und ließ die versammelte Menge obscöne Verse vernehmen, welche von Zeit zu Zeit in derselben Weise antwortete. „Diese Gesänge," sagte er, „sind die Wonne und Freude des Gottes. Sein Wagen kann sich blos bewegen, wenn er (der Gott) mit dem Gesange zufrieden ist". Der Wagen wurde gleich darauf eine kleine Strecke fort gezogen und hielt dann abermals. Ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren suchte jetzt etwas noch Schmutzigeres vorzubringen, um vielleicht den Gott zur Weiterbewegung zu bestimmen. Das Kind sprach seine Worte mit so glühendem Eifer und so ausdrucksvollen Geberden, daß der Gott sein Wohlgefallen daran bezeugte, die Menge stieß ein lautes jauchzendes Geschrei aus und zog den Wagen vorwärts. Nach einigen Minuten hielt er wieder. Hierauf erhob sich ein alter Diener des Götzen, und übte, eine lange Ruthe in der Hand haltend, womit er unziemliche Bewegungen machte, eine Menge unzüchtiger und ekelhafter Possen aus. Ich machte mir fast ein Gewissen, Zeuge eines so unsittlichen Schauspiels zu sein, welches mich auf der andern Seite durch seine Greuel und Größe einigermaßen betäubte und entsetzte; ich kam mir vor wie ein Verbrecher, auf den Aller Augen gerichtet sind, und war schon im Begriff, mich zurück zu ziehen; aber eine Scene andrer Art sollte nun erfolgen. Die Hauptzüge von Moloch's Verehrung sind

Unzüchtigkeit und Blut. Wir haben die ersten gesehen. Jetzt kommt das Blut. —

„Nachdem der Thurm eine Strecke fortgerückt, verkündete ein Pilger, daß er bereit sei, sich selbst dem Götzen zum Opfer zu bringen. Er legte sich vor dem Wagen, während dieser vorwärts gezogen wurde, mitten im Wege mit vorgestreckten Armen auf das Gesicht nieder. Die Menge drängte sich um ihn her, den Raum, wo er lag, freilassend, und er wurde von den Rädern zerquetscht. Ein Jubel-Geschrei zu Ehren des Gottes bezeichnete die blutige Handlung. Man sagt, der Götze lächele wohlgefällig, wenn ihm ein blutiges Opfer dargebracht werde. Das Volk warf, als Beweis seiner Billigung des Geschehenen, Cauries (Muschelgehäuse) oder kleine Münzen auf den Leichnam des Schlachtopfers. Man ließ ihn eine beträchtliche Weile zur allgemeinen Schau liegen und schleppte ihn dann nach der Schädelstätte (Golgatha), wo ich so eben seine irdischen Ueberreste noch einmal gesehen habe“ [1]).

Wir fügen noch eine andre Schilderung des fürchterlichen Götzendienstes hinzu. Jagannat'h zählt jährlich zwölf Feste, Ruth Dschattra (Wagenfest) aber ist das wichtigste von allen. Es wird im Juni oder Juli gefeiert, und die Zahl der Pilger, welche sich dazu einfindet, ist nach der Jahreszeit verschieden, beträgt aber stets zwisch 100,000 und 200,000 Personen. Die periodischen Regen machen zu dieser Zeit die ganze Gegend ungesund, so daß zahlreiche Gäste, welche im Freien bleiben müssen, hingerafft werden.

Die Sorge für Aufrechthaltung der Ordnung bei allen diesen Festen liegt den Brahminen ob; sie führen deshalb Röhre und Stöcke und wenden dieselben in reichem Maße an, häufig in so reichem, daß die Pilger die

---

1) Buchanan, Christian Researches, p. 22—28. Siehe auch Mansbach's Beschreibung von Jagannat'h's Tempel in den Transactions of the Royal Asiatic Society, vol. III. p. 253—260.

Geduld verlieren, die Priester entwaffnen und die von denselben ausgetheilten Schläge mit Zinsen zurückgeben. Ueberhaupt zeigt die Menge nicht viel Ehrfurcht, wenn sie von den Dienern ihrer Gottheiten spricht; es giebt kein Laster, kein Verbrechen, das ihnen nicht schuldgegeben und aufgebürdet würde. Die Hauptursache dieses tiefgewurzelten Hasses ist die Abgabe, womit die Priesterschaft die Pilger belegt. Bei jedem Feste zu Jagannat'h erhebt sie eine Steuer von den frommen Anwesenden, die bald fünf, bald zehn Rupien beträgt. Diejenigen, welche da bleiben, um allen Festen beizuwohnen, erhalten einen geringen Nachlaß.

Der Götze Jagannat'h wird jedesmal erneuert, wenn zwei Neumonde in dem Monate Assan zusammentreffen, was ungefähr alle siebzehn Jahre geschieht. Man sucht dann in den Wäldern einen Baum aus, worauf kein Rabe oder andrer aasfressender Vogel gesessen hat; die Eingeweiheten erkennen dies an gewissen Zeichen. Ist der Stamm gefällt, so wird er von Zimmerleuten behauen und sodann den Priestern übergeben, welche das Werk im tiefsten Geheimnisse vollenden. Der aus dem alten Götzenbilde entwichene Geist Jagannat'h wird in das neue durch einen Mann übergetragen, welcher die feierliche Operation nicht überlebt. Vor dem Ende des Jahres muß er diese Welt verlassen.

Nach dem Feste Schundmon Dschattra kommt die Ceremonie des Schund Dschattra, welche darin besteht, daß das Götzenbild aus dem Tempel hinaus auf eine Erhöhung innerhalb der Tempelmauern getragen wird. Hier bleibt es einen Tag sichtbar, worauf Jagannat'h sich von neuem verbergen läßt; die Priester sagen, er sei krank. Gegen Ende Junis, zum großen Ruth Dschattra, kommt er wieder zum Vorschein. Drei Ruths oder hölzerne Wagen werden zur Ceremonie eingerichtet. Der größte davon hat sechszehn Räder, jedes sechszehn Zoll im Durchmesser. Der Raum, auf dem der Götze Platz neh-

men soll, beträgt auf jeder Seite ein und zwanzig Fuß, und der ganze Wagen ist fünf und dreißig Fuß hoch. Er besteht aus bunt angestrichenem Holze und hat eine Art Kuppel oder Decke, welche englisches scharlachrothes oder blaues Tuch bedeckt; vorn befindet sich eine den Kutscher vorstellende geschnitzte Figur (wie an Schiffen), deren Hand mehrere hölzerne Pferde zu lenken scheint, welche vor dem Wagen schweben.

Wenn sich am ersten Tage des Festes der Tempel Jagannat'h's der Menge seiner Verehrer öffnet, drängt diese mit solchem Ungestüm hinein, daß stets wenigstens zehn Personen dabei erdrückt werden. Diese Todten wirft man mit eisernen Haken aus dem Tempel hinaus, und das Fest erleidet nicht die geringste Störung. Ein lauter Schrei der Ueberraschung, den die Menge ausstößt, kündigt die Ankunft des Gottes an. Priester ziehen das schwere Götzenbild bis an die Stufen hinab, wo es der heilige Wagen aufnimmt. Auf den beiden andern kleinern Wagen werden die Götzenbilder Balaram und Schubudra[1]) gezogen. Mit Sonnenuntergang kommt der Oberpriester, nämlich der Rajah von Kurdah, in einem Palankin an, welchem ein prachtvoll aufgezäumter Elephant folgt. Hinter diesem zieht das Gefolge des Fürsten auf andern Elephanten, sodann kommen die englischen Behörden und endlich eine zahllose schwarze Menge, die sich bis an den Horizont ausdehnt. Die lebendige Mauer von Elephanten, die Häuschen auf dem Rücken derselben, der ungeheuere Wagen mit dem Götzenbilde, die tausend Brahminen, die brüllende und anbetende Menge, der Lärm der Glöckchen und Stimmen, der Anblick dieses religiösen Wesens, die Bewegung, die Verwirrung, das tausendfältige Gemälde, dessen Hintergrund der Tempel Jagannat'h's bildet, Alles dies gleicht der seltsamsten Phantasmagorie, welche sich die Einbildungskraft schaffen kann.

---

1) Der Bruder und die Schwester Jagannat'h's.

Nach seiner Ankunft steigt der Rajah neben dem Wagen Balaram's ab. Er trägt ein Gewand von weißem Muslin und geht barfuß. Ein starker Priester führt ihn am Arme, während ihm andere mit Stöcken Platz machen. Still! Jetzt steigt der Rajah unter dem Geschmetter der indischen Trompeten und dem Jubelruf des

Abbild. 19. Der Wagen Jagannat'h's.

Volkes auf den Wagen Balaram's. Er hat die Spitze erreicht, den Götzen angebetet und den Fußboden gereinigt, auf den er Sandelwasser gegossen. Er steigt herab, geschmückt mit einem Blumenkranze, den die Priester von dem Götzenbilde nahmen, um ihn um den Hals des Oberpriesters zu winden. Auf dieselbe Weise und

Digitized by Google

unter denselben Ceremonien begiebt er sich von Balaram zu Jagannat'h und sodann zu Schubudra, und jedesmal veranlaßt sein Gebet vor einem Götzen begeistertes Jubelgeschrei der Menge und gellendes Geschmetter der silbernen Trompeten. Endlich giebt der Rajah dem Wagen einen Stoß mit der Achsel, als wolle er ihn fortschieben; ohne dieses Zeichen würden die Priester nicht wagen, ihn in Bewegung zu setzen.

Nun ändert und belebt sich die Scene. Mehrere tausend mit grünen Zweigen geschmückte, in regelmäßige Reihen geordnete Männer bahnen sich einen Weg durch die dichtgedrängten Schaaren, gelangen so, singend und tanzend, bis zu den Wagen, berühren dieselben mit ihren Zweigen, befestigen lange Seile daran und ziehen sie, nach den Götzenbildern gewandt, vorwärts. Balaram kommt zuerst, dann Jagannat'h, unter dem die Achsen knarren, und zuletzt Schubudra. Auch diese Bewegung bringt ihre Wirkung auf die begeisterte Menge hervor. Die frommen Pilger stürzen auf die ungeheuern Räder zu, bitten um die Vergünstigung, an dem Seile mit ziehen zu dürfen, schieben an den Achsen oder suchen auf irgend eine andere Art bei der Vorwärtsbewegung der großen Maschinen behülflich zu sein. Während die Wagen auf dem Wege hinrollen, werfen die Frommen Gold= und Silbermünzen und Cacaobohnen nach dem Götzen. Die ersten behalten die Brahminen, die letztern geben sie geweiht zurück. Während der Prozession treiben junge Brahminen, die unter der Menge herumspringen, mit ihren Ruthen bald die an, welche den Ruth ziehen, bald die, welche sich um denselben drängen. Reiche Hindus strecken die Hand aus, um zum Zeichen ihrer Theilnahme wenigstens die Seile zu berühren; die Frauen suchen den Wagen und die Räder zu küssen und heben ihre Kinder empor, damit der Götze sie sehe und segne. Sonst stürzten sich Fanatiker unter die Räder, um sich zermalmen zu lassen; dies geschieht zwar nicht mehr, aber

noch führen häufig daß Reißen eines Seiles, ein falscher Tritt, ein Fall unter dieser wogenden Menschenfluth Unglücksfälle herbei und kosten Einigen das Leben. Ist der Wagen einmal in Bewegung, so hält er wegen keines Menschen an; er zermalmt und setzt seinen Weg fort.

Die Todesgefahr ist für den Pilger in Jagannat'h nicht die einzige; Krankheiten und der Hunger raffen eine große Anzahl hinweg. Die Straße, welche in die heilige Stadt führt, ist zu jeder Zeit mit Leichnamen bestreut, und die Schackale der Umgegend theilen also mit den Brahminen die Vortheile von diesen Feierlichkeiten.

Das ist die in ganz Indien so berühmte Verehrung des Gottes Jagannat'h.

Die andern Wallfahrts Orte, als Rameswara [1]), Ganga-Sagara, Ayodhya u. s. w., scheinen weniger anlockend zu sein, indem sie von einer weit geringeren, Pilgerzahl besucht werden. Allein zu Hurdwar oder Haridwara (d. h. „Hari's oder Vischnu's Thor") eine Stadt nicht weit von dem Paß, durch welchen der Ganges von den Bergen hervorbricht, sollen bisweilen drittehalb Millionen frommer Pilger während der Feier des Festes versammelt gewesen sein. Der Grund, weshalb die Hindus hierher wallfahrten, ist, eine bestimmte Anzahl Tage nach einander an diesem heiligen Orte in den Wellen des heiligen Flusses zu baden. Allein zu diesen religiösen Zwecken gesellt sich auch Gewinnsucht; denn, so wie bei den Mohamedanern in Mecca, wird die Feier des Festes in eine Messe verwandelt, wo alljährlich ein sehr beträchtlicher Verkehr stattfindet. Die bunte Menge besteht aus Eingebornen von Caubul, Kaschmer, Lahore, Serinagur, Bhutan, Kumaun, und den Ebnen Hindostans. Ihre Sitten und Trachten stechen, wie man sich

---

1) Rameswara, unweit Cap Comorin, erhielt seinen Namen und heiligen Ruf von der siebenten Verkörperung Vischnu's, in der Rama-Gestalt. Asiat. Res. III. 564.

leicht denken kann, gewaltig von einander ab. Aus einigen der oben erwähnten sehr fernen Länder unternehmen ganze Familien: Männer, Weiber und Kinder diese Wallfahrt; einige reisen zu Fuße, andre zu Pferde, und noch andre, besonders Weiber und Kinder, auf langen schweren zweirädrigen Wagen, die mit Gitterwerk und einem geneigten, aus Matten bestehenden Schutzdach gegen Sonne und Unwetter versehen sind; diese Karren dienen zugleich während der Reise als Wohnung [1]).

Feste der Hindus.

In Beschreibung der Feste der Hindus, welche, um uns des in Rajast'han in Bezug auf den Hof von Mewar gebräuchlichen Sprichworts zu bedienen — „unter sieben Tagen neun Feiertage haben," wollen wir mit denen der Rajputen = Staaten beginnen.

Das erste Fest im Jahre ist das der Vasantt, der lieblichen Göttin des Frühlings. Es nimmt seinen Anfang am fünften Tage des Monats Magha, der im Jahr 1819 dem dreißigsten Januar entsprach, und dauert vierzig Tage. Während dieser Periode herrscht die größte Freiheit und Ausschweifung; die untersten Volksklassen überlassen sich der Völlerei; und selbst die achtbarsten Leute, welche sich zu andern Zeiten darüber empören würden, wenn sie eine unzarte Anspielung aussprechen sollten, streifen mit Banden von Trunkenen umher und singen und deklamiren Verse, enthaltend die wärmsten Schilderungen zum Lobe der Naturkräfte, ungefähr so, wie dies die römischen Senatoren während der Saturnalien zu thun pflegten.

Zu dieser Zeit, wo die Schranken des Ranges fallen, und wo der Geist der Volksherrschaft schaltet, jedoch nie sich Mißbrauch erlaubt, verläßt sogar der wilde Bhil,

---

1) Asiatic Researches, vol. VI. p. 311—313.

oder uncultivirte Mer seinen schattigen Aufenthalt in Wäldern und Gebirgen, um an den Ergötzlichkeiten und Ausschweifungen der Hauptstadt Theil zu nehmen, er schmückt sein rabenschwarzes Haar oder seinen zerrissenen Turban mit einer Jasmin-Guirlande und gesellt sich den lärmenden Volkshaufen zu, welche in roher Lust die Straßen durchschwärmen [1]).

Während dieses Festes findet auch die Feier der Ahairea oder „Frühlings-Jagd" statt, welche den fröhlichen Monat Phalguna einführt. Die bei dieser Gelegenheit üblichen Kleider sind ganz oder zum Theil grün und werden von dem Fürsten an seine Heerführer und sein Gefolge ausgetheilt. Die Stunde, wo die Jagd auf den wilden Eber zu Ehren Gauri's, der indischen Ceres, beginnt, wird von den königlichen Sterndeutern genau bestimmt; und da ein günstiger Erfolg als Vorbedeutung für künftiges gutes Glück gilt, so läßt man kein Mittel unversucht, sich denselben zu sichern, sowohl durch Treiber, welche das Wild im Lager aufspüren müssen, als auch durch die verzweifeltsten Anstrengungen, das aufgescheuchte Thier zu erlegen. Hat man den Eber ausfindig gemacht, so bildet sich augenblicklich ein Kreis von Jägern um ihn her, welche ihn durch lautes Schreien und Rufen zum Aufbruch zu bestimmen suchen. Häufig stürzt ein ganzes Rudel auf einmal aus dem Dickicht. Alsdann spornt jeder Reiter sein Pferd und jagt mit Spieß oder Schwert, ohne Rücksicht auf Felsen Schluchten oder Bäume, dem Feinde nach, dessen Bekanntschaft mit der Gegend ihm, wenn er so umgangen und umstellt ist, nichts hilft; und bald raucht die Erde von seinem Blute, womit sich nicht selten das des Pferdes oder des Reiters vermischt. Selbst ein englischer Fuchs-Jäger würde sich entsetzen, wenn er die Rajputen in vollem Carrière auf ihren Rossen erblickte; wenn er

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 563.

sähe, wie diese, gleich Antelopen über jedes Hinderniß: dichtes Gestrüpp, kahle, von aller Vegetation entblößte Felsen=Spitzen wegsetzen, und wie die Jäger, in der Luft schwebend, oder auf dem Sattelbogen lehnend, auf den Eber hauen und stechen. Bei dergleichen Jagdzügen muß die königliche Küche zugleich mit den Jägern ins Feld rücken; und ist das Mahl, woran Alle theilnehmen, an irgend einer ländlichen Stelle eingenommen worden, so erneuert die Gesellschaft ihre Anstrengungen oder kehrt in Triumph nach der Stadt zurück [1]).

In demselben Verhältniß als der Monat Phalguna vorrückt, nimmt auch die bacchanalische Lust zu; fortwährend ziehen Menschen=Trupps einher, bewerfen sich mit einem scharlachfarbnen Puder oder schleudern eine Auflösung desselben durch Sprützen auf einander, so daß Kleider und Gesicht über und über scharlachroth erscheinen. Am achten, vorzugsweise der Phag genannt, vereinigt sich der Rana im Palaste mit den Königinnen und ihrem Gefolge; und jetzt hat alle Zurückhaltung ein Ende; es herrscht nur Lust und Fröhlichkeit. Den glänzendsten Anblick aber gewährt das Holi=Spiel zu Pferde auf der Terrasse vor dem Palaste. Jeder Anführer, welcher Theil daran nehmen will, versieht sich mit einer hinreichenden Anzahl Wurfwaffen, bestehend in dünnen Glimmer= oder Metallplättchen, welche jenes scharlachfarbne Pulver, Abira genannt, enthalten, und die sie unter Entfaltung der zierlichsten Reiterkünste, unter Capriolen und Scherzen und mit großer Geschicklichkeit gegen einander schleudern. Dieser Theil des Festes hat große Aehnlichkeit mit den heutigen Saturnalien (Carnevalsbelustigungen) Roms, wo man einander mit ähnlichen Wurfwaffen begrüßt. Der letzte Tag oder Poonum beschließt den Holi; an demselben werden sämmtliche Anführer durch die Nakaras von der Tripolia her aufgefordert, mit ihrem Gefolge dem Fürsten

---

1) Annals of Rajast'han. vol. I. p. 565, 566.

aufzuwarten und ihn in feierlichem Zuge nach dem Chougan, ihrem Champ de Mars, zu begleiten. Gerade in der Mitte dieses Platzes ist ein langer Saal oder eine Halle, zu welcher eine Reihe Stufen hinaufführt; die Decke ruht auf viereckigen Säulen, ohne eine Spur von Mauer, so daß der Hof gänzlich offen ist. Hier, von seinen ersten Beamten umgeben, bringt der Rana eine Stunde zu, den Gesängen zum Preise Holica's lauschend, während das possenhafte Lied eines Spaßvogels ihn erinnert, daß hoher Rang keine Sicherheit gegen die Freiheit der Frühlings-Saturnalien gewährt. Indem der Rana und seine Beamten oben im Saale sich dergestalt unterhalten, mengen sich Possenreißer und umherwandernde Volkshaufen unter die Cavalcade, werfen sich Puder in die Augen oder überschütten ihre Kleider gegenseitig mit der scharlachfarbnen Auflösung. Eine unwillige Aeußerung darüber würde nur den Besprützten dem Gelächter aussetzen und einen Haufen Lustigmacher und Possenreißer um ihn her versammeln; also ist keine andre Wahl, als sich entweder ganz von der lärmenden Menge entfernt zu halten, oder kecken Muthes an den Scherzen Theil zu nehmen.

Am letzten Tage besucht der Rana seine Offiziere und Beamten, und das Lager wird unter Vertheilung von Khanda-narsal, oder Schwertern und Kokosnüssen an die Häuptlinge und Alle, die der König auszuzeichnen wünscht, abgebrochen.

Diese Khandas sind blos von Latten-Holz gemacht, und wie Andrea-Ferara oder lange Hieb- und Stoßdegen, die Lieblingswaffe der Rajputen, gestaltet. Sie sind verschiedenartig bemalt, wie Harlekins-Schwerter, und dienen zur Kurzweil, im Einklange mit der Bedeutung des Festes, wo aller Krieg verbannt ist, und die Vermehrung, nicht die Vernichtung, der Menschen die Göttin des Frühlings erfreut. Mit Einbruch der Nacht endet das viertägige Fest unter Verbrennung des Holi's; man zündet große Feuer an und nährt die Flammen mit verschiednen Sub-

stanzen, so wie auch mit dem rothen Pulver Abira; und rings herum tanzen Gruppen von Kindern und schreien auf den Straßen, wie eben so viele kleine Höllengeister. Bis drei Stunden nach Sonnen=Aufgang im neuen Monat Cheyt dauern die Orgien mit stets wachsender Lust, worauf die Eingebornen sich baden, ihre Kleider waschen, Gebete hersagen und wieder nüchterne, ehrbare Staatsbürger werden; Fürsten und Vornehme erhalten Geschenke von ihrer Dienerschaft" [1]).

Am siebenten des hindostanischen Monats Cheyt, (oder Chaitra) feiern die verheiratheten rajputischen Damen das Fest der Göttin der Kinder, welche Sitla oder Sitala heißt. Ihr Tempel in Mewar prangt auf dem Gipfel eines isolirten Hügels, im Thale Udipur, wohin sich alle Frauen der Hauptstadt mit ihren Opfern begeben. Die Verehrung der Göttin des Frühlings dauert noch fort. Die Damen von Udipur, von ihren Gatten begleitet, ziehen am funfzehnten dieses Monats in die Haine und Gärten, wo ganze Gesellschaften, geschmückt mit Kränzen von Rosen, Jasmin oder Oleander, sich zu Festlichkeiten und Lust versammeln.

Das vorzüglichste unter allen hindostanischen Festen aber ist dasjenige, welches die Rajputen neun Tage hindurch (neun ist nämlich die der schöpferischen Kraft heilige Zahl) zu Ehren der wohlthätigen Gauri feiern, und das den Namen Blumen=Fest führt. Gauri, was wir hier bemerken wollen, ist ein andrer Name für Bhavani, die Gattin Siva's, eine Gottheit, die in mehrfacher Hinsicht eine größere Aehnlichkeit mit der Venus als mit der Ceres hat. Dieses Fest findet zur Zeit der Fühlings=Tag= und Nacht=Gleiche statt, wo die Natur, in jenen tropischen Gegenden, in voller Entfaltung ihrer Reize begriffen ist, und die mütterliche Gauri ihren goldnen Mantel über die Schönheiten der grünen=

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 567, 568.

den Vasanti breitet. Zu dieser Zeit zeigen Felder und Blumen dem Auge reiche Fülle; die Luft ist mit balsamischen Düften geschwängert, und der scharlachfarbne Mohn glänzt zwischen den goldgelben Aehren hervor, sich zu Kränzen für die wohlthätige Gauri darbietend" [1]).

Die Ceremonien beginnen mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders (der Anfang des hindostanischen Jahres); zunächst werden irdene Bilder von Bhavani und Siva gebildet und gleich nach ihrer Vollendung zusammengestellt. Hierauf macht man eine kleine Furche in die Erde und säet Gerste hinein. Das Erdreich wird hierauf begossen und durch künstliche Wärme angeregt, bis die Saat anfängt zu keimen. So wie dies geschieht, fassen die Damen einander an den Händen und tanzen um die Furche, wobei sie den Segen Bhavani's für ihre Gatten erflehen. Alsdann wird das junge Korn ausgerauft, und eine jede Dame überreicht etwas davon ihrem Gemahl, der es in seinem Turban trägt. Andre Gebräuche, blos den Eingeweiheten bekannt, finden innerhalb der Häuser und Paläste statt; nach einer mehrtägigen Ausübung derselben schmückt man

---

1) Gauri ist einer von den Namen Isa's oder Parvati's, der Gattin des größten der Götter, Mahadeva's, oder Iswara's, den man zugleich mit ihr bei dieser Gelegenheit verehrt, das Ceremoniel wird größtentheils von Weibern ausgeübt. Die Bedeutung des Wortes Gauri ist „gelb" wodurch man symbolisch die reifen Feldfrüchte bezeichnet; und die Verehrerinnen der Gottheit beten ihr Bildniß an, welches eine gelbe, das ist mit der Farbe des reifen Korns gemalte Matrone darstellt; und ob sie gleich nur mit zwei Händen abgebildet ist, wovon die eine den heiligen Lotus (für die Aegypter das Sinnbild der Zeugungskraft,) hält, so rüstet man sie doch nicht selten mit Kriegsgeräth: dem Discus und der Keule aus, um anzudeuten, daß die Göttin, deren Gaben das Leben aufrecht erhalten, zu gleicher Zeit dem Verluste desselben nicht fremd ist; denn sie vereint in sich als Gauri und Kali, die Charaktere von Leben und Tod, gerade so wie die Isis und Cybele der Aegypter. Colonel Tod. I. 570.

die Götterbilder, und trägt sie in feierlichem Aufzuge an den See.

„Endlich kommt die Stunde, die Nakaras geben dem außen postirten Kanonier das Zeichen." Alle Geschäfte hören auf, wenn die Kanonen von der Höhe der Burg Ekling=ghur verkünden, daß Gauri ihren Ausflug begonnen. Die Cavalcade versammelt sich auf der prächtigen Terrasse, und der Rana, von seinen Edeln umgeben, führt den Zug nach den Böten an, deren uralte Form an diejenigen erinnert, worauf die Argonauten nach Colchis segelten. Die Scenerei paßt in vorzüglichem Grade zu dem festlichen Gepränge; der Boden steigt vom Rande des Sees, der hier eine hübsche Bucht bildet, bis zum Halbmond der Firste, worauf der Palast und die Wohnhäuser der Vornehmen stehen, sanft aufwärts. Jedes Thürmchen, jeder Balkon ist mit Zuschauern vollgepfropft, vom Palaste an bis an den Saum des Wassers; und die breite Marmor=Treppe, welche von der Tripolia, dreifachem Portal, zu den Böten herabführt, zeigt nichts als eine dichte Masse Frauenzimmer in bunten Gewändern, deren aufwärts geschlagener Theil die rabenschwarzen, mit Rosen und Jasmin geschmückten Haarflechten der Schönen nur zur Hälfte verbirgt. Einen imposanteren oder lebhafteren und heiterern Anblick, als die auf besagte Weise zu Lust und Festlichkeiten versammelte Bevölkerung einer Stadt, wo jedes Gesicht, vom Fürsten bis zum Bauer, von Freude strahlt, kann man sich nicht denken. Kehrt man sein Auge nach oben, so gewahrt es einen wolkenlosen Himmel, unten breitet sich der herrliche See vor ihm aus, die glatte ebne Wasserfläche ist blos durch Marmor=Paläste gebrochen, deren gewölbte Säulenhallen durch das Laub von Orangen= Plantanen= und Tamarinden=Hainen hervorragen; während der Horizont durch edle Berge begrenzt ist, deren Gipfel einer über den andern emporsteigen und ein unermeßliches Amphitheater bilden. Hier gesellt sich nicht das häßliche Laster zur

Fröhlichkeit, hier sieht man keinen Trunkenen; hier herrscht kein tumultuarisches Durcheinanderlaufen, kein betäubendes Geschrei, sondern Alles wartet, die Augen nach dem dreifachen Portal gekehrt, auf Gauri's Erscheinung.

Endlich sieht man den feierlichen Zug den Abhang herabsteigen, in der Mitte, auf einem Throne sitzend, mit prächtigen gelben Gewändern überladen und von Perlen und Gold strahlend, wird die Göttin getragen. Zwei Schöne auf jeder Seite bewegen die silberne Chamara[1]) über ihrem Haupte, während die mehr begünstigten Mädchen mit silbernen Stäben vor ihr her gehen, und der ganze Zug Hymnen singt. Bei ihrer Annäherung erheben sich der Rana, seine Offiziere und Minister von ihren Sitzen und verharren stehend, bis die Göttin sich auf ihren Thron am Saume des Wassers niedergelassen hat, warauf sich alle verbeugen, und der Fürst und sein Hof die Böte besteigen. Die Frauen und Mädchen bilden alsdann einen Kreis um die Göttin, fassen einander bei den Händen und bewegen sich mit gemessnem Schritt und mancherlei zierlichen Biegungen des Körpers um das Götzenbild, wobei sie den Tact mit den flachen Händen nach besondern Cadencen schlagen, und unter Absingung von Hymnen, wovon einige der Göttin des Ueberflusses, andre der Liebe und der Ritterlichkeit gelten; überdies weben sie ihren Gesängen kleine Episoden von National-Heldenthaten ein, die gelegentlich Anspielungen auf Anwesende enthalten und den Heerführern ein Lächeln und bedeutsames Zunicken entlocken, worauf die schönen Sängerinnen mit einer Neigung des Hauptes antworten. Es ist dieses Fest durchaus ein Weiber-Fest, keine einzige Mannsperson mischt sich unter die zahllosen Gruppen,

---

1) Die Chamara ist ein Fächer oder Fliegen-Wedel, gewöhnlich aus dem Schweife des Yak, d. i. der tartarischen Kuh (Bos grunniens) verfertigt.

und Iswara, Gauri's Gatte, selbst erregt keine Aufmerksamkeit, wie sich aus seiner ascetischen und bettelhaften Gestalt ergiebt, indem er seinen Antheil von der freigebigen und allgemeinen Mutter erbittet. Man nimmt es für ausgemacht, daß die Göttin so lange, als sie an Ort und Stelle bleibt, sich bade, und, einer alten Sage nach, trifft jede Mannsperson, die sich in diese Feierlichkeiten mischt, der Tod.

„Endlich nach geschehenen Abwaschungen, wird die Göttin emporgehoben und unter denselben Formen und feierlichem Gepränge nach dem Palast getragen. Der Rana und seine Offiziere lüften hierauf die Böte und lassen sich längs dem Ufer des Sees hinrudern, um die übrigen Bildnisse der Gottheit, eins nach dem andern, zu besuchen; um alle sind Weibergruppen versammelt, welche singen und beten, wie bereits gezeigt worden; und unter diesen Ceremonien vergeht der Abend, das Ganze endet mit einem großen Feuerwerke, dem Finale eines jeden der drei der Göttin Gauri gewidmeten Festtage"[1]).

Das Fest zu Ehren Kamadeva's, des Liebes-Gottes, fällt in die letzten Tage des Frühlings. Obgleich die heißen Winde schon zu blasen anfangen, die Blumen unter dem Einflusse ihres Hauches die Köpfe hängen, und das Grün der Fluren seine Frische verliert, so blüht doch die Rose in voller Pracht, und zwar selbst während der heißesten Sommertage, um den reizenden Rajputen-Mädchen süß duftende Kränze zur Schmükkung ihres Haars zu gewähren; desgleichen zieren die Schönen während des Festes ihre langen, rabenschwarzen Flechten[2]), mit Guirlanden von weißem und gelbem Jasmin, und mit dem Magra und Champaca, welche bei großer Hitze sehr angenehm sind. Von denselben Blu-

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 571, 572.

2) Ein Schriftsteller vergleicht ihre Schwärze mit dem Dunkel einer stürmischen Winter-Nacht.

men winden sie Armbänder für sich, oder bunte Kränze, die sie als herabhängende Halsketten tragen. Die Damen von Rajputana zeigen in ihrer Verehrung des Liebes=Gottes denselben Eifer und dieselbe Hingebung, wie ihre Gatten, die Tapfersten unter den Tapfern, in ihrer Ehrfurcht gegen den hindostanischen Mars. Aber nirgends, selbst nicht in diesem Lande, wo die Leidenschaften so heftig sind, ist die Verehrung Kamadeva's inbrünstiger, als unter den Damen von Udipur, (die Stadt der aufgehenden Sonne,) die, während der Dauer des Festes, in Gesängen und Hymnen, den Dichtungen der heiligen Barden des Alterthums, die Macht dieses Gottes der Götter anflehen[1]).

Das neuntägige Fest, Noratri genannt, welches die Rajputen zu Ehren des Kriegs=Gottes feiern, beginnt am ersten Tage des hindostanischen Monats Asoj. Im Verlauf dieses, der Krieger=Caste eigenthümlichen Festes, findet die Verehrung des Schwertes statt, ein imposanter Brauch, wie ihn Oberst Tod mit Recht nennt, ein Brauch, welcher von ihren scythischen Vorfahren auf sie übergeerbt zu sein scheint, begleitet von großem Gepränge und mancherlei Ceremonien. Der Fürst läßt, nach vorherigen Fasten, Abwaschungen und Gebeten, das große zweischneidige Schwert, das Abzeichen des Kriegs=Gottes, aus der Waffenhalle holen, um die Huldigungen des Hofes in Empfang zu nehmen. Es wird hierauf in Prozession zu Krischna's Heiligthum getragen, und daselbst dem Raj=Yogi oder Oberhaupt der mönchischen Krieger von Mewar eingehändigt, welcher dasselbe auf Heri's, des Schlachtengottes, Altar niederlegt. In den ersten Stunden des Nachmittags versammeln sich unter dem Schall der Nakaras die Heerführer und ihr Gefolge, und ziehen hinter dem Rana her nach den königlichen Ställen, wo ein Büffel zu Ehren des Streit=

---

3) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 577.

Rosses geopfert wird. Die Cavalcade begiebt sich hierauf nach dem Tempel Devi's. Der Rana setzt sich neben dem Raj-Yogi nieder, beschenkt den alten Krieger mit zwei silbernen Münzen und einer Kokosnuß und kehrt, nachdem er dem Schwerte seine Ehrfurcht bezeigt, in Prozession zum Palaste zurück. Am folgenden Tage werden verschiedne Thiere geopfert, einige auf dem Mars-Felde, oder im Tempel der allgemeinen Mutter, Amba Mata. Die Ceremonien dauern neun Tage hindurch, während welcher, unter andern Gebräuchen, die Rosse und Elephanten, nachdem sie in dem heiligen See gebadet und mit köstlichem Schabraken bekleidet worden, die Huldigungen ihrer Reiter empfangen. Am neunten Tage wird das große Schwert unter großem Gepränge vom Anführer der mönchischen Krieger nach dem Palaste zurückgebracht, und jeder erhält ein Ehrenkleid zum Geschenk, während man dem zweiten Anführer im Range, der sich der Ausübung verschiedner strenger Pflichten im Verlauf der Neun Tage unterzogen hat, seine Schale oder seinen ausgehöhlten Flaschenkürbis mit goldnen oder silbernen Münzen füllt.

Sämmtliche Yogis werden alsdann zu einem Feste eingeladen, ihre Anführer werden beschenkt, und die Feierlichkeit schließt mit der Verehrung des Schwertes, des Schildes und der Lanze, und dieses innerhalb des Palastes. Um drei Uhr Morgens kehrt der Fürst in seinen Palast zurück, und das Fest Noratri ist zu Ende"[1]).

Das sogenannte Fliegenfest wird, nach Anquetil Duperron am zwölften Juli gefeiert. Nach den vorgeschriebnen Reinigungen und Gebeten streuen die Andächtigen vor ihren

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 584—586. Die rajputischen Fürsten, welche große Liebhaber von Feiertagen, Cavalcaden, Prozessionen, mit einem Wort, von Allem sind, was das Gepränge kriegerischer Pracht in sich schließt, dehnen dies Ceremoniel sogar bis zum eilften Tage aus, aber der Noratri endet eigentlich mit dem neunten Tage.

Häusern solche Dinge aus, welche den Fliegen besonders angenehm sind, z. B. Zucker, Mehl und dergleichen.

„Das Lampen-Fest, im Hindostanischen Dewali genannt, welches in den Monat Kartic fällt, wird zu Ehren Lakshmi's, der Göttin des Reichthums, gefeiert und ist eine der glänzendsten Feierlichkeiten in Rajast'han; wo jede Stadt, jedes Dorf, jedes Lager von vielen tausend Lichtern erglänzt. Die Töpferscheibe dreht sich wochenlang vorher, blos behufs der Verfertigung von Lampen, und vom Palast bis zur ärmsten Bauer-Hütte herab, versorgt sich Alles mit Lampen und ordnet sie seinem Geschmacke gemäß. Zeuge, Goldstücke und Kuchen werden in Mulden getragen und in Lakshmi's Tempel, welcher die Feier des Tages gilt, geweihet. Der Rana beehrt bei dieser Gelegenheit seinen ersten Minister mit seiner Gegenwart beim Mittagsmahle, und dieser erste Staats-Beamte, der stets aus der Caste der Kaufleute stammt, gießt Oel in eine Terra-Cotta-Lampe, die sein Fürst hält. Dieselbe Libation wird von jedem der nächsten Verwandten des Ministers vollzogen. An diesem Tage ist es jedem Verehrer Lakshmi's Pflicht, sein Glück im Würfeln zu versuchen; und von ihrem Glück in dem Dewali schließen Fürst, Heerführer, Kaufmann und Handwerker, auf den Zustand ihrer Koffer im nächsten Jahre"[1]).

Das Waffenfest oder Mahare-Naomi, welches im October fällt, gehört ebenfalls zu den ansehnlichsten und dauert neun Tage. Die acht ersten Tage sind dem Wischnu und dem Siva gewidmet; der neunte aber den Göttern Parwadi, Lackschiwi und Saraswadi. In den ersten Tagen hält man Processionen, und die Schulknaben singen vor den angesehensten Häusern Gedichte; sie werden nebst ihren Lehrern dafür belohnt. Der neunte Tag Aida Putsche genannt, ist der heiligste.

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 597.

Jedermann bringt seine Waffen ohne Scheide, wie auch seine Bücher und musikalischen Instrumente, seine Wagen und Böte in ein aufgeputztes Zimmer. Hier werden sie mit einander von einem Brahminen durch Weihwasser geheiligt. Die Waffen für die Parwadi, vielleicht als Rächerin; die Bücher für die Saraswadi, als Göttin der Weisheit, die übrigen Geräthschaften für die Lackschimi, als Göttin der Reichthümer. Dieser Tag ist so heilig, daß kein Hindu, würde er jetzt angegriffen, sich dem Feinde widersetzen dürfte. So erzählt wenigstens Sonnerat, daß sich die Belagerten, als der General des Souba an diesem Tage die Festung Gingi stürmte, nicht vertheidigt, und der Ort genommen worden sei.

Am neunten und zehnten April wird das berüchtigte Schwing-Fest, Dholjatra zu Ehren Kali's gefeiert. Die bei dieser Gelegenheit zu Calcutta sich versammelnde Menge ist in der Regel unermeßlich groß. Der Schall musikalischer Instrumente erweckt die Verehrer am frühen Morgen, und das Volk, von welchem viele Fackeln tragen, eilt aus allen Straßen und Gassen der Stadt dem Schauplatz zu, begleitet von zahllosen Fanatikern, welche unter schrecklichen Martern, die sie sich selbst zufügen, einher gehen oder tanzen. Ohne Zweifel ist die Hingebung und Inbrunst dieser verblendeten Menschen aufrichtig. Sie hoffen dadurch, daß sie dem Gericht des Himmels zuvorkommen, die Züchtigung von sich abzuwenden, welche die von ihnen begangenen Verbrechen vielleicht nur zu wohl verdienen. Das Zur-Schautragen ihrer Büßungen ist indeß für das fühlende Gemüth empörend. Sie stoßen sich Spieße durch die Zunge, stürzen sich von hohen Gerüsten auf Unterlagen, die mit scharfen Spitzen besetzt sind, oder lassen sich an einem doppelten eisernen Haken, der durch das Rückenfleisch geht, an dem einen Ende eines langen Hebels aufhängen. In der einen Hand eine Citrone, in der andern einen Säbel und Schild, spielt ein solcher Fanatiker die Rolle eines Fechtenden.

Hierbei wird er von einem andern einige Male mit dem Hebel, woran er hängt, herumgedreht. Durch diese freiwillige Peinigung glaubt der fanatische Hindu die Vergebung der Göttin zu erlangen; deren er jedoch verlustig werden würde, wenn er seine Schmerzen durch Klagen oder Geberden äußern wollte.

Abgesehen von diesen Grausen erregenden Büßungen ist die Scene höchst lebendig und malerisch.

„Die Musik" sagt Bischof Heber, der dem Feste im Jahr 1825 beiwohnte, „bestand hauptsächlich in großen Doppel-Trommeln, gleich einem Leichenwagen mit schwarzen Federbüschen geschmückt, die hoch über die Köpfe der Trommler ragten; in großen, hakenartig, wie die Augurstäbe (litui) der Alten, gekrümmten Trompeten; und kleinen an einem Bambusstabe hängenden Gongs. Der Bambusstab ruhte auf den Schultern von zwei Männern, wovon der hinten gehende mit einem großen dicken schweren Trommelklöppel oder Knüttel auf dem Instrumente spielte. Sämmtliche Theilnehmer am Zuge, und eine noch weit größere Zuschauer-Menge, hatten Gesicht, Körper und die weißen baumwollnen-Kleider, womit sie angethan waren, über und über mit Roth beschmiert, und letztere dergestalt, daß sie rosenroth gefärbt erschienen. Uebrigens waren alle mit Blumen-Guirlanden und Gürteln geschmückt. Siegeszeichen und angeputzte Puppen und Bilder mancherlei Art wurden auf Gerüsten von Stieren oder Pferden in Parade einher gefahren. Einige waren von mythologischer Bedeutung, andere bestanden in Nachahmungen verschiedener europäischer Figuren, z. B. Soldaten, Schiffen u. s. w.; und unter andern befand sich auch ein sehr großes Modell von einem Dampfboote darunter. Die Fanatiker, Zunge und Arme von kleinen Spießen durchbohrt, oder glühende Eisen in die Seiten gepreßt, zogen auf den Straßen einher. Alle waren bis zur Mitte des Leibes nackt, mit Blumen bekränzt und mit Roth beschmiert, und ihr langes schwarzes nasses Haar hing über

den Rücken fast bis zu den Hüften herab. Von Zeit zu Zeit, wenn sie bei uns vorübergingen, versuchten sie, jedoch nicht ohne Anstrengung, zu tanzen, im Allgemeinen aber war ihr Schritt langsam, und ihre Mienen verriethen geduldiges Ertragen freiwilliger Schmerzen, auch bemerkte ich an ihnen kein Zeichen von Raserei oder Berauschung"[1]).

Zu Allahabad wohnte derselbe Reisende im Monat September dem Feste Rama's und Sita's als Zuschauer bei; er beschreibt dasselbe in seiner gewöhnlichen ergötzlichen und lebhaften Manier. Es wird gegenwärtig als eine bloße Schaugebung betrachtet und besteht in einer dramatischen, mehrere Tage hindurch dauernden Darstellung von Rama's Geschichte und Abentheuern. Da die verschiedenen, dabei stattfindenden Feierlichkeiten mit keiner religiösen Wichtigkeit verbunden sind, so nehmen selbst Muselmänner ohne Scrupel daran Theil.

„Rama, sein Bruder Lakshmana und seine Gattin Sita" sagt der Bischof, „wurden von drei Kindern von ungefähr zwölf Jahren dargestellt, sie saßen in Durbar, unter einem Zelthimmel auf der Hauptstraße der Sepoy-Linien, von einem großen Gedränge umgeben; Einige fächelten ihnen Luft zu, deren die armen Dinger sehr bedürftig waren, einige bliesen auf Hörnern, ließen Gongs und Trommeln ertönen; und die Uebrigen schrien, bis die Luft rings herum von ihrem Gelärm erscholl. Die beiden Helden waren hübsche Knaben und spielten ihre Rollen bewundernswürdig gut. Jeder hielt einen vergoldeten Bogen in der linken und einen Säbel in der rechten Hand, ihre nackten Leiber waren mit goldenen Zierrathen und Flinkern fast ganz überdeckt, sie hatten hohe Flitter-Kronen auf dem Kopfe und waren an Stirn und Körper mit Kohle, Kreide und rother Farbe betüpfelt und

1) Narrative of a Journal etc. vol. I. p. 100, 101.

glichen völlig den hindostanischen Götter=Statuen, nur an dem lebendigen Blick ihrer Augen sah man, daß sie nicht von Stein waren.

„Die arme kleine Sita, in einen prächtigen, mit Flinkern gestickten Schleier gehüllt und zum Tode ermüdet, hatte ihr Haupt auf die Brust herabgesenkt und schien in glücklicher Vergessenheit alles dessen, was um sie herum vorging. Die brahminischen Sepoy's, welche die Hauptrolle bei dem Feste spielten, machten uns eifrig Platz, um die Sache näher sehen zu können. Ich that eine Menge Fragen, und erhielt eben so viele Antworten, ziemlich auf dieselbe Weise, und mit eben so wenig Anschein von Ehrfurcht und Inbrunst für die Sache, als Jemand dergleichen von dem englischen Pöbel bei Gelegenheit eines Puppenspiels erhalten würde.

„Ich sehe Rama, Sita, Lakshmana; aber wo ist Hanuman?" (der berühmte Affen=General,) „Hanuman," war die Antwort, „ist noch nicht gekommen; „aber jener Mann", und dabei zeigte der Gefragte auf einen starken Soldaten von besonders furchtbarem Aeußern, „ist Hanuman und er wird bald anlangen. Der Bezeichnete fing an zu lächeln, als wenn er sich halb seiner Bestimmung schämte, nahm aber jetzt an der Unterhaltung Theil, indem er mir sagte, daß am nächsten Tage ein weit besseres Schauspiel, als daß heutige sei, stattfinden werde, Sita werde von Ravana und den ihn begleitenden bösen Geistern gestohlen werden, und Rama und Lakshmana müßten sich in größter Sorge in das Dickicht begeben, um sie zu suchen, „Dann aber", fuhr er fort und dabei lachte er wieder, „werde ich mit meiner Armee kommen, und wir werden tapfer, recht tapfer fechten".

„Für den nächsten Abend war ich abgehalten, aber am folgenden Tage wiederholte ich meinen Besuch; leider kam ich etwas zu spät, der erste Theil des Schauspiels, nämlich ein erfolgloser Angriff Rama's und seines Hee=

res auf die Wälder des riesenhaften Räubers, war vorüber. Die Festung indeß sah ich, sie bestand in einer Einfriedigung von Bambusstangen, die mit Papier überzogen und mit Fenstern und Thoren bemalt war; im Innern befand sich ein furchtbarer papierner, funfzehn Fuß hoher Riese, mit zehn oder zwölf Armen, deren jeder entweder ein Schwert, einen Pfeil, einen Bogen, eine Streit-Axt oder eine Lanze hielt. Zu seinen Füßen saß die arme kleine Sita, so bewegungslos, wie Tags zuvor, und von zwei Figuren, welche Dämonen vorstellten, bewacht. Ihre Brüder, in einem prächtigen Palkie, leiteten den Rückzug des Heeres, der göttliche Hanuman, eben so nackt und fast eben so haarig als das Thier, welches er vorstellte, sprang mit einem um die Mitte des Leibes geschlungenen Schweife und einer Affen- (Babun) Maske und zwei großen bemalten Keulen in den Händen vor ihnen her. Seine Armee folgte ihm mit ähnlichen Schweifen und Masken, die Leiber mit Indigo gefärbt, und ebenfalls Keulen in den Händen tragend. Zwei oder drei an allerlei heidnischen Possenspielen reiche Tage mußten vor Sita's Befreiung, Reinigung und Wiedervermählung mit ihrem Helden noch vergehen, allein ich verweilte nicht so lange in Allahabad, um diesen Schluß abzuwarten. Zu Benares soll die Feier bei dergleichen Gelegenheiten sehr glänzend sein.

„Der Raja wohnt derselben in vollem Staate nebst sämmtlichen vornehmsten Einwohnern des Ortes bei, er leiht seine besten Elephanten und Juwelen den kleinen Schauspielern, welche die Kinder der ausgezeichnetsten Familien und durch sorgfältige Erziehung lange vorher dazu vorbereitet sind. Ich sah indeß zu Allahabad genug, um meine Neugierde zu befriedigen. Die ganze Lustbarkeit ist jetzt eine höchst unschuldige, aber in „den guten alten Zeiten", bevor die brittische Regierung in Hindostan gefußt hatte, herrschte dabei, wenigstens, wenn man dem, was die Muselmänner und Engländer sagen, Glauben bei-

messen darf, ein scheußlicher und schrecklicher Gebrauch, welcher den hindostanischen Aberglauben in allen seinen Gräueln zeigt. Die armen Kinder, welche auf die geschilderte Weise ihre Rollen gespielt, und, mit Ehrenbezeigungen überhäuft, zur Lustbarkeit des Volkes beigetragen hatten, wurden, wie man behauptet, stets durch Kuchen, die man ihnen am letzten Tage des Festes gab, vergiftet, damit man sagen konnte: ihre Seelen wären in die Gottheiten, die sie dargestellt, absorbirt worden. Dergleichen Undinge können jetzt nicht mehr stattfinden. Die Kinder, anstatt, wie vormals, aus der Ferne von den Priestern herbeigebracht zu werden, sind gegenwärtig die Kinder von Nachbarn, deren frühere und spätere (vor und nach dem Feste) Geschichte bekannt ist, und Rama und Sita werden jetzt alt, wie die übrigen Knaben und Mädchen"[1]).

Bedeutende Feste sind ferner: das Fest des Feuers und das Waffenfest. Man feiert das erste zur Zeit einer allgemeinen Dürre, die bekanntlich oftmals in mehreren Theilen Hindostans eintritt, wenn der Regen zurückbleibt, und dann, da sich das Volk fast gänzlich von Erdfrüchten nährt, die schrecklichsten Verwüstungen anrichtet. Le Gentil wohnte am 28. April 1769 einem solchen Feste bei, daß $\frac{1}{4}$ Stunde von Pondicheri gefeiert ward; er nennt es das Fest der glühenden Kohlen. Man grub auf dem Felde einen Graben, gegen 23 Fuß lang (in nördlicher Richtung), nicht völlig so breit und etwa zehn Zoll tief. Dieser wurde mit glühenden Kohlen gefüllt. Am westlichen Ende dieser großen Kohlenpfanne hatte man eine kleinere, von jener durch einen Damm getrennte Grube mit Wasser gefüllt, wodurch dann, da die Erde sich stets damit vermischte, eine Schlammgrube entstand.

Etwa eine halbe Stunde vor der Ankunft der Gottheit (wahrscheinlich des Siva, als Gott des Feuers?)

1) Narrative*, etc. vol. I. p. 446 – 450.

ward nun Alles in Gluth gesetzt, eine Feuerfläche von ungefähr 430 Quadratfuß, welche sehr weit um sich her durch ihre Hitze das Volk entfernt hielt. Während dieser Zubereitung ward das Götterbild (wahrscheinlich von Bronze) in einer kleinen, mit Blumen und Kränzen geschmückten Kapelle (Bethäuschen) auf einer Tragbahre von sehr vielen Hindus auf den Schultern, unter dem Zulauf einer großen Volksmenge, in der Stadt umhergetragen. Die Gegend umher war mit einer zahllosen Menschenschaar bedeckt, hierunter große Gruppen schön gekleideter Mädchen, wie auch viele Betende und Büßende.

Nun ward der Gott den Vorrichtungen selbst genähert und oben im Westen gegen die ungeheure Gluthpfanne gesetzt, und sofort sprangen etwa sechszig völlig nackte Männer in die Gluth hinein. Sie waren von Kopf zu Fuß gelb bemalt und trugen Säbel in den Händen, liefen mit Schnelligkeit über die Kohlen der ganzen Länge nach hin, traten darauf sogleich in die zu Ende derselben angelegte Schlammgrube, um den Brand zu löschen und drehten sich darauf zur Rechten und Linken umher, um sogleich den Nachfolgern Platz zu machen. Nach Sonnerat's Zeichnung nehmen sogar Frauen Theil, indeß spricht Gentil nur von Mannspersonen, gesteht aber, daß hierbei kein Betrug obwalte, und hält diese Menschen für wirkliche Märtyrer ihres Aberglaubens. Indeß giebt er zu, daß wohl die Gewohnheit der Indier, stets barfuß zu gehen, bei diesen Leuten eine sehr harte gefühllose Schwiele erzeugt haben könne, um ihnen den Schmerz während dieses Spazierganges durchs Feuer weniger fühlbar zu machen.

Ihre Hauptanführer trugen Reis in den Händen und legten diesen dem Götzenbilde zu Füßen. Auch sollen sie mehrere Tage zuvor durch Fasten und Baden sich zu diesem seltsamen Feste vorbereiten.

Der Gott wurde nachmals unter großem Jubel in die Stadt zurückgebracht. Merkwürdig schien es, daß, da in sehr langer Zeit kein Tropfen Regen gefallen war, der Himmel gleich nach Beendigung der Feierlichkeit sich trübte und einige Tropfen herabfallen ließ, — wie man leicht denken kann, — für die gläubigen Hindus ein unwiderlegbarer Beweis für die Wirksamkeit der tollen Ceremonie.

Das letzte und in dem größeren Theil von Indien bei weitem das berühmteste unter allen hindostonischen Festen ist das mit dem Namen Pongol bezeichnete und wird in den letzten Tagen des Jahres gefeiert. Bei dieser Gelegenheit widmen die Hindostaner den ganzen Tag gegenseitigen Besuchen, Complimenten, wie dies die Europäer am Neuen-Jahrestage thun. Die Ursache dieser Feier ist zweifach; einmal nämlich geht der Dezember, wovon jeder Tag für unglücklich gilt, zu Ende; und zweitens, folgt nun bald der Monat, dessen Tage ohne Ausnahme glücklich sind. Um die verdrüßlichen und schlimmen Wirkungen des ablaufenden Monats abzuwenden, zieht eine Anzahl Sannyasis etwa um vier Uhr des Morgens von Thür zu Thür, wobei sie auf eine metallene Platte schlagen, die einen durchdringenden, gellenden Schall erzeugt. Dem so aus dem Schlafe geweckten Volke wird gerathen, weise Vorsichtsmaßregeln anzuwenden und sich gegen die übeln Vorzeichen des Monats durch Sühnopfer und Geschenke an Siva, welcher über ihn herrscht, zu sichern. In dieser Absicht fegen die Weiber an jedem Morgen einen Platz von ungefähr zwei Fuß im Gevierte vor der Hausthüre rein und ziehen gleichsam darüber verschiedene weiße Linien mit Blumen. Auf diese legen sie mehrere kleine Klümpchen (Kugeln) Kuhmist, und stecken in jedes davon eine Citronen-Blüthe. Diese Dünger-Kugeln mit ihren Blumen werden jeden Tag gesammelt und bis zum Schluß des Festes aufbewahrt, alsdann legen die Weiber, welche hierbei allein eine Rolle zu spie-

len haben, dieselben in einen Korb und ziehen unter dem Schall musikalischer Instrumente und dem Zusammenschlagen der Hände an den öffentlichen Tank, oder einen andern Ort, wo sie die gesammelten Reliquien wegwerfen. Der erste Tag wird mit Fasten zugebracht. Am zweiten, welcher der Sonne heilig ist, reinigen sich die verheiratheten Weiber, indem sie mit allen ihren Kleidern auf dem Leibe baden. Hierauf erheben sie sich, von Wasser triefend, aus dem Strome und richten in diesem Zustande Reis und Milch unter freiem Himmel zu Ehren des Gottes der Hindernisse zu. Der dritte Tag, an welchem die Männer allein auftreten, ist der Verehrung der Kuh, dem Sinnbilde Bhavani's gewidmet. Sie (die Kühe) werden zunächst mit Weihwasser besprengt, wie die Pferde bei den circensischen Spielen; hierauf werfen sich die Verehrer viermal vor ihnen nieder; die Hörner sind bunt bemalt, um den Hals hängt man ihnen Kränze von Kokosnüssen und andern Früchten, welche, so wie sie von den Thieren beim Einherlaufen oder Gehen abgeschüttelt werden, der fromme Hindu auflieſt und als Reliquien aufbewahrt. Die heilgen Thiere werden hierauf unter Begleitung einer zahlreichen Menschenmenge, die mit verschiednen musikalischen Instrumenten einen die Ohren zerreißenden Lärm macht, durch die Dörfer getrieben. Während der noch übrigen Tageszeit läßt man die Kühe überall umherschweifen, wo es ihnen immer beliebt, und auf jedem Felde weiden, ohne daß man sie wegtriebe. Das Fest endet damit, daß man die Bilder der Götter aus den Tempeln nimmt und in Prozession unter großem Gepränge an die Stelle trägt, wo sich das Vieh versammelt hat. Eine Anzahl Tanz-Mädchen bewegt sich der Menge voraus, zu Ehren der Götzen, und hält von Zeit zu Zeit, um ihre eben nicht sittsamen Pas zu machen und die Zuhörer durch ihre schlüpfrigen Gesänge zu erfreuen.

Der ganze Cultus der Hindostaner besteht eigentlich, was hier noch schließlich stehen mag, in täglichem Bedienen

der einzelnen Götter, oder vielmehr Götterbilder, durch die Brahminen und durch die ihnen geweiheten Mädchen, Devedaschis; ferner in auffallenden, die Augen des Pöbels täuschenden Ceremonien, — er ist Blendwerk. Er zerfällt in Opfer, in wenig verständliche Anrufungen und Gebete, körperliche Büßungen und endlich in große Feste, lärmende Feierlichkeiten.

Der tägliche Gottesdienst, oder die täglich dem Götzenbilde gewidmeten Ceremonien, werden unter dem Namen Poutsche zusammen gefaßt. Sie bestehen hauptsächlich in Abwaschen der Götzenbilder, sowohl mit Wasser als mit Milch; ferner werden sie mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbt, man bedeckt sie mit reichen Zeugen und Juwelen, man stellt Lampen vor dieselben hin und läßt Butter darauf verdampfen, wirft ihnen, nach den in den heiligen Büchern verzeichneten Regeln, geheiligte Blumen zu, und während der ganzen Ceremonien tanzen die Devedaschis nach der Instrumental-Musik um den Gott. Ein Theil der Brahminen verscheucht mit Fliegenwedeln die Insekten von ihm, der übrige bietet ihm mittlerweile die von dem Volke gebrachten Opfer an; sie bestehen in Reis, Butter, Blumen und Früchten.

Uebrigens giebt es mannichfaltige Opfer, und hierbei ebenfalls sehr verschiedne Ceremonien; sie lassen sich auf solche zurück führen, welche täglich den Göttern dargebracht werden, um Schutz und besondre Begnadigungen von ihnen zu erhalten, und auf andre von einer feierlichen und geheimnißvollen Art, welche nur zu gewissen Zeiten statt haben.

Die Opfer bestehen in Lebensmitteln mehrfacher Art, z. B. Milch, Honig, Pisang und andern Früchten, Kokosöl, Zucker, Reis, mehreren Arten Korn und Gemüse, Blumen und Specereien, auch wird Geld geopfert. Alles ist den Brahminen annehmlich; denn es dient zu ihrem Unterhalt.

Unter den Opfern, deren Anzahl bedeutend ist, nimmt

das große Brandopfer Jaga oder Jagam einen vorzüglichen Platz ein. Es ist der Sonne und den Planeten gewidmet und erfordert besondre Zurichtungen. Auch hat es keinen geringern Endzweck, als den, ein heiliges Feuer zu erlangen, wodurch der Scheiterhaufen der Leichname der Brahminen angezündet werden könne, um sie dadurch nach dem Tode aller fernern Büßungen zu überheben und dergestalt unmittelbar aus der Asche in den Himmel des Brahma zu versetzen.

Es werden hierzu 100 der gelehrten Brahminen (Pundits) außer einer weit größern Anzahl geringerer erfordert. Jene höheren Brahminen wählen einen nach den vier Welttheilen gelegnen Platz, und weihen ihn durch Kraftgebete und Weihwasser dazu ein, um ihn zugleich hierdurch gegen die bösen Geister zu schützen. Auf diesem Platze wird ein für die 100 Brahminen hinreichend großes Zelt errichtet, um dasselbe aber viele kleine, worin sich die übrigen Brahminen versammeln. Diese Zelte werden so gestellt, daß man daraus jenes heilige Zelt sehen kann. In letzterem wird ein Heerd angebracht, aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, an welcher man oben Stricke befestigt, die zu den Seiten herabhängen. Neun verschiedne Holzarten, den neun Planeten gewidmet, legt man in einen Holzstoß zusammen. Jeder Priester hält dann ein Stückchen dieser geweiheten Hölzer in der Hand. Durch Aneinanderreiben zweier Stücke des Arasu-Holzes machen sie nun Feuer an, um den Holzstoß damit anzuzünden. Hierauf wird ein fehlerfreier Widder oder Bock in den Kreis geführt; über ihn werden Gebete gesprochen, und ihm zugleich mehrere Kraftworte ins Ohr geflüstert. Nun erstickt man das Thier durch Verschließen des Mauls und der Nase. Hierauf nimmt man seine Leber heraus, wässert sie mit Milch, bestreicht sie mit Butter und bratet sie zuerst an der Sonne, sodann am Feuer. Der ganze Körper des Widders wird nun auf dem Holzstoße verbrannt, und der Geruch durch Weihrauch, Mus-

katennüsse und Sandelholz vertrieben, während die Priester zu Brahma, Mitra Siva (der Sonne) und andern Gottheiten beten. Die Ueberbleibsel der Leber werden unter die Brahminen vertheilt und von allen zu gleicher Zeit verschluckt. Der Oberpriester nimmt sodann von dem heiligen Feuer etwas mit sich nach Hause, um es dort Zeitlebens zu dem zuerst erwähnten Endzwecke zu unterhalten.

Hier ist also schon eine Ausnahme von einem der Hauptgesetze der Hindus, nämlich von der Vermeidung des Blutvergießens, oder vielmehr des Tödtens der Thiere. Ein andres Opfer giebt aber davon noch einen entschiedneren, ja selbst furchtbaren Beweis: das heilige Buch Indischtira gedenkt eines dem Siva zu Ehren geopferten Stiers, ja das Buch Amarasinha spricht sogar von Menschenopfern. Durch den Tod eines Thieres, als etwas Auserordentlichen, und daher mehr noch durch das Blut eines Menschen, wollten auch selbst die am höchsten cultivirten Völker die Gottheit versöhnen. Noch in neuern Zeiten, **1746**, soll der König von Travancore bei Gelegenheit eines Krieges gegen die Malabaren, auf Anrathen der Brahminen funfzehn Kinder unter vielen mystischen Ceremonien lebendig haben begraben lassen[1]).

---

2) Dubois, Description of the Character, Manners and Customs of the People of India, p. 386—389. Einen ausführlichen Bericht über sämmtliche hindostanische Feste findet man in Ward's View of the History, etc. of the Hindoos, vol. II. p. 22. (dritte Ausgabe.) Desgleichen in Sir William Jones Dissertation on the lunar Year of the Hindoos, in the Asiatic Researches, vol. III. p. 257 — 293. In dieser Dissertation sind die Feste nach den Monaten, in welche sie fallen, verzeichnet.

Siebentes Kapitel.

Charakter, Sitten und Gebräuche der Hindostaner.

Die Sitten eines Volkes sind, eigentlich zu reden, nichts Anderes als die Art und Weise, wie sich sein National-Charakter in dem gewöhnlichen Thun und Treiben des Lebens entwickelt. Die genaue, der Wirklichkeit entsprechende Würdigung der Sitten eines fremden Volkes ist eine der schwierigsten Aufgaben, nicht blos für den Geschichtsforscher, der dieselben meistentheils nur so erblicken kann, wie sie ihm aus den Darstellungen Andrer erscheinen; sondern auch für den Reisenden, von dem man verlangt, daß er sie so betrachte, wie sie wirklich sind; denn es ist oft der Fall, daß Reisende, statt mit ihren eignen, mit den Augen ihrer Vorgänger sehen und deren Erfahrungen blos zu einer Entschuldigung für ihr Verharren in den Fesseln der alten Vorurtheile machen. Was überdies die Hindus anlangt, so kann kein Reisender aus eigner Erfahrung über das Ganze sprechen; denn das Feld der Beobachtung ist hier viel zu groß, als daß selbst das längste Leben, welches einem Menschen gegönnt ist, zur völligen Erforschung des fraglichen Gegenstandes hinreichen würde. Glücklicher Weise hat eine Theilung der Arbeit statt gefunden. Zahlreiche Individuen, durch Wahl oder Zufall über das unermeßliche Hindostan aus-

gestreut, haben, ein jeder der Richtung seiner eignen Neigung folgend, mit mehr oder weniger Urtheil und Genauigkeit einzelne Theile des großen Ganzen geschildert. Wir erben somit gleichsam die reiche Ernte ihrer mühevollen Arbeiten.

Das unermeßliche Gemälde, durch den Fleiß derjenigen, welche, gleich den Beamten der alten persischen Könige, eben so viele Augen und Ohren für uns gewesen, in einen mäßigen Raum zusammen gedrängt, läßt sich jetzt mit einem Blick überschauen. Wenn es uns daher glükken sollte, eine verständliche Vorstellung von dem Charakter und den Sitten der Hindus zu geben, so hat der Leser diesen Umstand größtentheils den geschickten und einsichtsvollen Reisenden zu verdanken, welche die Hindernisse, die früher den Blick des Philosophen beschränkten, entfernt und durch ihre vereinten Bemühungen das ganze große Feld, mit allen seinen lebhaften und bunten Farben geschmückt, vor unsern Augen enthüllt haben.

Verschiedner Ursachen halber, deren Mehrzahl ganz von vorn herein gewirkt zu haben scheint, vereinigt der National-Charakter der Hindus in seiner Entwickelung große Einförmigkeit mit der auffallendsten Mannichfaltigkeit; in jedem Hindus, von welcher Caste er auch sei, läßt sich eine mit Worten nicht zu schildernde, seine Verwandtschaft mit seiner Nation bezeichnende Eigenthümlichkeit nicht verkennen, während jeder der unzähligen Stämme oder Horden, in welche die große Volksmasse zersplittert ist, sich durch gewisse besondre Züge auszeichnet[1]).

Es würde jedoch eine eben so langweilige als nutzlose Mühe sein, wenn wir alle jene kleinen moralischen

---

1) „Die moralischen Nuancen," sagt Oberst Tod, „wodurch sich diese Rassen von einander unterscheiden, sind fast unbemerkbar; während wir keine große natürliche Grenze überschreiten können, ohne daß sich die Unähnlichkeit in Sitten und Gebräuchen mit Gewalt unsrer Beobachtung aufdrängte." **Annals of Rajast'han, vol. I. p. 608.**

Züge, wodurch sich die verschiednen kleinen Massen, in welche diese große Familie des Menschengeschlechts getheilt ist, charakterisiren, — einzeln schildern wollten. Eine kurze Zusammenstellung der auffallendsten und merkwürdigsten, und dabei in den meisten Fällen, der ganzen Nation gemeinschaftlich zugehöriger Charaktere ist Alles, was eine geregelte Wißbegierde verlangen kann.

Wir wollen versuchen, den natürlichen Lebens=Lauf eines Hindu zu zeichnen und seine Handlungsweise und Thätigkeit, von seinem ersten Eintritt in die Welt bis zu seinem Tode, oder bis dahin verfolgen, wo, nach seinem eignen Glauben, seine Seele zu dem Wesen, wovon sie ausgeströmt, zurückkehrt, oder verdammt wird, in einem neuen Körper ein neues Lebensdrama zu durchspielen. Die redliche Lösung dieser Aufgabe wird uns nothwendiger Weise veranlassen, Sitten und Gebräuche zu erwähnen, die von den unsrigen himmelweit verschieden sind und daher unsern Geschmack beleidigen.

Die Hindus sind in der That vergleichungsweise ein barbarisches Volk. Ihre Religion ist innig mit grobem Irrthum, Grausamkeit und Ausschweifung verwebt. Das also, was den Charakter verfeinern und reinigen sollte, ist bei ihnen zu einem Werkzeug der Verderbniß geworden. Die Natur ist nicht einmal sich selbst überlassen. Kunst und heidnische Glaubens=Artikel werden zu Hülfe genommen, um Leidenschaften zu erwecken, welche unter Indiens glühendem Himmel ihr Ziel mit zügelloser Heftigkeit verfolgen. Aus diesem Grunde kann das Gemälde hindostanischer Sitten keineswegs eine Darstellung ländlicher Einfalt und Unschuld sein. Aber eben so wenig darf man glauben, daß ein so ungeheurer Schauplatz durchaus düster sei, einige lichte, erfreuliche Stellen kommen in dieser traurigen Wildniß vor, auf denen das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen weilt.

Selbst schon vor seiner Geburt ist der Hindu ein Gegenstand der Sorgfalt für seine Aeltern. Die schwangere

Mutter wird mit großer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt; und die Ausübung von allerlei Ceremonien zur Abwehrung des Einflusses böser Geister ist eine vorzügliche Angelegenheit.

Wenn der Vater seinem neugebornen Sprößling den ersten Besuch abstattet, so legt er ihm, als ein gutes Omen, einige Münzen in die Hand, und alle Verwandte, die zugegen sind, thun das Nämliche. Am fünften Tage ihres Wochenbettes badet die Mutter; und am sechsten wird die Göttin Shashthi unter besondern Gebräuchen in dem Hause, wo das Kind geboren worden, verehrt[1]). Am achten Tage, um so wenig als möglich Unterbrechung in den Ceremonien eintreten zu lassen, werden acht Arten geröstеter, innerhalb des Hauses bereiteter Reis und Hirse vor der Thüre ausgestreut, offenbar als eine Opfergabe für eine Gottheit. Diese werden alsbald von armen Kindern in der Nachbarschaft aufgerafft und verzehrt. Am ein und zwanzigsten Tage versammeln sich alle weibliche Individuen der Familie unter dem Laubdach eines Feigenbaumes und verehren abermals die Göttin Shashthi, worauf die Mutter, wenn nämlich das Kind ein Knabe ist, als rein betrachtet wird; ist das Geborne dagegen ein Mädchen, so erfordert ihre Reinigung, nach dem Glauben der Hindus, nicht weniger als einen Monat.

Sobald die Ceremonien des Wochenbettes zu Ende sind, sendet der Vater, dem seine Vermögensumstände erlauben, einen Blick in die Zukunft zu erkaufen, nach einem Sterndeuter, um dem Kinde die Nativität zu stellen. Der Sterndeuter folgt der Aufforderung ohne Verzug. Sein Astrolabium, seine Zirkel, seine Sterntafeln, seine Papierrollen, mit magisch-cabalistischen Chara-

---

1) Ward's View of the History, Literature and Mythology of the Hindoos, vol. III. p. 155, etc. (Dritte Ausgabe.)

kteren bezeichnet, liegen bald vor ihm ausgebreitet; er erkundigt sich genauer nach der Minute der Geburt, frägt die Sterne oder die über sie herrschenden Dämonen um Rath und enthüllt hierauf das Schicksal des Kindes, indem er in dunkler, geheimnißvoller Sprache die Ereignisse seines künftigen Lebens so weit hinaus schildert, als bis wohin er bezahlt wird. Diese Prophezeihung bewahren die Eltern wie einen Schatz auf und ziehen sie jedesmal zu Rathe, wenn dem Kinde etwas Gutes oder Böses begegnet. Einige Aeltern begnügen sich mit Anmerkung der astrologischen oder astronomischen Zeichen, unter welchen das Kind geboren worden ist. Andere zeichnen blos das Datum auf; und die Armen thun nichts von alle dem.

Ist das Kind geboren, und hat der Astrolog demselben gehörigermaßen seine Zukunft vorausbestimmt, so ist die nächste Sorge der Aeltern darauf gerichtet, ihrem Sprößling einen Namen zu geben. Dies ist bei den Hindus eine Sache von großer Wichtigkeit. Die Ceremonie findet in der Regel am zehnten oder zwölften Tage nach der Geburt statt[1]), und der gewählte Name ist gewöhnlich der eines Gottes oder einer Göttin, (die Annahme von Götter-Namen scheint den Hindus eine verdienstliche Handlung zu sein) aber niemals der des Vaters oder der Mutter. Bisweilen werden den Kindern die Namen von Blumen oder Bäumen beigelegt, z. B. der Name der Lilie, Rose oder Palmyra-Palme, die Wahl ist gewöhnlich Sache der Mutter, während der Vater seine Freunde damit bekannt macht. Bei einigen Gelegenheiten, wahrscheinlich wenn Vater und Mutter in der Wahl des Namens nicht einig sind, und jedes einen andern vorschlägt, werden zwei Lampen über zwei mit demselben Buchstaben anfangende Namen gesetzt, und der, über welchem die Lampe am hellsten brennt, sei, glaubt man, dem Kinde vom Schicksal beschieden.

1) Siehe Menu, chap. II. ver. 30.

Wenn Aeltern mehrere Kinder verloren haben, deren Namen sanft und angenehm klangen, so geben sie dem nächsten Kinde einen hart und rauh tönenden Namen, in der Hoffnung, hierdurch die schlimmen Wirkungen des Neides ihrer Nachbarn abzuwehren, denen sie ihr früheres Mißgeschick beimessen. Wenn das Kind jedoch ein gewisses Alter überlebt hat, so fügen sie, in dem Wahne, daß die Gefahr nunmehr vorüber sei, dem ursprünglichen einen wohlklingenderen Namen zu.

Die Hindostanerinnen säugen ihre Kinder weit länger als unsre europäischen Damen; man sieht sie in der That häufig auf dem Felde oder vor der Hausthür sitzen, und neben ihnen ein Kind von fünf oder sechs Jahren, welches aus der Brust trinkt. Sechs Monate hindurch, nach der Geburt, wird das Kind ausschließlich mit Muttermilch ernährt. Ammen werden selten angewendet. Ganz kleine Kinder gehen nackt, die der Reichen bis in ihr zweites oder drittes, die der Armen bis in ihr sechstes oder siebentes Jahr.

In manchen Theilen Indiens gelten Kinder — oder wenigstens weibliche Kinder, nicht als ein Segen des Himmels; bei der Geburt eines Mädchens, warten der Mutter keine ängstlichen Nachfragen, — keine Begrüßungen heißen die Neugeborne willkommen, die mehr als ein unwillkommener Gast betrachtet wird. Allein das Schweigen selbst, wovon die Geburt eines Mädchens begleitet ist, erfüllt die Gemüther gewaltsam mit Sorge, und wir wagen nicht, zu behaupten, daß sich nicht denen, welche dergestalt, im Einklange mit der Sitte und vermeintlichen Nothwendigkeit, gezwungen sind, die natürlichsten Gefühle zu verletzen, Gewissensbüsse und Reue aufdringen. Es mögen sich Familien mit den S a t i s brüsten, welche ihre Cenotaphe schmücken, aber Niemand hörte noch ei-

nen Rajputen über die Vernichtung seiner Kinder triumphiren"[1]).

Auf seiner Reise durch Rajputana und Guzerat suchte sich Bischof Heber Nachrichten über die Ausdehnung zu verschaffen, in welcher dieses abscheuliche, die natürlichsten Gefühle verläugnende Verfahren noch besteht. Man hatte früher gehofft, daß Major Walker's, vormals Präsidenten zu Baroda, eifrige Bemühungen dasselbe zum großen Theil verdrängt, aber diese Hoffnungen waren, wie sich seitdem ergeben, leider ungegründet.

„Unglücklicher Weise", sagt Heber, „stehen Eitelkeit, Armuth und Habsucht mit Aberglauben im Bunde, um dergleichen Abscheulichkeiten aufrecht zu erhalten. Es gereicht einer edeln Familie zur Schande, eine Tochter unverheirathet zu haben, und noch schmachvoller ist es, dieselbe mit einem Mann von untergeordnetem Range zu verbinden, während die Aeltern selbst doch weder Mittel noch Neigung haben, eine Mitgift zu zahlen, die ihrer Tochter einen Mann von gleichem Stande verschaffen würde. Auf der andern Seite glaubt man, und wahrlich nicht ohne Grund, daß die Opferung eines Kindes den bösen Mächten, angenehm sei; und Thatsache ist es, daß man in den Palästen der hochgebornen Rajputen zwar viele Söhne, aber nur wenige Töchter findet; allein gleichwohl läßt sich kein besonderes Beispiel von Mord oder von der Art nachweisen, wie man sich die weiblichen Kinder vom Halse schafft; das gewöhnliche Gerücht zu Lande, und ohne Zweifel das wahre, denn es ist ja eine Sache, die man, mit Ausnahme der Engländer, Niemand verheimlicht, läuft darauf hinaus, daß ein großes Gefäß mit Milch in dem Zimmer der Kreisenden stehe, in welches man das Kind, wofern es ein Mädchen sei, sogleich hineinwerfe. Sir John Malcolm indeß, welcher glaubt,

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 636.

daß dieser barbarische Gebrauch in Abnahme sei, erfuhr auf seine Erkundigungen, daß man dem neugebornen Mädchen eine Pille Opium gebe. Gewiß ist, daß durch Major Walker's Einfluß manches Kind am Leben erhalten wurde; kurz vor seiner Abreise von Guzerat wurde ihm die rührendste Anerkennung zu Theil, deren ein rechtschaffener Mann sich erfreuen kann: es bewillkommnete ihn nämlich unter dem Thore seines Palastes, bei einer öffentlichen Gelegenheit, eine Anzahl junger Mädchen von hohem Range, die ihm ihr Leben zu verdanken hatten, sie küßten seine Kleider, warfen Blumen-Guirlanden über ihn und nannten ihn ihren Befreier und zweiten Vater. Seit dieser Zeit sind die Sachen aber ziemlich wieder ins alte Geleis gerathen, und die Antwort der Râjputen auf die Gegenvorstellungen der Britten lautet folgendermaßen: „Zahlt unsern Töchtern eine Mitgift, und sie sollen leben;" und doch würden dieselben Menschen sich lieber den grausamsten Martern unterziehen, ehe sie sich entschlössen, eine Kuh zu schlagen"[1]).

Selbst auf Ceylon fanden sich Spuren dieser barbarischen Sitte.

„Der grausame Gebrauch, weibliche Kinder zu tödten," sagt Heber, „herrscht immer noch in einigen Distrikten der Insel; bei der letzten allgemeinen Volksschätzung im Jahr 1821 überstieg die Anzahl der männlichen Individuen die der weiblichen um 20,000 Köpfe, in einem Distrikt kamen auf hundert Männer nur fünfzig Weiber; und in denjenigen Theilen, wo beide Geschlechter in Zahl einander glichen, war die Bevölkerung fast ausschließlich muselmännisch. Die seltsame Sitte, daß ein Weib zwei oder mehrere Männer hat, und die hieraus entspringende Schwierigkeit, die Töchter zu verheirathen, und dieses in einem Lande, wo es für ein weib-

1) Heber's Journal, etc. vol. II. p. 518, 519.

liches Wesen schmachvoll ist, unverheirathet zu leben, scheinen die Ursachen dieser Barbarei zu sein. Ein Astrolog wird bei der Geburt eines Mädchens zu Rathe gezogen, verkündet dieser, daß das Kind unter schlimmen Vorbedeutungen geboren sei, so wird es lebendig in einen Walde ausgesetzt, wo es eine willkommene Beute für wilde Thiere oder Ameisen ist; — in der Regel aber, was mich zu hören freute, gegen den Willen der Mutter"[1]).

Der Grund, welcher die Rajputen zu Ausübung dieser Morde bestimmt, ist, wie Oberst Tod bemerkt, derselbe, welcher in einigen europäischen Ländern die Anzahl der Klöster häufte. Allein wir können diesem gelehrten Reisenden durchaus nicht einräumen, daß die Ermordung einer Tochter weniger strafbar sei, als ihre Einkerkerung zwischen Klostermauern; auch kann uns alle unsere Achtung für den Adel und Rang eines hindostanischen Kriegers nicht verleiten, die Abscheulichkeit des Opfers, welches er seiner Würde schuldig zu sein glaubt, mit weniger strengen Augen zu betrachten.

„Der Rajpute," sagt Oberst Tod „stößt seiner Gattin lieber den Dolch in die Brust, als daß er sich entschließen könnte, sie als Gefangene zu sehen; er giebt dem Kinde, welches er nicht, wie es die Sitte fordert, ausstatten und an seines Gleichen verheirathen kann, lieber Opium, als daß er es herabgewürdigt wissen mag[2]). Dies heißt, unsrer Meinung nach, den Vorurtheilen der Barbarei zu viel nachsehen. Die Frage ist, wenn anders der Rajpute, den Scharfsinn hätte, die Sache in ihrem gehörigen Lichte zu sehen, ob er sich zu einem blutdürstigen Bösewicht mit beflecktem Gewissen und verabscheuungswürdigen Sitten erniedrigen, oder lieber Gefahr laufen soll, — denn es ist doch ein bloses Gefahrlaufen —

---

1) Narrative of a Journal, etc. vol. III. p. 178.

2) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 636.

entweder seine Töchter mit weniger reichen oder ausgezeichneten Männern, als er selbst ist, zu verheirathen, oder, was stets möglich ist, so lange, als es der Vorsehung gefällt, von seinem Brode essen zu lassen. Weder die hindostanische Religion, so grausam sie auch ist, noch die Gesetze Hindostans billigen oder verlangen eine solche Barbarei. Wohl aber sind die Ehegesetze der Rajputen dem Kindermorde höchst günstig. Verehelichung zwischen Personen desselben Stammbaumes, wiewohl Jahrhunderte seit der Verzweigung der Stammältern in die betheiligten Familien verflossen sein mögen, gilt als Blutschande. Jeder Stamm muß daher außerhalb seines Bereichs in Familien, die nicht zu ihm gehören, nach Männern für die Töchter suchen. Allein nicht dies ist die Hauptursache, sondern vielmehr Eitelkeit, die Eitelkeit roher Barbaren, die im Verhältniß zu dem Pomp, welchen sie bei gewissen Gelegenheiten entfalten, sowohl sich selbst achten, als in den Augen Andrer geachtet glauben. Dieses ist der Abgott, welchem die Rajputen ihre Töchter aufopfern.

Oberst Tod meint, daß vielleicht durch Einführung von Gesetzen gegen den Aufwand das Uebel gemindert, wo nicht ganz ausgerottet werden dürfte, fügt aber auch hinzu, daß die Rajputen sich in ihrem Hauswesen und Privatangelegenheiten nicht gern beschränken lassen und mithin dergleichen Gesetze zurückweisen würden. „Der von dem Großen Jey Sing von Ambere vorgeschlagene und zum Theil verfolgte Plan,“ sagt Tod ferner, „dürfte mit Behutsamkeit durchgeführt werden, und aller Wahrscheinlichkeit nach einen glücklichen Erfolg haben. Sing sendete jedem rajputischen Fürsten ein Decret zu, welches einer Versammlung ihrer respectiven Vasallen vorgelegt wurde, und worin die Mitgift (Daeja) und andre mit einer Heirath verbundne Ausgaben im Verhältniß zu dem Besitzthum des Vasallen so regulirt waren, daß die Gesammtsumme den Ertrag eines Jahres nicht überstieg.

Dieser Plan war jedoch der Eitelkeit des Chondawut von Saloombra entgegen, welcher bei der Verheirathung seiner Tochter eine weit größere Summe verschwendete, als sein König würde haben auftreiben können; um seinen Namen von Barden und Genealogen preisen zu lassen, vernichtete er die wohlthätigen Absichten eines der weisesten Rajputen; und bevor man nicht die Eitelkeit wird zügeln können, und bevor sich der aristokratische Rajpute nicht einer republikanischen Einfachheit unterziehen wird, ist an ein Aufhören der Uebel, welche aus jener Verschwendung bei Heirathen entspringen, nicht zu denken"[1]).

Allein wir verlassen gern diesen unser Menschengefühl beleidigenden Gegenstand, um das Unterrichtswesen in Hindostan zu schildern. Was die Erziehung der Kinder anlangt, so müssen wir im allgemeinen bemerken, daß die Hindus in ihrem Verfahren bedeutend von den übrigen Nationen abweichen.

Unsere Abbd. (St. 375.) stellt eine hindostanische Dorfschule mit den davor sitzenden Schülern dar; diese sind mit Schreiben beschäftigt, während der docirende Präceptor, einen langen Stock in der Hand, gravitätisch auf und abschreitet.

Die Erziehung beginnt bei den Hindostanern in der Regel, wenn ein Kind sein fünftes Lebensjahr erreicht hat, zu dieser Zeit wird es von seinem Vater gelehrt, das Alphabet zu schreiben, oder zu diesem Behuf in die Dorfschule geschickt. Reiche Familien halten eine Art Hofmeister, der seine Zöglinge nicht nur in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterweist, sondern auch ihre Sitten bildet und ihnen zeigt, wie sie sich gegen Aeltern, Freunde und Lehrer u. s. w. zu betragen haben. Wiewohl das Erziehungssystem in Hindostan, was die Beob-

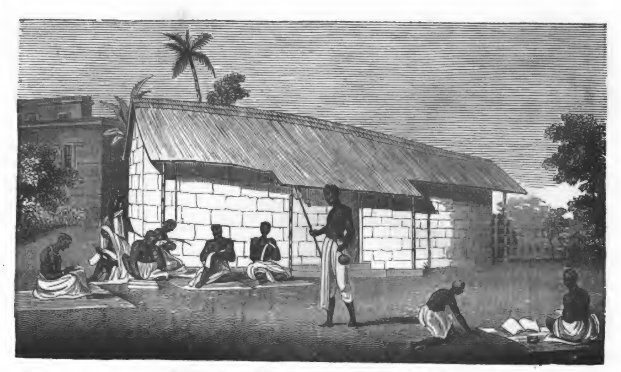
---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 637.

achtung von Ehrfurchtsbezeugungen der Kinder gegen ihre Aeltern betrifft, nicht so streng ist, als bei den Chinesen, so lehrt man doch die jungen Hindostaner und Hindostanerinnen von der Wiege an, Vater und Mutter, ersteren mit Herr, letztere mit Herrin anzureden, bei der Rückkehr von einem Besuche tiefe Bücklinge vor ihnen zu machen, ihnen den Staub, wenn solcher vorhanden, von den Füßen zu nehmen, und sich diesen, wenigstens dem Anschein nach, auf den Kopf zu streuen.

Die Buchstaben werden nicht aus A b c = Büchern erlernt, wie in Europa, wo sie der Lehrer der Reihe nach in einem Buche vorzeigt, den Namen eines jeden laut ausruft und diesen von seinen Schülern ebenfalls mit lauter Stimme wiederholen läßt, sondern der Lernende muß sie mit einem Stäbchen, oder auch blos mit dem Finger, zunächst auf den Erdboden, alsdann mit einem Rohr oder eisernen Griffel auf ein Palmen=Blatt und zuletzt auf ein frisches Pisang=Blatt schreiben (S. Abbd. **20**). Von den einzelnen Buchstaben geht er zu Sylben und ganzen Worten und zu den Ziffern über.

Während dieser Periode ihrer Erziehung müssen sämmtliche Schulkinder unter der Aufsicht eines Präceptors jeden Tag zweimal vortreten und ihre Lectionen wiederholen. Die Schulen werden am frühen Morgen geöffnet und mit Sonnenuntergang geschlossen; aber vier oder fünf der heißesten Stunden sind den Zöglingen zum Spielen und zur Erholung vergönnt. Körperliche Züchtigung ist erlaubt. Obgleich die Schulmeister, größtentheils Sudras oder Brahminen, nur einen kärglichen Gehalt beziehen, so sind sie doch in der Regel achtbare Männer. Während des Unterrichts sitzen Schüler und Lehrer mit gekreuzten Beinen auf Tiger= oder Antelopen=Fellen oder auch auf Palmen=Matten. Gewöhnlich nimmt der Lehrer mit ernster, Ehrfurcht gebietender Miene seinen Platz der lernbegierigen Jugend gegenüber ein.



Abbild. 20. Hindostanische Schule. St. 374.

Digitized by Google

In den Gärten oder heiligen Hainen, wo sich die Schulen in der Regel befinden, steht im Vorhofe der Schule gelegentlich eine Form des Lingam in cylindrischer Form, aus einem Basin hervorspringend und den Yoni vorstellend. Außer diesem sieht man die Statuen von Ganesa und Saraswati, dem Gott und der Göttin der Wissenschaften und der Beredtsamkeit, und die eintretenden Zöglinge, ihre Augen auf den Lingam heftend und die Hände zum Himmel emporstreckend, sprechen im Vorbeigehen die Worte, Ehrfurcht und Achtung Euch, Ihr treuen Lehrer! oder; indem sie sich zu den beiden Göttern wenden, seiet geehrt!

Die Wohlthaten einer höheren Erziehung sind in Indien, selbst unter den Brahminen, nur sehr theilweise verbreitet.

Forbes stieß in Guzerat auf einige Brahminen, die in Benares studirt hatten und Sanskrit verstanden; aber weder in dieser Provinz noch sonst wo in Indien, ist die Bekanntschaft mit besagter Sprache gewöhnlich. „Jene Städte an den Ufern des Nerbudda," sagt derselbe, „die wegen ihrer brahminischen Seminarien so berühmt sind, enthalten zahlreiche Schulen für die Erziehung andrer Knaben; diese Schulen sind gewöhnlich unter freiem Himmel auf der schattigen Seite des Hauses. Die Zöglinge sitzen auf Matten oder Kuhdünger-Fußböden und werden so viel von der Religion gelehrt, als es ihre Caste erlaubt, desgleichen lernen sie lesen, schreiben und rechnen, letzteres beides durch Nachbildung der vorgeschriebenen Zeichen in den Sand auf dem Fußboden. Dieses Unterrichtswesen ist bei den Hindus, wie überhaupt alles, sehr einfach; die Erziehung der Mädchen beschränkt sich im allgemeinen auf häusliche Verrichtungen[1])."

Die hindostanischen Schulen sind nicht wie die europäischen, große Gebäude, „die," sagt Bartolomeo,

---

1) Forbes, Oriental Memoirs, vol. II. p. 505, 506.

„einen Hindu zu dem Glauben bestimmen dürften, daß es uns mehr darauf ankomme, große Gebäude, als große Männer zu besitzen." — „Die jungen Indier versammeln sich, halbnackt, überall in den Gärten unter den Palmen"[2]). „Der Gehalt der Schulmeister ist," wie Ward bemerkt, „sehr gering: für das erste Jahr nämlich jeden Monat sechs Pfennige, und dabei tägliche Kost. Wenn der Knabe auf das Palmenblatt schreibt, jeden Monat einen Groschen; hierauf, so wie der Zögling im Lernen vorwärts schreitet, steigert sich das Honorar auf zwei bis vier Groschen den Monat"[3]). Einige dieser Präceptoren lehren nach Bartolomeo's Aussage, umsonst oder werden aus den Tempel-Cassen bezahlt[4]).

Der Abbé Dúbois, welcher sein Hauptaugenmerk auf die Brahminen richtet, bemerkt, daß die eigentliche Beschäftigung eines Jünglings dieser Caste, vor seiner Verheirathung, in einem strengen Lehrcursus und genauer Beobachtung der Regeln und Pflichten seines Ordens bestehe. Er muß gegen Vater und Mutter die höchste Demuth und Unterwürfigkeit zeigen und den Befehlen seiner Vorgesetzten pünktlich Folge leisten. Was die Höflichkeit und das Benehmen in dem gewöhnlichen Lebensverkehr anlangt, so widerspricht sich der Abbé, indem er seinen alten Freunden bald einen höchst gefälligen Anstand und angenehme Sitten zugesteht, bald sie als rohe, grobe, anzügliche und anmaßende Menschen schildert. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen.

---

1) Voyage aux Indes Orientales, tom II. p. 18.

2) View of the History, literature, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 161,

3) Bartolomeo, tom. II. p. 20.

Wie dem auch sei, sobald der junge Brahmine lesen und schreiben kann, lehrt man ihn die Vedas und die Mantras (kurze Gebete oder Anrufungen der Götter), die er auswendig lernen muß. Hierauf geht er zu andern Wissenschaften über, je nach dem Grade seiner Gelehrigkeit und Fassungsgabe. Hat er die Mittel, Lehrer zu bezahlen, so nimmt das Studium der verschiednen Idiome Indiens, und vor allen des Hinduvi, wenigstens in den südlichen Provinzen, den größern Theil seiner Aufmerksamkeit in Anspruch. Während dieser Periode von Unreife darf er weder Betel kauen, noch Blumen in sein Haar flechten, noch Leib oder Stirn mit Sandel schmücken. Eben so wenig ist es ihm erlaubt, sich in einem Spiegel zu besehen. Er muß sich täglich baden und jeden Tag zweimal das Opfer des Homa darbringen. Mit einem Wort sein ganzes Thun und Treiben muß darauf gerichtet sein, sich den Einrichtungen und Anforderungen seiner Caste gemäß zu bilden.

„Es ist für Kinder keine leichte Sache, unter solchen Beschränkungen zu leben, und daher findet man auch nur sehr wenige, welche alles das, was ihnen vorgeschrieben ist, streng befolgen. So ist z. B. nichts häufiger, als daß man sie ihre Stirn mit Sandelholz schmücken und den Mund mit Betel vollpfropfen sieht. Auch kann man wohl annehmen, daß sie andre, ihnen vorgeschriebne Förmlichkeiten und Verhaltungsregeln nicht besser befolgen, als diese“[1]).

Die meisten der heutigen Brahminen verstehen nichts vom Sanskrit, und die Mehrzahl von denen, welche vorgeben, darin erfahren zu sein, gleichen den Bauern in den katholischen Ländern Europas, welche Lateinisch lesen lernen, um Sonntags in der Kirche die Psalmen singen zu können. Indeß räumt sowohl der Abbé als Forbes ein,

---

1) Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 101.

daß es einige des Sanskrit kundige Hindostaner giebt, und daß diese so uneigennützig sind, ihren Schülern die Vedas unentgeltlich zu lehren.

Unter den preiswürdigen Gewohnheiten, welche durch die hindostanische Erziehung eingeprägt werden, nimmt Reinlichkeit des Körpers einen vorzüglichen Platz ein. Und in dieser Tugend, welche den Hindus im allgemeinen angehört, denn sie sind gewiß eine der reinlichsten Nationen in der Welt, zeichnen sich ganz besonders die Brahminen aus. Allein wie in andern Stücken, so auch hierin, ist ihre Neigung zum Extremen unverkennbar. Wenn ein Hindu einem Leichenbegängniß beigewohnt hat, so hält er sich fortan für unrein, und muß, ehe er nach Hause zurück kehren kann, seine Person durch Untertauchen in einen Tank oder Fluß reinigen. Sogar der Empfang der Nachricht von dem Tode eines, wenn auch tausend Meilen entfernten Verwandten macht ihn unrein und das Baden nothwendig [1]).

Unter den kriegerischen Stämmen von Nordindien bildet, eben so wie bei den alten Griechen, Musik einen Theil der Erziehung und eine von den Haupt-Ergötzlichkeiten der Rajputen, wiewohl sie es für unziemlich halten, selbst ein Instrument zu spielen. Homer schildert den Achilles als einen großen Liebhaber der Harfen-Musik und sagt: „damit lullt er seine mächtige Seele ein, und singt die unsterblichen Thaten von Helden und Königen;“ und Chund, Rajast'han's, Homer bemerkt von seinem Helden, dem Chohan, daß er Meister des Gesanges und der Instrumental-Musik gewesen. „Ob profane (weltliche) Musik je an der Tagesordnung gewesen, ist zu bezweifeln, aber heilige Musik war ein Theil der ersten Erziehung von Königs-Söhnen. Rama und seine Brüder waren berühmt wegen der harmonischen Ausführung von Episoden aus dem Ramayana, einem

1) Ibid. p. 108, 109.

großen epischen Gedicht. Die heiligen Lieder von Jayadeva sind, augenscheinlich von ihm selbst in Musik gesetzt und werden noch jetzt von den Chobis gesungen. Die Bewohner der verschiednen klösterlichen Anstalten singen ihre Gebete ab, und ich habe mit Entzücken den modulirten Cadencen der Eremiten von Aboo gelauscht, welche von ihrem hohen Wohnsitz das Lob Pataliswara's in melodischen Gesängen ertönen ließen"[1]).

Die literarische Ausbildung der Rajputen, ist ziemlich beschränkt, sie begnügen sich im allgemeinen, so viel zu lernen, daß sie ihre Abgaben-Bewilligungen oder Schenkungs-Urkunden lesen können; sie haben also einen Schritt vor dem englischen Adel unter der Regierung König Johann's voraus; denn dazumal waren nur wenige von diesen Edeln im Stande, ihre Namen unter die Magna Charta zu zeichnen. Trotz dem aber sind wir der Meinung, daß die intellectuelle Bildung der Rajputen auf einer ziemlich niedrigen Stufe steht. Oberst Tod hält es, wo er von dem Rama von Udipur spricht, für kein geringes Verdienst, daß sich dieser durch einen leichten und gefälligen Briefstyl auszeichnet, wiewohl die gerühmte Geschicklichkeit, nach des Obersten eignen Zeugniß, in nichts anderm als einem gewandten Spielen mit Worten besteht. Wir müssen jedoch hier bemerken, daß Indiens Ruhm von diesem Lande gewichen. Weder Fürsten noch Volk sind, was sie einst waren.

Dessen ungeachtet verrathen die Beherrscher von Nordindien von Zeit zu Zeit eine vorzügliche Bildung des Verstandes. „Der vertraute briefliche Verkehr unter den Fürsten und Edeln von Rajast'han liefert mehr als hinreichende Beweise für ihre vorzüglichen Geistes-Gaben: ihre Briefe sind mit klassischen Anspielungen ausgestattet und beweisen für jene Menschenkenntniß, welche blos durch beständigen gesellschaftlichen Verkehr erworben werden kann.

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 649, Anmerk.

Eine Sammlung solcher Briefe, welche sich in den Archiven jedes Fürstenthums vorfinden, würde zeigen, daß die Fürsten besagten Landes mit andern gebildeten Nationen nicht blos in Ansehung des natürlichen Verstandes, sondern auch in dessen Ausbildung, wenigstens im Verhältniß zu den sich ihnen darbietenden Mitteln, auf derselben Stufe stehen. Der Fürst, welcher in Europa Hesiod und Homer mit derselben Leichtigkeit und Gewandtheit citiren könnte, womit der Rana bei allen Gelegenheiten Vyasa und Valmiki citirt, würde als ein Wunder von Gelehrsamkeit gelten. Und es giebt wohl keinen Geistlichen, der die Vorschriften Mosis mit mehr Geläufigkeit anzuwenden verstünde, als der Rana die des großen hindostanischen Gesetzgebers Menu anwendet. Wenn diese Leute von der Gelehrsamkeit ihrer Ahnen sprechen, so ist Solches keine blose figürliche Redens-Art. Die Erziehung und Unterweisung ihrer Fürsten ist in heilig geachteten Vorschriften niedergelegt und muß weit schwieriger und anstrengender gewesen sein, als irgend ein europäisches Universitäts-Bildungs-System; denn kaum ein Zweig des Wissens ist ausgelassen. Allein die Ausbildung des menschlichen Geistes und die Fortschritte der Künste des civilisirten Lebens gehen stets mit dem Wohlstande einer Nation Hand in Hand, und der Verfall des letztern hat nothwendiger Weise den Verfall der andern unter den Rajputen nach sich gezogen.

Der Astronom hat gegenwärtig keinen Beförderer, auf dessen Belohnungen er rechnen könnte. Es existirt kein Jaya Sinha, welcher so gewaltige Sternwarten erbaute, wie er zu Delhi, Benares, Oojein und in seiner eignen Hauptstadt errichtet hat, welcher Welt- und Himmels-Kugeln verfertigte, dergleichen der Fürst von Cotah zwei, nämlich eine nach unserm und die andre nach dem hindostanischen System besitzt, und wovon jede drei Fuß im Durchmesser hat.

Der nämliche Fürst (Jaya Sinha) verglich de

la Hire's Tafeln mit denen von Ulug Beg, und überreichte das Resultat dem letzten Kaiser von Delhi, der mit Recht den Namen des großen Moguls verdiente. Er gab diesen Tafeln den Namen Zij Mohammed Shahi. Es war Jaya Sinha, der, wie bereits erwähnt worden, Gesetze gegen den zu großen Aufwand bei Heirathen im ganzen Lande gültig zu machen und dadurch Kindermord zu verhindern suchte, und der seinen Namen der von ihm gegründeten Hauptstadt, der ersten in Rajast'han, hinterließ.

Allein wir können nicht zehn Meilen weit im Lande wandern, ohne auf Spuren zu stoßen, welche von Genius, Talent und Ruhm vergangener Tage zeigen, obgleich so wohl die schwierigeren Wissenschaften als auch die leichteren Künste, welche das Leben verschönern, — insgesammt gegenwärtig schnell verschwinden. Ob bei der Ruhe, welche ihnen durch Vernichtung ihrer räuberischen Feinde gesichert worden ist, diese Künste und Wissenschaften wieder aufleben werden, und ob die Nation ihren hohen Standpunkt wieder einnehmen werde, ist ein Problem, welches die Zeit allein lösen kann"[1]).

In Zalim Singh, dem Erben von Mewar, dessen Geschichte uns Oberst Tod in nachstehender Skizze mittheilt, haben wir einen vorzüglichen Beweis für die ausgezeichnete Bildung hindostanischer Fürsten.

„Er war," sagt Tod," der Sohn von Rajah Beejy Singh und einer Prinzessin von Mewar; häusliche Zwistigkeiten nöthigten ihn, den väterlichen Wohnsitz mit dem mütterlichen zu vertauschen, und der Rana wies ihm eine Domaine an, wodurch er mit den eignen Kindern dieses Fürsten auf gleichen Fuß gestellt wurde. Ohne eine von den kriegerischen Belustigungen und Uebungen der Rajputen zu vernachlässigen, verwen=

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 650, 651,

dete er alle jene Stunden, die in der Regel mit Nichtsthun zugebracht werden, auf das Studium der Wissenschaften, er war in der Philosophie, Theologie, Astronomie, in der Geschichte seines Landes bewandert und verstand sich auf jeden Zweig der Poesie, von den heiligen Liedern Jayadeva's bis zu den Reimen der neueren Dichter; er componirte und improvisirte mit Leichtigkeit, und seine Residenz stand jedem berühmten Barden offen.

„Daß mein achtungswerther Beschützer die Verdienste Zalim Singh's nicht überschätzte, bezeugten mir zur Genüge seine eignen Kenntnisse, die er insgesammt (und er schätzte sie im Vergleich mit dem Gegenstande seines Lobes sehr gering) dem Erben von Marwar zu verdanken behauptete, welcher zuletzt in Geltendmachung seiner Rechte auf den Thron [1]) in der Wüste erschlagen wurde."

Zur Vervollständigung dieses Gemäldes müssen wir noch eine Stelle hinzufügen. Der Verfasser ist, wie man sieht, ein leidenschaftlicher Vertheidiger der Rajputen; seine Blicke sind fast ohne Ausnahme auf die glänzenden Punkte seines Gegenstandes gerichtet; ja er überläßt sich sogar dann und wan sarkastischen Ausfällen gegen seine Widersacher, allein sein allgemeines Wissen, seine Erfahrung und vor allen seine Fähigkeiten verleihen seinem Zeugniß einen besondern Werth.

„Nach einem kurzen Gespräch," sagt derselbe, eine Zusammenkunft schildernd, die während seiner Reisen statt hatte," über die Geschichte vergangener Tage, mit der ich ihn, gleich jedem andern achtbaren Rajputen, vollkommen vertraut fand, nahm der Ganora-Häuptling mit denselben höflichen und freundschaftlichen Ausdrücken Abschied.

Es ist nach einer solchen Unterhaltung, daß man, zum Nachdenken veranlaßt, der intellectuellen Bildung des fraglichen Volks Gerechtigkeit wiederfahren läßt; ich sage

---

1) Annals of Rejast'han, vol. I p. 657.

dies nicht in Bezug auf den Fürsten von Ganora, sondern ich spreche im allgemeinen. Verstehen wir unter Geschichte die Erzählung von Ereignissen in ihrer Aufeinanderfolge nebst einer Angabe der sie verknüpfenden Grundursachen, so läßt sich behaupten, daß der Rajpute in diesem Zweige des Wissens erfahren ist; denn nichts ist gewöhnlicher, als ihn über seine eignen Vorfahren oder die seines Fürsten eine ziemliche Reihe von Generationen hindurch, so wie von ihren Thaten und den sie betreffenden Ereignissen sprechen zu hören. Es ist unwesentlich, ob er dieses Wissen aus Chroniken entlehnt hat, oder dem Chronikenschreiber, oder beiden verdankt. Dasselbe befreit ihn nicht nur von dem Vorwurf der Unwissenheit sondern veranlaßt nebenbei zu einem Vergleich zwischen ihm und denjenigen, welche sich zu Richtern von Nationalitäten aufwerfen, ein Vergleich, der für den Rajputen keineswegs ungünstig ausfällt"[1]).

Kehren wir jetzt zu den Brahminen und den Hindus im allgemeinen zurück. In seinem siebenten oder neunten Jahre wird der junge Brahmine durch die Investitur (Belehnung) mit dem geweiheten Strick in die heilige Caste eingeführt. „Im achten Jahre nach der Empfängniß eines Brahminen, im elften nach der eines Kshatriya, im zwölften nach der eines Vaisya, soll der Vater das Kind mit dem Abzeichen seiner Caste belehnen"[2])

Vor der Investitur wird der junge Brahmine um nichts besser geachtet, als ein Sudra, und wenig oder keine Sorgfalt wird angewendet, den zukünftigen Priester von dem Landmann, oder den Soldaten vom Handwerker, der ihm sein Schwert verfertigt, entfernt zu halten; obwohl verschiedne Umstände eintreten, welche die Vertraulichkeit

1) Annals of Rajast'han, etc. p. 692.

2) Menu II. 36. (Jones's Trans.); Dubois Description of the People of India, p. 92.

zwischen den Kindern sehr hoher und sehr niedriger Casten verhindern.

Die Spiele und Erholungen der Kinder sind ziemlich die nämlichen, wie fast in allen Ländern, aus allen leuchtet die Neigung zu Krieg und Soldatenwesen, eine der mächtigsten Leidenschaften in der menschlichen Natur, sehr zeitig hervor. Sie theilen sich in zwei Haufen, einander feindlich gesinnte Nationen vorstellend, jede mit einem bestimmten Gebiete, und suchen die eine in das Besitzthnm der andern einzufallen, ohne sich dabei fangen zu lassen.

Andre, dem Beispiel ihrer Aeltern folgend, hängen dem niedrigen Hasard-Spiel z. B. dem Würfel-Spiel, dem Muschel- (Cowrie-) Werfen u. s. w. nach. Der Drache, Springen, Balgen oder kindische Nachahmungen heidnischer Ceremonien gehören ebenfalls zu ihren Zeitvertreiben.

Es ist unter die Eigenthümlichkeiten der hindostanischen Sitten zu zählen [1]) daß junge Hindus häufig in einem sehr frühen Alter ihre Heimath ohne Erlaubniß oder Wissen ihrer Aeltern verlassen, um nach einem heiligen Orte zu wallfahrten, oder sich in den heiligen Fluthen des Ganges zu baden. Von diesen Knaben kehren einige nach wenigen Monaten, andre aber niemals zurück; gewöhnlich aber machen sie ihre Aeltern schriftlich mit dem heiligen Aufenthalts-Orte bekannt, welchen sie gewählt haben [2]).

Die Ceremonie, welche den brahminischen Jüngling zu einem Mitglied seiner heiligen Caste stempelt, ist bemerkenswerth. Mit ihr beginnt sein politisches Leben. Vor derselben ist er, nach der Bestimmung des Gesetzes, von der gemeinen Heerde nicht unterschieden, er hat we-

---

1) Ward, View of the History, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 162, 163; Bartolomeo, Voyage aux Indes Orientales, tom. II. p. 30.

2) Ward, wie oben.

der einen Vorzug noch Rang, er wird gleichsam als gar nicht vorhanden betrachtet. Seine Einweihung besteht in der Investitur mit dem Weih-Strick.

Nach Menu's Gesetzen, welche indeß in dieser Hinsicht nicht besser befolgt worden sind, als in mancher andern, soll sich der Brahmine von den Laien (weltlichen Klassen) durch einen Strick (im Sanskrit Upavita, im bengalischen Paita genannt), welcher von der linken Schulter herabhängend und auf der rechten Seite auf den Hüften ruhend getragen wird, unterscheiden. Er besteht aus drei dicken Baumwollensträngen, deren jeder wieder vier dünnere Fäden enthält. Diese drei besondern Stränge, welche bei der Verheirathung auf drei mal drei vermehrt werden, deuten sinnbildlich die drei großen Gottheiten, — Brahma, Vischnu und Siva an — das ist den Trimurti oder die hindostanische Dreifaltigkeit."

Die Investitur mit dem Strick erheischt einen beträchtlichen Kostenaufwand, daher die ärmeren Brahminen, an sich selbst unvermögend zur Auftreibung der erforderlichen Summe, ihre Zuflucht zu einer Einsammlung von Beiträgen nehmen; und Hindus jeder Caste sollen Freigebigkeit bei solchen Gelegenheiten sich als ein sehr hohes Verdienst anrechnen. Der Paita selbst muß mit großer Sorgfalt und unter zahlreichen Ceremonien verfertigt werden. Um die Besudelung zu verhindern, welche durch die Berührung unreiner Hände verursacht werden würde, muß die Baumwolle, woraus er verfertigt werden soll, blos durch Brahminen-Hände der Pflanze entnommen werden. Und aus demselben Grunde müssen Brahminen sie spinnen und drehen.

Ist der Weih-Strick gehöriger Maßen verfertigt worden, so hat der Vater des Adspiranten (Aufnahme Fordernden), der daher Brahmachari heißt, zunächst, im Einklange mit den Regeln der Astrologie, den Monat, die Woche und den Tag der Woche, ja sogar die Minute

des Tages, die ihm zur Ausübung der Ceremonie am günstigsten erscheinen, zu bestimmen. Hierauf folgt die Zubereitung eines Mahls für die Brahminen, welches in Reis, Bohnen, Kürbissen, geronnener Milch, geklärter Butter, Kokos-Nüssen und den verschiednen gerade reifen Früchten besteht. Betel wird in reichlicher Menge angeschafft, desgleichen dürfen Stücke neuen Zeuges zu Geschenken nicht fehlen. Neues Küchengeräth, metallnes und irdnes, unbekannt mit dem Feuer, (das noch nicht am Feuer gestanden), muß dazu angeschafft und darf nachmals nie wieder gebraucht werden. Die Ceremonien und Festivitäten dauern vier Tage, und am Schluß eines jeden Tages müssen die Gäste reichlich beschenkt werden. Diese sind in der Regel außerordentlich zahlreich; denn die Einladung ergeht an alle Brahminen, an ihre Verwandten und Freunde, welche im Orte leben, desgleichen an diejenigen, welche bei ähnlichen Gelegenheiten Einladungen haben ergehen lassen. Ueberhaupt sollte irgend einer von denen, welche gegründete Ansprüche auf die Einladung haben, übergangen werden, so würde eine solche Vernachlässigung Streitigkeiten und Feindschaft zwischen den betheiligten Parteien veranlassen, und diese würden selten ohne Lebensverlust enden" [1]).

Der zuerst eingeladene Gast ist der Purohita oder Priester. Er erscheint an dem ihm anberaumten Tage und bringt den Paita oder Weih-Strick nebst einer Quantität Mango-Blättern, dem heiligen Kraute Darbha oder Kusa und einer Antelopen-Haut zum Daraufsitzen mit sich. Sind die Gäste alle beisammen, so ruft der Purohita zunächst die Haus-Gottheit an, nachdem das Haus zuvor gereinigt worden ist, was dadurch geschieht, daß man den Boden und die innern Wände mit Kuhmist, der durch Wasser verdünnt ist, abreibt, während die Außenseite, wie die alten Häuser in Frankreich

1) Dubois, Description, etc. p. 93.

und Italien, mit breiten senkrechten Streifen von rother Erde verziert werden. Die meisten Gebräuche finden unter einem für diese Gelegenheit mit vielen Ceremoniel im Hofe vor dem Hause errichteten Schutzdache statt. Während der Priester seine Mantras oder Gebete absingt, wird die Statue Vighneswara's, des Gottes der Hindernisse, unter dem Schutzdache aufgestellt. Bisweilen vertritt seine Stelle ein kleiner kegelförmiger Kuhdünger- oder Kothhaufen, den die Weihsprüche des Priesters, nach der Meinung der Hindostaner, in einen Gott umzuwandeln vermögen. Zur Versöhnung Vighneswara's, dessen Zorn man vorzüglich fürchtet, wird vor der Statue oder dem Dünger-Haufen ein Opfer, bestehend in Weihrauch, brennenden Lampen und rothgefärbten Reiskörnern, hingesetzt.

Zunächst entfernen sich alle verheirathete Weiber (Wittwen sind von allen dergleichen Scenen ausgeschlossen, weil ihre Gegenwart Unheil verkünden würde,) aus der Versammlung und reinigen sich durch Baden. Hierauf schreiten einige zur Zubereitung des Festmahls, während andere zum Pandal zurückkehren, wo sie den jungen Brahmachari auf einen kleinen Stuhl niedersetzen lassen, ihn mit Oel salben, baden und mit neuen Kleidern bekleiden. Nach diesem schmücken sie ihn mit mancherlei Flitterstaat, hängen ihm eine Korallenschnur um den Hals und versehen seine Arme mit Armbändern von demselben Material. Endlich färben sie ihm die Ränder der Augenlider schwarz.

Vater und Mutter des Novizen lassen ihn nunmehr zwischen sich niedersetzen, gerade in der Mitte der Gesellschaft, und die Weiber vollziehen an ihm die Ceremonie des Arati. Diese Ceremonie besteht in Folgendem: man

---

1) Dubois, p. 86.

setzt auf eine kupferne Schüssel eine aus Reismehlteig geformte Lampe. Ist diese mit Oel versorgt und angezündet worden, so fassen die Weiber die Schüssel mit beiden Händen, heben sie so hoch empor. als der Kopf dessen reicht, dem die Ceremonie gilt, und beschreiben mit der Schüssel und der brennenden Lampe eine Anzahl Kreise in der Luft. Der Arati hat die Abwendung böser Blicke (des übeln Auges) zum Zwecke. Hierauf preisen alle im Chor die Herrlichkeit der Götter, und vereinigen damit Bitten für die Wohlfahrt des Jünglings. Ein Opfer, bestehend in Betel, Reis und andern Nahrungsmitteln wird zunächst für die Haus-Gottheit hingestellt. Nunmehr beginnt das Mahl. Die Gäste sizzen in verschiednen Reihen, die Weiber abgesondert und mit dem Rücken den Männern zugekehrt; die Damen des Hauses warten selbst den Gästen auf, und richten mit ihren zarten Fingern, denn Löffel und Gabeln sind ihnen unbekannt, den Reis und andre Gerichte vor. Die Schüsseln sind nichts als zusammen genähete Blätter von der Banane oder andern Gewächsen und werden nie ein zweites Mal gebraucht.

Am folgenden Tage werden die Einladungen erneuert, und die Gesellschaft versammelt sich wie zuvor. Der Vater des Novizen wartet persönlich jedem seiner Gäste auf, in der Hand einen mit Akshata oder gefärbtem Reis gefüllten Becher tragend, aus welchem jeder einige Körner nimmt und an die Stirn als ein Ornament befestigt. Sind alle Gäste beisammen, so besteigt der Brahmachari nebst Vater und Mutter den unter dem temporären Schutzdach aufgerichteten Erdhaufen, alle drei lassen sich auf kleine Stühle nieder. Mittlerweile wird der junge Mann auf dieselbe Weise gebadet, wie Tages zuvor. Man schmückt seine Stirn mit Sandelholz und Akshata und umkleidet seine Hüften mit einem reinen Gewande, das ist ein Gewand, welches, seitdem es gewaschen worden, keine menschliche Hand berührt hat. Alle diese Ceremo-

nien sind von den Gesängen der Weiber, denselben wie am vorhergehenden Tage, begleitet"[1]).

Ist man hiermit zu Ende, so erscheint der Priester, ein irdnes Gefäß mit Feuer tragend, welches er auf den Erdhaufen setzt. Gleich darauf werden verschiedne Manras gesprochen. Nach diesem tritt der Vater des Novizen vor und bringt dem Feuer und den neun[2]) Planeten ein Opfer dar. Ersteres, welches Homa heißt, darf einzig und allein von den Brahminen ausgeübt werden. Es ist ein einfaches Feuer, angezündet mit geheiligtem Holze, und in die Flammen werfen sie etwas gekochten, mit zerlassner Butter überspritzten Reis." Dieses so geweihte Feuer wird später in ein besondres Zimmer des Hauses getragen und Tag und Nacht brennend erhalten, bis die Ceremonie zu Ende ist. Es würde als ein sehr böses Zeichen gelten, wenn das Feuer aus Mangel an Aufmerksamkeit oder durch Zufall verlöschen sollte.

Jetzt erscheinen die Weiber von neuem auf dem Schauplatz: — „Sie verschaffen sich ein großes mit Kalk, überweißtes kupfernes Gefäß, um darin unter dem Schall musikalischer Instrumente Wasser zu holen. Ist es gefüllt, so stellen sie senkrecht einige Mango-Blätter hinein und befestigen ein mit Safran-Wasser gelb gefärbtes Tuch um das Ganze. Auf den Hals des Gefäßes, welcher eng ist; legen sie eine auf die nämliche Weise gelb gefärbte Kokos-Nuß. So aufgeputzt tragen sie es in das Innere des Hauses und setzen es auf einen kleinen Reis-Haufen auf dem Fußboden nieder. Hier wird es noch mit andern Weiberputz behangen, worauf diejenigen Cere-

1) Dubois, Description, etc. p. 95.

1) Die Hindus zählen neun Planeten, weil sie zu den sieben unsrigen noch den zu- und abnehmenden Mond fügen. Diese neun gelten als übelwollende Gottheiten; die gemeiniglich von den Zauberern ausgesendet werden, um die Gegenstände ihres Zornes zu quälen." Dubois, p. 96.

monien folgen, durch welche man den Gott einladet und an Ort und Stelle zu fesseln sucht. Dieser ist vielleicht nicht mit dem Hausgott identisch, sondern wahrscheinlicher die Apotheose des Gefäßes selbst, welches für diesen Fall verfertigt worden, denn es wird wirklich zur Gottheit, indem man ihm Weihrauch, Blumen, Betel und andre bei den Opfern der Brahminen gebräuchliche Dinge darbringt.

Blos bei dieser einzigen Gelegenheit bewirken und vollenden Weiber die Vergötterung; auch scheint es, als sei die im Gefäß ihren Sitz habende Gottheit eine weibliche. Wie dem auch sein mag, die Mutter des Brahmachari nimmt diese neue Gottheit in ihre Hände, verläßt das Haus, von den übrigen Brahminen-Frauen begleitet, besucht das Fest unter vorausziehender Musik und macht die Runde im Dorfe, von einer Art Baldachin beschattet, der über ihr Haupt gehalten wird. Sobald sie wieder zu Hause angelangt ist, setzt sie die Gefäß-Gottheit (Vessel-God), die sie in ihren Händen hat, da, wo dieselbe von vorn herein ihren Platz hatte, nämlich unter dem einstweiligen Schutzdach nieder und befestigt mit Hülfe einiger der andern Weiber zu Ehren der Gottheit an den Pfeilern des Alkovens, in dessen Nähe dieselbe steht, zwei neue Vorhänge"[1]).

Ist diese Ceremonie vorüber, so verlassen die Weiber, welche bei dergleichen Gelegenheiten alle Hände voll zu thun haben und ganz an ihrem Platze sind, abermals das Haus, um Dammerde aus einem Neste weißer Ameisen (Karias genannt) herbei zu holen. Haben sie dergleichen gefunden, so füllen sie fünf kleine irdne Gefäße damit an, säen neun Arten Samen hinein und benetzen das Ganze mit Milch und Wasser. Diese fünf Gefäße werden sodann durch die Mantras der Brahminen in eben so viele Götter verwandelt. Ist das Pantheon der-

---

1) Dubois, Description, etc. p. 96, 97.

gestalt mit fünf neuen Gottheiten bereichert worden, so opfert man diesen Weihrauch, Reis und Betel, und die ganze Versammlung verbeugt sich anbetend vor denselben. Hierauf fordert man die Manen [1]) der Vorfahren zur Theilnahme am Feste auf. Ist dies geschehn, so wendet man sich zum Brahmachari, bindet ihm mit einer gelben Schnur etwas Safflor an den Arm, der Barbier rasirt ihm den Kopf, er wird gebadet, seine Stirn wird mit einem Kranz von Sandel-Blättern umwunden, und seine Hüften werden mit einem reinen Gewande bekleidet.

Nunmehr wird dem jungen Brahminen ein Fest gegeben, welchem unmittelbar die imposanteste von allen während der Investitur stattfindenden Ceremonien folgt.

„Der Vater des neuen Brahminen bittet die Gesellschaft, sich bis auf eine gewisse Entfernung zurück zu ziehen, während er und sein Sohn hinter einem Vorhange verborgen ist, läßt sich, mit dem Gesicht nach Westen gekehrt, auf den Erdboden nieder, heißt seinen Sohn neben sich niedersetzen aber mit dem Gesicht nach Osten gekehrt, flüstert ihm ein, aus den Mantras entlehntes tiefes Geheimniß ins Ohr und ertheilt ihm einige andere entsprechende Verhaltungs-Regeln, und Alles dies in einem Styl, welcher höchst wahrscheinlich dem lauschenden Brahmachari nicht sehr verständlich ist. Unter andern ertheilt, wie ich in Erfahrung gebracht, der Vater bei einer solchen Gelegenheit seinem Sohne auch folgende Vorschrift: —

Erinnre dich stets, mein Sohn, daß es blos einen Gott giebt, welcher der Herr, der König und die Grundursache aller Dinge ist. Ihn muß jeder Brahmine in Geheimem anbeten. Allein erinnere dich auch, daß dies

1) „Die Götter ihrer Vorfahren," nach Dubois; allein wir schließen aus dem Ganzen, daß vielmehr die Manen als die Götter ihrer Vorfahren gemeint sind, da letztre sich von den ihrigen nicht unterscheiden,

eine von den Wahrheiten ist, die nie dem gemeinen Volkshaufen enthüllt werden dürfen. Wolltest du sie bekannt machen, so würde dich großes Unglück treffen"[1]).

Des Abends wird das heilige Feuer, welches am ersten Tage angezündet und mit abergläubischer Sorgfalt unterhalten worden ist, aus dem Hause geholt und neben den jungen Brahminen unter dem Pandal gesetzt, wobei Gesänge ertönen, und allgemeine Lust und Freude herrscht. Es werden Mantras gesprochen, die Weiber singen neue Lieder, und die unharmonischen Laute verschiedner Inurumente erfüllen die Luft. Dann werden Betel und Geschenke ausgetheilt, und die Ceremonien haben ein Ende, wogegen die Gasterei gewöhnlich noch zwei Tage dauert[2]).

In Indien ist, eben so wie fast in allen Ländern des Ostens, die männliche Jugend von der weiblichen streng gesondert; daher auch die Hochzeitsgebräuche dieses Landes manche auffallende Eigenthümlichkeiten darbieten.

Wenn es in der Nachbarschaft verlautet, daß Jemand eine heirathsfähige Tochter hat, so stellt sich bald ein Freier ein; denn in Indien sind wenige oder kein Frauenzimmer so unglücklich, in ehelosem Stande zu leben. Bisweilen sind beide Parteien noch Kinder, in welchem Fall die vorläufigen Bedingungen von den Aeltern festgestellt werden, die sich eines Ghataka, (Unterhändler) bedienen, um für ihre Kinder passende Ehegefährten ausfindig zu machen und die Heirath zu stiften. Unter den Sudras werden Kinder zeitig (in dem Alter von fünf Jahren) verheirathet; die Brahminen dagegen müssen die Ceremonie so lange aufschieben, bis der Knabe durch die Investitur ein Mitglied der heiligen Caste geworden ist;

---

1) Dubois, Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 98.

2) Ibid. p. 91, 92.

das ist in der Regel bis nach seinem neunten Jahre[1]). Nach dem allgemeinen Brauch indeß ist unter den Brahminen das sechszehnte Jahr dasjenige Alter, in welchem der Jüngling eine Frau zu suchen pflegt, die ihrerseits nicht über vier oder fünf Jahr alt sein darf[2]). Welches aber auch das Alter der contrahirenden Parteien sein mag, so wird das wichtige Geschäft der Bewerbung gewöhnlich einer dritten Person übertragen, und diese ist in den meisten Fällen der Vater des Liebhabers.

Wenn der junge Brahmine nach Vollendung seiner Studien in den Stand der Ehe zu treten wünscht, so ist sein Vater zufolge gesetzlicher Vorschriften gehalten, ihn mit einer Copie der Vedas zu beschenken. Hierauf muß sich der Jüngling, mit einer Blumen-Guirlande umwunden, auf ein elegantes Bett niederlassen, und sein Vater ihm eine Kuh das Symbol der Venus überreichen. Der hindostanische Gesetzgeber läßt sich herab, dem Unerfahrnen Neuling über die Wahl einer Gattin einige Vorschriften zu ertheilen. Er widerräth ihm die Wahl eines Mädchens mit rothem Haar; woraus wir lernen, daß so gefärbtes Haar unter den hindostanischen Frauenzimmern bisweilen vorkommt. Ferner soll er kein Mädchen ohne oder mit zu vielem Haar, oder von mißgestaltetem Körper, oder eine unmäßige Schwätzerin, oder eine mit entzündeten Augen zur Gattin wählen. Allein dies ist noch nicht Alles, der Heirathslustige soll kein Mädchen ehelichen, die den Namen eines Gestirns, eines Baumes oder eines Flusses einer barbarischen Nation oder eines Berges, eines geflügelten Geschöpfes, einer Schlange oder einer Sclavin, oder endlich eines Schrecken verursachenden Gegenstandes führt. „Er wähle“ heißt es, „zu seiner

---

1) Ward, vol. I. p. 164. Menu's Institutionen bestimmen das Alter von neun Jahren als das früheste, in welchem ein Brahmine einen Ehecontract eingehen darf. Chap. III. ver. I.

2) Dubois, Manners, etc. of the Hindoos, p. 100.

Lebensgefährtin ein Mädchen, deren Form keinen Makel hat, die einen angenehmen Namen führt, deren Gang zierlich und anmuthig ist gleich dem eines Flammingos (Phoenicopterus) oder eines jungen Elephanten; deren Haar und Zähne sowohl in Menge als Größe das Maß nicht überschreiten, deren Haut sich durch vorzügliche Weichheit und Ebenheit auszeichnet"[1]).

Wenn der Vater sich zur Bewerbung verstanden hat, so sucht er zuerst mit Gewißheit zu erfahren, ob er nicht etwa eine abschlägige Antwort erhalten werde, was eine Kränkung für ihn sein würde. Hierauf wählt er an einem zuvor bestimmten glücklichen Tage eine Anzahl kleiner Geschenke, z. B. eine Kokos-Nuß, etwas Safran, ausgesuchte Bananen und ein Stück Muslin für die Damen des Harems, und mit diesen in den Händen richtet er seine Schritte nach dem Hause der auserseheneu Braut. Sollte irgend ein Thier von übler Vorbedeutung, z. B. eine Katze, ein Fuchs oder eine Schlange vor ihm über den Weg laufen, so kehrt er unverrichteter Sache heim und verschiebt den Besuch auf einen günstigeren Tag.

Nach geschehenem Antrag und nach Ueberlieferung der Geschenke zögert der Vater des Mädchens mit seiner Antwort so lange, bis eine von jenen kleinen Eidexen, die an den alten Mauern umherkriechen einen schwachen gellenden Laut ausstößt, was für ein günstiges Omen gilt.

Sobald indeß die Eidexe gesprochen hat, wie man zu sagen pflegt, giebt der Vater des Mädchens, überzeugt, daß die Götter damit zufrieden sind, seine Einwilligung; und nach Ausübung zahlreicher Ceremonien, die sich mit unsrer Verlobung vergleichen lassen, wird der Hochzeitstag festgesetzt.

Dieser wichtige Tag, den die Astrologen wählen, fällt gewöhnlich in einen der vier folgenden Monate, —

---

1) Institutes of Menu, chap. III. ver. 9, 10.

März, April, Mai und Juni, — welche von den hindostanischen Gesetzgebern gleichsam besonders für die Hochzeitfeier bestimmt worden sind, indeß kann, unter gewissen Umständen, die Ceremonie auch in den Monaten November und Februar stattfinden. Die Auswahl der vier Sommermonate für die Feier von Hochzeiten schreiben einige Schriftsteller abergläubischen Ansichten, andre dagegen staatsbürgerlichen Beweggründen zu. Da die Feldarbeiten während dieser Zeit wegen der unmäßigen Hitze fast gänzlich unterbrochen sind, so ist, behauptet man, mehr Muse zu gehöriger Durchführung dieser wichtigen Handlung vorhanden.

Die Hochzeits-Ceremonien sind zahlreich und in einigen Fällen höchst lächerlich. Während der Nacht vor dem Hochzeits-Tage ertönt das Haus der Aeltern sowohl der Braut als des Bräutigams von roher, lauter Musik, und brennende Lampen werden von Weibern unter Wünschen für die Wohlfahrt und langes Leben des jungen Brautpaars vor die Thüren beider Häuser gesetzt. Desgleichen legen die Damen unter Frohlocken und Gelächter Kugeln von Reis-Teig hierher, und essen des Abends Reis in Gesellschaft der Braut und des Bräutigams.

In der Frühe des folgenden Morgens versammeln sich die Damen wieder. Die Fröhlichkeit und Lust beginnt von neuem. Mit brennenden Lampen, ein Gefäß reinen Wassers, Kugeln von Reis-Mehl und einer Quantität Betel in den Händen ziehen sie umher, statten den benachbarten Familien Besuche ab und beschenken sich mit Betel.

Hierauf kehrt der lustige Zug nach Hause zurück, und die Ceremonien dauern fort. Der zukünftige Ehegatte und seine Braut werden auf ein Flechtwerk von Weiden oder Bambus gesetzt, man schwingt dreimal einen angezündeten Strohwisch um ihre Füße, die Damen nehmen einen Knäuel Bindfaden, umwinden darauf das Bambus-Flechtwerk dreimal und binden das Brautpaar

zusammen, indem sie das eine Ende des Bindfadens an den rechten Arm des Jünglings und den linken der Jungfrau mit einigen Durva-Gras-Halmen befestigen [1]). Zunächst wird der Körper der Braut und des Bräutigams mit wohlriechenden Salben gesalbt. Sind diese Ceremonien beendigt, so werden in den Häusern der beiderseitigen Aeltern zur Sicherung des künftigen Glücks des neuen Pärchens den Manen ihrer Vorfahren kleine Opfergaben dargebracht. Hierauf tauschen Braut und Bräutigam kleine Geschenke unter einander, als Betel, Früchte und Kuchen; und im Verlauf des Nachmittags wird beiden der Kopf geschoren. Unmittelbar nach diesem Theil der Ceremonie wird mitten in einen kleinen künstlichen Teich, der von Bäumen mit daran aufgehängten und mit Dochten von Stechapfelkraut versehenen Lampen umgeben ist, ein großer Stein gelegt. Auf diesen Stein stellt sich der Bräutigam, und die Weiber, mit den brennenden Lampen, Reiskugeln u. s. w. in den Händen, nahen sich ihm in mystischer Reihe und berühren mit den verschiednen Gegenständen, die sie tragen, eine nach der andern, die Stirn des Bräutigams. Braut, Bräutigam und alle betheiligte Hauptpersonen fasten so lange, bis die ganze Hochzeits-Ceremonie zu Ende ist [2]).

Bei den Hochzeiten vornehmer Leute, welche bei diesen Gelegenheiten große Summen verschwenden, verläuft das Ceremoniel unter großem Pomp und Glanz.

---

1) Die im Sanskrit mit dem Namen Durva bezeichnete Gras-Art ist, nach Wilson, die Agrostis linearis; nach Carey dagegen Linné's Panicum dactylon.

2) Ward, vol. I. p. 170. „Le Brahmine," sagt Bartolomeo, fait agenouiller l'époux, lui met sur la tete une romaglia ou toque, une chaine d'or au cou, un anneau d'or au doigt, du sandal et du councouma au front, y traçant avec son doigt une demi-lune, astre, qui est en grande venération chez les Indous." Voyage aux Indes Orientales, tom. II. p. 49.

In der Nacht und zu einer günstigen Stunde wird der Bräutigam, prächtig gekleidet, von goldnem Geschmeide blitzend und mit einer hohen Krone auf dem Haupte, in einer vergoldeten Sänfte (Palankin) nach der Wohnung der Braut getragen. In dem Palankin stehen vier Diener, in jeder Ecke einer, die über seinem Haupte eine Art Wedel, der aus dem Schweife der tartarischen Kuh gemacht ist [1]), hin und her schwingen. Vor ihm her bewegt sich ein langer Zug, bestehend aus Sclaven, welche silberne Stäbe tragen; einer Anzahl offner Wagen mit Sängern und Tanz-Mädchen; reich aufgezäumten Pferden, Kameelen und Elephanten, deren einer mit einer gewaltig großen metallnen Trommel belastet ist, welcher man, während die Prozession vorwärts schreitet, laute hohle Töne entlockt. Die Straßen sind von den Leuchten und Fackeln der Dienerschaft erhellt, wozu noch zahllose, zu beiten Seiten des Weges aufgestellte Feuerwerke kommen, welche, so wie sich der Zug nähert, abgebrannt werden. Hier und da sind unter die versammelte Zuschauer-Menge Musikanten gruppirt. Seit der Eroberung Indiens durch die Engländer, sind diese Musiker häufig Europäer; von Zeit zu Zeit werden auch Kanonen gelößt.

„Bei einer Hochzeit," sagt Ward, „von deren Prozession ich vor einigen Jahren Zeuge war, kam der Bräutigam aus der Ferne; die Braut lebte in Serampore, wohin der Bräutigam zu Wasser seinen Weg nahm. Nachdem ich zwei oder drei Stunden gewartet, wurde endlich, etwa um Mitternacht, wie mit den Worten der Schrift verkündet, „Siehe der Bräutigam kommt, gehe heraus, um ihn zu empfangen." Alle, die dazu bestimmt

---

1) Dieser Wedel heißt chamara, weil er aus dem Schweif der Chamara oder wilden Kuh (Bos grunniens) gemacht wird; die Haare sind außerordentlich fein und von blaßgelber Farbe. Asiat. Research. vol. III. p. 560.

*

waren, zündeten jetzt ihre Fackeln an und liefen damit an die ihnen im Zuge angewiesene Stelle; einige hatten ihre Fackeln verloren und waren unvorbereitet, allein es war jetzt zu spät, sie zu suchen, und die Cavalcade, ungefähr wie die oben geschilderte beschaffen, bewegte sich vorwärts nach dem Hause der Braut, wo die Gesellschaft einen großen, prächtig beleuchteten freien Platz vor dem Hause betrat, über welchem eine Zeltdecke ausgespannt war, und wo eine große Anzahl Freunde, mit ihren besten Kleidern angethan, auf Matten lagerte. Den Bräutigam trug einer seiner Freunde auf den Armen herum und setzte ihn auf einen prächtigen Sessel, in der Mitte der Gesellschaft, wo er eine kurze Zeit saß, und dann in das Haus ging, dessen Thür sogleich hinter ihm geschlossen und von Sepoys bewacht wurde. Ich unterhandelte nebst Andern mit den Thürhütern, aber vergebens. Niemals erinnerte ich mich so nachdrücklich an das schöne Gleichniß unsers Erlösers, worin es heißt: — „Und die Thür ward verschlossen," als in diesem Augenblick. Ich versuchte alles mögliche, um bei der Wiederholung der Ehe-Formeln eingelassen zu werden, mußte aber unverrichteter Sache abziehen"[1]).

Diese Ehe-Prozessionen, werden oft, wenn sie, aus der Ferne kommend, dem Hause der Braut zuziehen und im Dorfe anlangen, von muthwilligen Knaben und jungen Männern attakirt, allein ein solches, unter Scherz und Lust begonnenes Zusammentreffen endet oft sehr traurig mit dem Verlust manches Lebens.

Sobald der Bräutigam das Haus betreten hat, wird er von seinem Schwiegervater ausgekleidet und mit neuen Kleidern angethan. Hierauf führt man ihn in ein inneres Gemach und läßt ihn auf einen Stuhl treten, unter welchem ein Kuhkopf und verschiedne andre heilige Dinge in die Erde verscharrt sind. Die Braut wird jetzt auf

---

1) View of the History, etc. of the Hindoos, I. p. 171, 172.

einem andern ähnlichen Stuhl hereingebracht, mit den alten Kleidern des Bräutigams bedeckt und sieben mal um ihren zukünftigen Herrn herum getragen. Hierauf blicken sie einander an, nähern sich einander und setzen sich zusammen. Der Schwieger-Vater überreicht dem Bräutigam vierzehn Halme des wohlriechenden Kusa-Grases, gießt Wasser in seine rechte hohle Hand, liest einen Mantra oder eine Zauberformel darüber, und spritzt nach Beendigung derselben das Wasser auf den Fußboden. Es folgen nunmehr andre umständliche Ceremonien, worauf der amtende Brahmine, nachdem er dem Jüngling befohlen, seine Hand in ein Gefäß mit Wasser zu stecken, die Braut herbeiführt, ihre Hand auf die ihres Gatten legt und beide mit einer Blumen-Guirlande zusammen bindet. Sobald die Braut förmlich übergeben und angenommen worden ist, wird die Blumen-Guirlande entfernt, während der Vater der Braut den Gayatri oder heiligsten Vers der Vedas wiederholt. Hierauf wird eine Art von Vorhang über die Köpfe des verheiratheten Paares gezogen, die abermals einander anblicken, ist dies geschehen, so müssen sie sich gegen den Salagrama und die Gesellschaft verbeugen und um den Segen der Götter und Brahminen flehen. Während dieser Ceremonien werden Abschnitte aus dem Misra, einem Werke über die verschiednen Rang-Ordnungen der Hindus von den Ghatakas hergelesen, und die Stirn jedes Gastes wird mit Sandelholz-Pulver bezeichnet. Hierauf bindet man Braut und Bräutigam mit ihren Kleidern, zum Zeichen der Vereinigung, zusammen und führt sie dann in den Kreis der Familie zurück[1]).

Bei einem Volke, welches wenig Werth auf die Zeit setzt, sind Ceremonien stets zahlreich; und wiewohl

1) Ward, History, Literature, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 163, 175; Dubois, Description of the People of India, p. 132, 146; Bartolomeo, Voyage aux Indes Orientales, tom. II. p. 36, 78; Sonnerat, Voyage aux Indes, tom. I. q. 67, 85.

diese in der Ausübung unterhaltend sein mögen, so verursacht doch ihre Beschreibung häufig Langeweile. Wir übergehen daher verschiedene umständliche Gebräuche und Feierlichkeiten. Allein es finden sich in einigen Theilen des Landes Abweichungen in den Ehe-Ceremonien, die wir wohl nicht unberührt lassen dürfen.

Unter den Brahminen von Westhindostan überreicht der Bräutigam, der bei einer so wichtigen Gelegenheit rein von allen Sünden sein soll, einem Individuum seines Ranges ein Sühnopfer, wodurch er sich von allen Vergehungen und Fehltritten zu reinigen glaubt. Dieser mildthätigen Handlung folgt eine Art Zwischenspiel, welches, wie Dubois richtig bemerkt, inmitten der Vorbereitungen zur Ehe höchst ungereimt erscheint.

„Der Bräutigam stellt sich von dem eifrigen Verlangen beseelt, seine Heimath behufs einer Wallfahrt nach Benares zu verlassen, um dort in den heiligen Wellen des Ganges zu baden. Er kleidet sich zur Reise an und nachdem er mit einigem Mundvorrath versehen worden, macht er sich unter voranziehender Musik und begleitet von verschiednen seiner Verwandten und Freunde auf den Weg, ganz so wie Jemand, der wirklich diese heilige Pilgerfahrt beabsichtigt.

Allein kaum ist er aus dem Dorfe hinaus, so begegnet er, indem er sich nach Osten wendet, seinem zukünftigen Schwiegervater; dieser, von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, hält ihn auf und bietet ihm, unter der Bedingung daß er die beabsichtigte Wallfahrt aufgebe, seine Tochter zur Ehe. Der Pilger läßt sich den Vorschlag gern gefallen, und sie kehren zusammen nach Hause zurück" [1]).

Nach dieser Rückkehr haben die Ceremonien ihren Fortgang, so wie solches bereits gezeigt worden ist. Während derselben, wird dem jungen Mann geboten, sich mit

---

1) **Dubois, Description, etc. p. 140, 241.**

dem Gesicht nach Osten zu setzen; sein künftiger Schwiegervater nähert sich ihm jetzt, und bildet sich, ihm fest ins Gesicht blickend, ein, den Gott Vischnu in ihm zu sehen. Unter diesem Eindruck wird der zufolge einer Täuschung in ein himmlisches Wesen verwandelte Jüngling durch Opfer versöhnt, und die Comödie dauert fort, indem man der vermeintlichen Gottheit die Füße mit einem Gemisch von Wasser, Milch und Kuhmist wäscht. Bald aber verschwindet der Glaube an sein göttliches Wesen, und es wird ihm geheißen, alle seine Gedanken auf die Götter zu richten, zunächst auf alle zusammen, und dann auf jeden besonders.

„Zu dieser Anrufung der Götter gesellt er die der sieben berühmten Büßenden, der fünf Jungfrauen, der Ahnen-Götter, der sieben Berge, der Wälder, der Seen, der acht Haupt-Gegenden, der vierzehn Welten, des Jahres, der Jahreszeit, des Tages der Minute, und mancher andern Dinge, welche ebenfalls genannt und angerufen werden müssen“ [1]).

Hierauf folgt die Vereinigung der Hände und das Ausgießen von Wasser (Wasser-Libation) dem Ur-Elemente, dem Sinnbild Vischnu's, über ihre vereinigten Hände, wodurch der Vater feierlich seine Tochter ihrem zukünftigen Herrn überantwortet. Diese Ceremonie, die wichtigste von allen, scheint die Gründung der Ehe zu sein. Ist sie zu Ende, so erfolgt eine andre von ziemlich derselben Bedeutsamkeit.

„Alle verheirathete Frauen in Indien tragen am Halse eine kleine goldne Zierrath, Tahly genannt, als ein Zeichen, daß sie sich wirklich im Stande der Ehe befinden. Werden sie Wittwen, so müssen sie diesen Schmuck unter vielen Feierlichkeiten ablegen. Er ist mit der Figur Vighneswara's oder Lakshmi's oder einer andern bei der Caste in Ansehn stehenden Gottheit bezeich-

1) Dubois, Description, p. 141.

net, und mit einer safrangelben Schnur, bestehend aus hundert und acht außerordentlich feinen Fäden an den Hals befestigt. Bevor dieses Putzstück der Braut um den Hals gebunden wird, muß sie sich neben ihrem Gatten niedersetzen und nach einigen geringfügigen vorläufigen Ceremonien, bilden zehn Brahminen mit einem seidnen Vorhange eine Scheidewand, die sie von einem zum andern zwischen sich und dem verbundenen Paar ausspannen; alle übrige sagen unterdeß Mantras her und flehen zu Brahma und Saraswati, Vischnu und Lakshmi, Siva und Parvati und verschiedne andere Gottheiten, nie vergessend, jeden Gott mit seiner Gemahlin zusammen zu gesellen. Jetzt bringt man das Ornament herein, um es an den Hals der Braut zu befestigen. Es wird auf einem zierlich, mit süß duftenden Blumen geschmückten Präsentirteller überreicht. Man opfert ihm Weihrauch und zeigt es den Beistehenden, deren jeder es berührt und Segen darauf herabfleht. Die Braut kehrt sich hierauf gegen Osten, der Bräutigam nimmt den Tahly und befestigt ihn unter lautem Hersagen eines Mantra am Halse der Braut.

„Ist dies geschehn, so wird Feuer hereingebracht, der Bräutigam richtet ein Opfer zu, nimmt seine Braut bei der Hand, und beide gehen, während der Weihrauch auflodert, dreimal um das Feuer. Dann bückt erstrer sich nieder, faßt die Braut bei den Fußknöcheln und berührt sie mit einem kleinen Sandel-Stein, so genannt, weil er aus einem Teige dieses wohlriechenden Holzes gemacht ist, Während dieser Ceremonie muß er, der Vorschrift gemäß, seine Gedanken fest auf den Großen Berg des Nordens, das ursprüngliche Vaterland der Brahminen richten. Hierauf werden zwei, aus Bambus, welcher für das reinste Holz gilt, geflochtene Körbe hereingebracht und zusammen gestellt. Braut und Bräutigam treten jedes in einen derselben und stehen aufrecht darin. Diesen ersten Körben folgen zwei andre, mit gemahlenem Reis angefüllt,

wovon der eine der Braut, der andere dem Bräutigam überreicht wird, die sich den Inhalt derselben abwechselnd über den Kopf schütten, bis sie der Spielerei müde sind. Bei einigen Casten wird dieser Theil des Ceremoniels von den Umstehenden verrichtet. Es soll ein Omen des ehelichen Glücks sein.

Bei der Verheirathung großer Fürsten und Rajas werden bisweilen Körbe voll Perlen anstatt des Korns zu dieser Ceremonie genommen "[1]).

Am vierten Tage des Festes essen Braut und Bräutigam mit einander aus derselben Schüssel, zum Zeichen der innigsten Vereinigung. „Aber während ihres ganzen Lebens," sagt Dubois, „ist dies das erste und letzte Mal, daß sie sich zu einem gemeinschaftlichen Mahle niederlassen" [2]). Am letzten Tage findet eine Ceremonie statt, die wegen ihrer Seltenheit Erwähnung verdient. Während der Gatte das Opfer des Homa verrichtet und nach der

---

1) Dubois Description, of the People of India, p. 141, 143.

2) Während seiner Residenz auf den maldivischen Inseln suchte Ibn Batuta, welcher daselbst verschiedne Weiber geheirathet hatte, diese Damen zu bewegen, daß sie ihn mit ihrer Gegenwart bei Tafel beehren möchten, aber stets vergebens. Es war einmal gegen den Brauch. Siehe Travels of Ibn Batuta, p. 179. Von demselben Teller essen, ist im Orient stets ein Zeichen von besondrer Zuneigung gewesen. Oberst Tod, ein aufmerksamer und origineller Beobachter fremder Sitten und Gebräuche, schildert die Anerkennung des Ranges eines Fürsten von Cheetore, der im Dunkel erzogen worden, durch die Ausübung dieses Gebrauchs. Es bildete sich ein Hof, der treue Assa Sah legte seine Vormundschaft nieder und setzte den Prinzen von Cheetore auf den Schooß des Cotario Chohan, als des großen Alten, unter den Edeln von Mewar, der völlig mit dem Geheimniß vertraut war, und der, um jeden Zweifel hinsichtlich der Erhaltung des Kindes zu zerstreuen, mit ihm von derselben Schüssel aß. Annals of Rajast'han, vol. I. p. 317

vorgeschriebnen Form den mit geklärter Butter bespritzten Reis in das Feuer wirft, nähert sich die Braut und thut ihrer Seits das nämliche mit gedörrtem Reis. Dies ist, meines Wissens, der einzige Fall, wo ein Weib an besagtem Opfer Theil nimmt, welches, mit Ausnahme des Yajna, als das heiligste und feierlichste unter allen betrachtet wird. [1]).

Sind diese verschiedenen Ceremonien beendigt, und gilt die Ehe als völlig geschlossen, so schlafen Braut und Bräutigam auf derselben Matte und begeben sich, nachdem sie am folgenden Morgen von ihrem Lager aufgestanden und mancherlei neue Ceremonien verrichtet haben, nach ihrer künftigen Wohnung.

Indeß ist auch jetzt die Feierlichkeit noch nicht ganz zu Ende. Die Mutter des Gatten, und alle Damen der beiden Familien, nähern sich der Braut, murmeln unzusammenhängende Laute her, legen einen Fisch in die Falten ihres Gewandes, stecken dem jungen Ehepaar Kuchen in den Mund, gießen mit Mennige gemischte Milch auf die Füße der jungen Frau und setzen ihr ein Maaß Korn auf den Kopf. Alle begeben sich hierauf in das Innere des Hauses; der Gatte nimmt Korn aus dem Korbe auf dem Kopfe seiner Gemahlin und streut es, indem er sich vorwärts bewegt, umher. Nunmehr folgt ein Brandopfer, und Gatte und Gattin nehmen eine kleine Quantität gerösteten Reis und eine Anzahl von den Blättern des Shami-Baumes, (Acacia suma) in die Hände, wobei letztere ausruft: „Ich bin von der Familie meines Vaters gekommen in eure Familie, und jetzt gehört mein Leben und Alles, was ich habe, euch an". Der Gatte geht hierauf siebenmal um einen Feuer-Altar und fordert den Gott dieses Elements zum Zeugen seiner Gelübde auf, wirft den Reis in die Flammen,

---

1) Dubois, p. 144.

nimmt etwas geklärte Butter, die nachmals auch in die Flammen geworfen wird, und erwiedert seiner Gattin Folgendes: —

„Euer Herz ist in dem meinigen und mein Herz in dem eurigen, und beide sind eins". Er zieht alsdann einen Schleier über ihr Gesicht, um anzudeuten, daß er fortan allein das Recht habe, sie anzublicken; und mit einigen andern unwesentlichen Gebräuchen, die wir nicht weiter beschreiben wollen, schließt das Hochzeitfest.

Unter den kriegerischen Rajputen, die mehr von den Gebräuchen ihrer Vorfahren bewahrt haben, als irgend ein andrer hindostanischer Volksstamm, verstatten oft die Fürsten ihren Töchtern, sich selbst ihren Gatten zu wählen[1]). Der Vater, wie vor Zeiten Tindareus, ladet eine Anzahl Fürsten an seinen Hof ein, wo er sie festlich bewirthet und mit Lustbarkeiten unterhält. Die Prinzessin, welche die jugendlichen Freier vor sich sieht, zieht ihre Augen zu Rathe — und wird mit dem Gegenstande ihrer Wahl vereinigt[2]). In Anspielung auf diese merkwürdige Sitte bemerkt Oberst Tod: —

„Dir romantische Geschichte des Chohan, Kaisers von Delhi, ist reich an Skitzen weiblichen Charakters, und in dem Bericht von seiner Entführung Sunjogta's, der Prinzessin von Canouj, haben wir nicht blos das individuelle Portrait der Helena ihres Landes, son-

1) Diese öffentliche Wahl eines Gatten, seitens einer Prinzessin unter einer Anzahl zu diesem Behuf versammelter Freier heißt im Sanskrit Swayamvara. Verschiedene Beispiele dieser Ceremonie sind in den alten epischen Gedichten der Hindus erwähnt. Siehe d. Raghuvansa von Calidasa, cap. VI. (Stenzler's edition, London, 1832. p. 38. etc.) Und die Episode von Nala und Damayanti aus dem Mahabharata, Cap. V. (Bopp's zweite Ausgabe, Berlin 1832, p. 26. u. s. w.) Siehe auch Institutes of Menu, chap. IX. ver. 90.

2) The Puranas, angeführt von Ward, vol. I. p. 164.

dern zugleich ein treues Gemälde des weiblichen Geschlechts.

„Wir sehen hier die Schöne, gleich nachdem sie die versammelten Fürsten zurückgewiesen, die Hochzeits-Guirlande um den Nacken ihres Helden, des Chohan, schlingen, sich ganz dem Einfluß ihrer Leidenschaft überlassen, an einem fünftägigen Kampfe gegen ihres Vaters Heer theilnehmen, Zeuge von dessen Niederlage und dem Gemetzel beider Armeen sein und nachmals durch ihre verführerischen Reize ihren Liebhaber in eine Vernachlässigung aller fürstlichen Pflichten einlullen. So wie aber die Feinde seines Ruhms und seiner Macht in Indien einfallen, entreißt sich die Zauberin augenblicklich ihrem Rausch von Entzückungen und vertauscht die sanften mit den wilderen Leidenschaften — mit Worten, die um so stärker wirken, weil sie von inniger Liebe und Zärtlichkeit zeigen, beschwört sie den Geliebten, indem sie ihn zum Kampfe waffnet, für seinen Ruhm zu sterben, versichernd, daß sie in den Regionen der Sonne sich wieder mit ihm vereinen werde“[1]).

Wir können der Versuchung nicht widerstehen, dieser Mittheilung eine andere ähnliche, höchst anziehende Anekdote aus den Annalen von Jessulmere, dem entlegendsten der Rajputen-Staaten, einer Oase im Herzen der Wüste, hinzuzufügen.

„Raningdeo war Herrscher von Pugul, einem Lehens-Fürstenthum von Jessulmere; sein Erbe, Namens Sadoo, galt als das Schrecken der Wüste, er dehnte seine Räuberzüge sogar bis in das Thal des Indus und im Osten bis Nagore aus. Als er einst von einer solchen Expedition mit einem Troß geraubter Kameele und Pferde zurückkehrte, führte ihn sein Weg durch Aureent, den Sitz von Manik Rao, Oberhaupt der Mohils, dessen Herrschaft sich über eintausend vierhundert und

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 623.

vierzig Dörfer erstreckte. Von diesem Fürsten gastlich aufgenommen, gelang es dem Erben von Pugul, sich die Gunst der Tochter zu erwerben.

„Sie liebte ihn der Gefahren wegen, denen er getrotzt;" denn er stand in dem Rufe als erster Räuber der Wüste. Obgleich mit dem Erben des Rahtore von Mundore verlobt, bezeugte sie doch den Wunsch, auf den Thron zu verzichten, um die Braut des Oberhauptes von Pugul zu werden; und trotz den Gefahren, die er herausforderte, und gegen die Abmahnung des Mohil-Häuptlings, war es Sadoo, als einem tapfern Rajputen, unmöglich, den Antrag zurückzuweisen; er versprach den Coco, wofern er ihm in gehöriger Form nach Pugul gesendet würde, anzunehmen. Der Coco langte zur rechten Zeit an, und die Hochzeit wurde mit großem Gepränge zu Aureent gefeiert. Die Mitgift war glänzend: Edelsteine von hohem Werth, goldene und silberne Gefäße, ein goldener Stier und ein Gefolge von dreizehn Devadhari's, d. i. weisen und klugen Mädchen.

„Irrinkowal, der hintangesetzte Erbe von Mundore brütete Rache; mit viertausend Rhatorern und unterstützt von Sankla Mehraj, dessen Sohn Sadoo erschlagen, belagerte er den Weg, worauf sein Nebenbuhler zurückkehren mußte. Obgleich dringend gebeten, viertausend Mohils zur Deckung mit sich zu nehmen, hielt der kühne Sadoo seinen tapfern Haufen für hinreichend, seine Braut nach seiner Residenz in der Wüste zu führen, nur nach langem Bitten ließ er sich die Begleitung von funfzig Mann, geführt von Megraj, dem Bruder der Braut gefallen. Die Nebenbuhler stießen zu Chondun aufeinander, wo Sadoo Halt gemacht, um seinen Kriegern Ruhe zu gönnen. Allein der tapfere Rhatore schämte sich, von seiner Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, und es folgte eine Reihe von Zweikämpfen unter allen Formen der Ritterlichkeit.

Der Erste, welcher in die Schranken trat, war Jeytanga, vom Klan Pahoo und mit Sadoo verwandt. . . . Der Sohn Chonda's, jenes Kaltblütigkeit und die Geschicklichkeit, womit er sein Roß tummelte, bewundernd, ertheilte Joda Chohan, dem Führer seiner Krieger, Befehl, sich mit dem Pahoo zu messen. Ihre zweischneidigen Schwerter klirrten bald im Kampfe zusammen; aber der riesenhafte Chohan stürzte unter den Streichen des Bhatti, der vom Gefecht erhitzt, sich mitten unter die Feinde stürzte und mit allen anband, die er seines Angriffs würdig hielt.

Diesem ersten Kampfe folgten bald mehrere andere zwischen gleichen Abtheilungen unter den Augen der beiden Oberhäupter. Endlich bestieg Sadoo sein Roß; machte zwei Angriffe auf die Reihen der Feinde, Tod auf der Spitze seiner Lanze führend, und jedesmal kehrte er unter den Lobpreisungen seiner Braut zurück, die dem Treffen von ihrem Wagen herab zusah. Sechs hundert seiner Feinde waren gefallen, und ziemlich die Hälfte seiner Krieger. Er sagte der Geliebten ein letztes Lebewohl, die ihn zum Kampfe aufmunterte: sie werde, sprach die Heldenmüthige, Zeugin seiner Thaten sein, und wenn er fallen sollte, ihm in den Tod folgen. Jetzt suchte er seinen Nebenbuhler Irrinkowal, der eben so eifrig wünschte, den Ausgang des Kampfes zu beschleunigen, und seine Schmach mit dem Blute seines Gegners abzuwaschen.

Sie stießen auf einander, einige Augenblicke vergingen unter großmüthigem Wettstreit, jeder wollte dem andern den ersten Streich thun lassen, den endlich Sadoo gegen den Hals seines Feindes führte, dieser erwiederte ihn mit Blitzesschnelle, und die Tochter des Mohil sah den Stahl auf das Haupt des Geliebten herabzucken; Beide Kämpfer stürztenzur Erde, aber Sadoo's Seele hatte ihre Hülle verlassen; der Rhatore war blos ohnmächtig. Mit dem Fall der Führer endete der Kampf; und die schöne Ur-

sache des Blutvergießens, Corumdevi, zu gleicher Zeit Jungfrau, Gattin und Wittwe, bereitete sich vor, ihrem Gemahl zu folgen. Sie forderte ein Schwert, hieb sich mit dem einen Arm den andern ab, und befahl das getrennte Glied dem Vater ihres Herrn (Gemahls) zu überbringen, „und saget ihm,“ fügte sie hinzu: „Eine solche war seine Tochter“. Den andern Arm ließ sie sich abschlagen, damit er nebst ihren Juwelen dem Barden der Mohils überliefert würde. Der Scheiterhaufen stieg auf dem Kampfplatze empor; die Heldin wurde mit dem Leichnam ihres Gatten zusammen gebunden, und so überlieferte sie sich den verheerenden Flammen. Die abgehauenen Arme wurden befohlner Maßen abgeliefert; der alte Rao von Pugul ließ den ihm übersendeten verbrennen und an Ort und Stelle einen Teich (Tank) graben, der noch heute nach der Heldin, „der Teich Corumdevi's heißt“[1])

Nachdem wir die seltsamen Ceremonien, wovon die Hochzeitfeier begleitet ist, geschildert haben, wollen wir uns mit einem schwierigeren Gegenstande, der Vielweiberei (Polygamie), beschäftigen. Es würde leicht sein, den gewöhnlichen Beschreibern hindostanischer Sitten zu folgen, das ist, die Vorschriften des Gesetzes für das praktische Verfahren des Volkes auszugeben, allein dann würden wir zeigen, nicht was die Hindostaner sind und stets waren, sondern wozu sie ihre vor Jahrtausenden lebenden Gesetzgeber machen wollten.

Die Sitten der Hindostaner richten sich, wie bereits bemerkt worden ist, nie ganz nach den Vorschriften ihrer Gesetzgeber, die gleich Draco's blutigen Gesetzen, bald nach ihrer Bekanntmachung, zum großen Theil vernachlässigt wurden. In der That sind andauernde politische Institutionen die Wirkung, nicht die Ursache, des National-Charakters, und gleichen den Kleidern, die wir tragen,

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 626, 629.

und die sich vielmehr nach der Gestalt des Körpers richten, welchem sie umgehangen werden, als daß sie diesen umgestalten oder modificiren, um ihn ihrer eignen Form anzupassen. Aus diesem Grunde werden alle Gesetze und Einrichtungen, die mit dem Charakter und Temperament des Volkes, für welches sie entworfen worden, nicht im Einklange stehen, bald wieder auf die Seite geworfen oder wenigstens so bedeutend modificirt, daß sie eine ganz andre Gestalt gewinnen.

In Hindostan ist der Mensch, eben so wie anderwärts, von je bestrebt gewesen, die Gebote der Leidenschaft mit denen der Vernunft zu vereinigen und hat sich dergestalt großer Unbeständigkeit und Ausschweifungen schuldig gemacht. In jenen frühen Perioden der gesellschaftlichen Verbindung, wo man noch nichts von den Verfeinerungen der Liebe weiß, ist Nachkommenschaft der vorzüglichste, wo nicht der einzige Zweck der Ehe[1]).

---

1) Hat ein Hindu selbst keine Kinder und will er ein anderes an Sohnes statt annehmen, so läßt er seine Verwandten und jene des zu adoptirenden Kindes zusammenkommen. Man setzt eine große kupferne Platte in die Stube, worauf man das Kind stellt, wenn es alt genug ist, widrigenfalls hält es ein Brahmine. Mann und Frau sagen dann mit lauter Stimme: „da wir keinen Sohn haben, und wir dieses Kind an Sohnes Stelle anzunehmen wünschen, so wählen wir es zu unserm Sohne. es soll daher die nämlichen Ansprüche auf unser Vermögen haben, als wenn wir es selbst gezeugt nnd geboren hätten; von seinen natürlichen Eltern hingegen hat es nichts zu erwarten. Zur Bestätigung legen wir ein feierliches Gelübde ab, wenn die hier Gegenwärtigen nichts einzuwenden haben." Geben diese ihre Beistimmung, so endigt sich die Feierlichkeit damit, daß Mann und Frau Wasser trinken, das mit Safran vermischt ist, wovon sie einen Theil auf die Füße gießen. Diese ganze Verhandlung schreibt man nieder, und dieselbe wird von der ganzen Gesellschaft unterzeichnet. Im Falle die Eltern nachmals noch Kinder bekommen, verliert der adoptirte Sohn seine Rechte doch nicht. Er genießt vielmehr das Erbrecht als Erstgeborner; auch lassen sich Eltern das nicht

Der Mann sieht sich daher, ist seine Gattin unfruchtbar, natürlicher Weise in seinen Erwartungen getäuscht, und sein Mißvergnügen erweckt in ihm das Verlangen, eine neue Verbindung mit einem andern Weibe einzugehen. Da jedoch durch langes Beisammenseyn gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit erzeugt wird, so fällt es dem Gatten

---

reuen, was sie gethan haben; sie halten vielmehr die Fruchtbarkeit für einen Segen des Himmels, weil sie in ihre Familie einen Fremdling aufgenommen haben.

Da der Hindu glaubt, daß die gehörige Verrichtung der gewöhnlichen Feierlichkeiten nach seinem Tode seine Strafe in einem andern Leben mindere, so wünscht er herzlich, Kinder zu haben, welche diese Pflicht verrichten; er hält daher die Unfruchtbarkeit für ein großes Unglück oder vielmehr für eine Strafe der erzürnten Gottheit. Verheirathete Frauenzimmer tragen aus dieser Ursache bisweilen einen kleinen goldenen Lingam um den Hals oder die Arme; und man erweist dieser sonderbaren Gottheit alle Ehrfurcht, um Kinder zu erhalten. Diejenigen Mannspersonen, welche sich dem Dienste dieser Gottheit widmen, thun den feierlichen Schwur, ihre Keuschheit unverletzt zu erhalten. Sie berauben sich zwar nicht selbst der Mittel, diesen Schwur zu brechen; allein wenn man entdeckte, daß sie ihn verletzt hätten, so wäre ihre Strafe der Tod. Sie gehen nackt; da man sie aber für heilige Personen hält, so nähern sich ihnen die Frauenzimmer ohne Bedenken, und ihre Schamhaftigkeit fühlt sich nicht im Geringsten dadurch beleidigt. Männer, die unfruchtbare Weiber haben, lassen diese Priester zu sich ins Haus kommen, oder schicken ihre Weiber zu ihnen in die Tempel, und man ist der Meinung, daß die dabei beobachteten Ceremonien den gewünschten Erfolg nicht verfehlen.

Die Heirathsceremonien sind bei den Hindus außerordentlich zahlreich und müssen für die Armen sehr kostspielig seyn. Schon in der Kindheit der Verlobten nehmen sie ihren Anfang, und werden wieder erneuert, wenn die Braut mannbar wird. Andere Feierlichkeiten stellt man an, wenn sie schwanger ist; noch andere, wenn sie den siebenten Monat ihrer Schwangerschaft glücklich überstanden hat, und endlich bringt man den Göttern Opfer, wenn sie glücklich entbunden worden ist. Bei den Reichen dauern Einige von diesen Festen mehrere Tage lang und kosten den Eltern große Summen. (Tennant's Indian Recreations, vol. I. p. 192.

schwer, die Gefährtin seines Herzens zu verabschieden; und das Weib, seinerseits eben so sehr nach einem Sprößling verlangend, als sein Gebieter, läßt sich, gleich Sarah, die Einführung einer neuen Gattin in die Familie gefallen, über die sie jedoch, wegen der größeren Reife der Jahre und in Folge der Gewohnheit auf die Neigungen ihres Gemahls Einfluß zu üben, fast unter allen Umständen eine natürliche und entschiedene Superiorität zu behaupten sucht. Solches scheint der Ursprung der Vielweiberei sowohl in Indien, als in jedem andern Lande, wo dieselbe geherrscht hat und noch herrscht, gewesen zu sein; und wenn auch andere Ursachen darauf eingewirkt und sie weiter ausgedehnt haben mögen, so ist doch ohne Zweifel das Verlangen nach Kindern eine Haupt-Veranlassung dazu gewesen.

Diese Ansicht von der Sache wird durch die Erfahrung vollkommen bestätigt. „Obgleich," bemerkt Bartolomeo, „Vielweiberei nach den hindostanischen Gesetzen, der Nachkommenschaft halber, gestattet ist, so hat doch stets eine Frau aus der nämlichen Caste mit dem Gatten die Oberherrschaft über die andern Weiber, und verwaltet die häuslichen Angelegenheiten. Sie heißt die „Vereinigte" — „die Vornehmste" — die „Oberste" — „die Mutter der Familie" u. s. w. Die andern heißen Upastrie oder Bhogya d. ist Beischläferinnen[1]). Die Kinder der vornehmsten Gattin sind die gesetzmäßigen Erben; die der untergeordneten Weiber werden bei den höheren Ständen von dem Augenblick ihrer Geburt an, als einer der gemischten Casten angehörig, betrachtet, aus denen diese Nebengattinnen gewöhnlich stammen.

---

1) Die Oberherrschaft gehört der ersten Gattin, nach dem Sastra, als ein Recht an, allein ihr Ansehen wird bisweilen nicht geachtet. Ward, vol. I. p. 180.

Könige, die keine Gattin aus ihrer eignen Caste haben, sind deswegen ohne gesetzmäßigen Erben[1]). Ungeachtet der Erlaubniß des Gesetzes ist es sowohl hier als in der Türkei ungewöhnlich, einen Mann mit mehr als einer Gattin zu finden, wovon jedoch die Fürsten[2]) und einige liederliche Brahminen eine Ausnahme machen, letztere besitzen oft eine ziemliche Anzahl Frauen in verschiedenen Theilen des Landes, und von einer zur andern wandernd, quartieren sie sich bei den Familien dieser Weiber ein, welche oft ein eben so ausschweifendes Leben als ihre Gatten führen.

Indeß sind die Schriftsteller in ihren Ansichten über die Polygamie getheilt. Der Abbé Dubois, welcher über vierzig Jahr seines Lebens im Gebiet Mysore zugebracht haben soll; behauptet, daß der Mann, in Indien, durch das Gesetz auf eine Gattin beschränkt sei.

„Ich habe mir alle mögliche Mühe gegeben, den Geist der hindostanischen Gesetzgebung in Bezug auf Polygamie, so wie hinsichtlich der Unauflößlichkeit der Ehe kennen zu lernen, und sollte ich auch nicht zu völliger Gewißheit gelangt sein, so scheint mir doch aus allem, was ich beobachtet habe, hervorzugehen, daß erstere verboten, letztere aber erlaubt ist. Mit den Gebräuchen des

---

1) Bartolomeo, Voyage aux Orientales tom. II. p. 38.

2) „Die Anzahl der Königinnen, sagt Tod:“ hängt einzig u. allein von Rangverhältnissen und der Laune des Fürsten ab. Es ist nichts Ungewöhnliches, gerade so viel Weiber zu haben, als die Woche Tage zählt; dagegen die Anzahl der Handmädchen (Beischläferinnen) unbeschränkt ist. Man muß zugeben, daß ein Fürst, der einen solchen Haushalt beherrscht und somit gleiche Rechte da unterhalten kann, wo beständig Ansprüche auf Vorrang gemacht werden, nicht wenig Takt besitzt. Die Regierung des Reiches selbst ist ein bloses Spiel, im Vergleich zu dieser Aufgabe; denn innerhalb der Mauern des Rawula (Harem,) hat die Intrigue ihren Thron. Annals of Rajast'han, p. 307.

Landes wohl unterrichtete Leute haben mir versichert, daß, wenn man auf manche Beispiele von Vielweiberei stoße, vorzüglich unter den Großen und Vornehmen, die ungestört mehrere Gattinnen zu gleicher Zeit unterhalten, dies ein Mißbrauch und eine offene Verletzung der Sitten der Hindus sey, daß sich unter diesen die Ehe stets auf Paare beschränke, daß aber leider die Fürsten und Mächtigen sich aller Orte über das Gesetz stellen"[1]).

Diese Ansicht von der Sache unterstützt der Abbé auf eine scharfsinnige Weise durch Anführung des Beispiels der Götter, deren, nach seiner Bemerkung, keiner mit mehr als einer Gemahlin verbunden dargestellt wird[2]).

Es scheint indeß, als habe sich Dubois in seinen Muthmaßungen geirrt. Polygamie war, wie wir bereits gezeigt, nie durch die Gesetze irgend eines Landes erlaubt, außer wenn es sich um Nachkommenschaft handelte; und aus diesem Grunde ist sie auch jetzt noch in Hindostan gestattet.

„Ich kenne," sagt Dubois, „blos einen Fall, wo es einem Ehemann gestattet ist, eine zweite Frau zu ehelichen, nämlich, wenn ihm seine erste Gattin keine Kinder gebiert. Allein selbst dann ist die Einwilligung der ersten Gattin erforderlich, und sie bleibt übrigens stets die erste Gemahlin des Mannes und behauptet den Vorrang vor der zweiten. Auch wird eine dergleichen zweite Ehe kaum mit halb so viel Ceremonien geschlossen, als die frühere"[2]).

Ward, der nicht ohne Widerstreben etwas zu Gunsten der Hindus einzuräumen scheint, gesteht, daß im allgemeinen der Mann blos in der Absicht, Nachkommen zu erzielen eine zweite Frau heirathe; ja daß derselbe selten die erste Veranlassung dazu gebe.

---

1) Description, etc, p. 135.

2) Description of Manners, etc. of the Hindoos, p. 136.

„Hat ein Mann," sagt dieser Schriftsteller, „keine Kinder, so sucht sein Vater oder Bruder eine zweite Gattin für ihn, nur wenige unterziehen sich selbst dieser Mühe."

In der That pflegen die Hindus sprichwörtlich zu sagen, daß ein Mann das zwanzigste Jahr seiner Gattin, daß ist die Zeit, wo er auf keine Kinder mehr von ihr rechnen kann, vorüber lassen müsse, ehe er an eine zweite denken dürfe. Sie sehen recht gut, welches Elend, welche Verdrießlichkeiten oft in Familien durch Vielweiberei entstehen, und ziehen es in den meisten Fällen vor, lieber kinderlos in das Grab zu sinken, ob dieses gleich für ein großes Unglück gilt, als sich der Gefahr eines elenden, nur mit dem Tode endenden Lebens auszusetzen[1]).

Ehelosigkeit ist dagegen bei den Hindus so verrufen, daß ein Mann, der seine Gattin verliert, selten mehrere Tage hindurch Wittwer bleibt. Sollte ihn das nämliche Unglück ein zweites Mal betreffen, so wird es ihm nicht leicht, eine Gattin zu finden, weil eine solche Ehe als unheilvoll für die Frau betrachtet wird. Um sich jedoch von dem Vorwurf der Wittwerschaft zu befreien, verlobt er sich einem Baume, auf den das gedrohete Unheil fällt, und der Baum stirbt unmittelbar darauf[2]). Nach dem Sastra sind funfzig Jahr dasjenige Alter, wo es einem Mann nicht mehr erlaubt ist, sich zu verheirathen: allein dieses Gebot der heiligen Gesetzbücher Hindostans wird von den Brahminen nicht beachtet.

Von allen auf Ehe bezüglichen Gebräuchen in Hindostan sind aber diejenigen, welche unter den Nairs oder reinen Sudras an der malabarischen Küste herrschen, unstreitig die seltsamsten.

---

1) Ward, vol. I. p. 180; Dubois, p. 186; Forbes, Oriental Memoirs, vol. I. p. 76.

2) Ward, vol. I. p. 181.

Hier ist die Ordnung der Dinge, welche unter Barbaren zu herrschen pflegt, gerade umgekehrt. Das Weib, anstatt ein schüchternes, zartes, einsames Wesen zu sein und mit mehreren ihres Gleichen in dem Harem ihres Herrn eingeschlossen zu leben, tritt kühn in die Gesellschaft und lebt öffentlich, der ihrem Geschlecht natürlichen Sittsamkeit und Bescheidenheit entgegen, ohne Scham, und als die gemeinschaftliche Gebieterin einer ganzen Familie oder vielmehr der ganzen Caste.

„Es heißt," bemerkt Dr. Buchanan, „keineswegs den Charakter einer Frau beschimpfen, wenn man von ihr sagt, daß sie in der innigsten Verbindung mit mehreren Männern stehe; im Gegentheil sind die Nair-Weiber stolz darauf, unter ihren Liebhabern recht viele Brahminen, Rajas oder andre Personen von hoher und vornehmer Geburt zu zählen; indeß scheint es doch keineswegs, als sei dieser Mangel an Zurückhaltung der Bevölkerung nachtheilig gewesen.

„Wenn ein Freier Zutritt in eine Familie erhält, so schenkt er seiner Geliebten einiges Geschmeide und ihrer Mutter ein Stück Zeug; allein alle diese Geschenke sind nie von solchem Werth, daß man annehmen dürfte, das Weib treibe mit ihren Gunstbezeugungen eine Art von Handel, oder gebe sich dem Manne aus Gewinnsucht preis. Dieser seltsame Gebrauch läßt sich vielleicht dem völligen Mangel der Nairs an jener Kargsucht zuschreiben, welche unter den Hindus so gemein ist. Alle junge Leute (Nairs) wetteifern mit einander, sich vortheilhaft herauszuputzen und den größten Antheil an der Gunst des schönen Geschlechts zu besitzen; daher denn auch ein außerordentlicher Leichtsinn hinsichtlich ihrer künftigen Subsistenz-Mittel unter ihnen herrscht".

„In Folge dieser sonderbaren gesellschaftlichen Verhältnisse," fährt unser Reisende fort, kennt kein Nair seinen Vater. Jeder Mann betrachtet seiner Schwester Kinder als seine Erben, und wirklich hegt er für sie die

nämliche Zärtlichkeit, welche Väter in andern Theilen der Welt für ihre eignen Kinder hegen; ja man würde ihn für ein unnatürliches Ungeheuer ansehen, wenn er bei dem Tode eines Kindes, das er nach dem langen vertraulichen und liebevollen Umgange mit dessen Mutter für sein eigenes ansehen konnte, dieselben Zeichen des Schmerzes äußern wollte, als bei dem Tode eines Kindes seiner Schwester.

„Die Mutter des Mannes herscht in der Familie und besorgt das Hauswesen; nach ihrem Tode tritt die älteste Schwester in ihre Rechte. Brüder leben fast immer unter einem Dache; wenn sich aber Einer von der Familie trennt, so geschieht dies stets in Begleitung seiner Lieblingsschwester, selbst Vettern, bis zum fernsten Verwandtschafts-Grade, und von mütterlicher Seite, leben gemeiniglich im vertrautesten Umgange mit einander; denn in diesem Theile des Landes kann Liebe, Eifersucht oder Widerwille nie den Frieden einer Nair-Familie stören. Das bewegliche Besitzthum eines Mannes wird nach seinem Tode gleichmäßig unter die Söhne und Töchter sämmtlicher Schwestern vertheilt. Seine Ländereien verwaltet der älteste Sprößling der Familie, aber jedes Mitglied ist zu einem Antheil des Ertrags berechtigt. Sollte wegen Kränklichkeit oder geistiger Unfähigkeit das älteste männliche Individuum nicht im Stande sein, die Angelegenheiten der Familie zu besorgen, so fällt diese Pflicht dem nächsten im Range nach ihm und in seinem Namen zu“[1]).

Cicero bemerkt, es gebe keine so abgeschmackte Meinung, die nicht an irgend einem Philosophen oder sonst Jemand ihren Vertheidiger finde. Eben so giebt es keinen Gebrauch, wie abentheuerlich und widerlich er auch sein mag, zu dessen Vertheidigung nicht irgend

---

1) Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol. II. p. 411, 412.

ein scharfsinniger Schriftsteller einen hinreichenden Grund entdecken sollte. Demgemäß finden wir die Vielmännerei (Polyandrie) der Nairs, die ein bloser Ueberrest jener barbarischen, unter manchen Nationen des Alterthums herrschenden Sitten ist, von Montesquieu in ein politisches System verwandelt, welches, nach ihm, bestimmt ist, Kraft und Männlichkeit zu erhalten.

„Bei diesem Stamme," sagt er, „kann der Mann blos eine Gattin haben; wogegen dem Weibe erlaubt ist, mehrere Gatten zu besitzen. Der Ursprung dieser Sitte läßt sich leicht auffinden. Die Nairs sind eine edle Rasse und die Krieger der Nation; in Europa werden die Soldaten eben nicht zur Ehe aufgemuntert; in Malabar, wo das Klima größere Nachsicht erheischt, begnügt man sich damit, die Ehe so wenig beschwerlich als möglich zu machen. Man giebt mrhreren Männern ein Weib; was natürlicher Weise die Anhänglichkeit an eine Familie und die Sorgen der Haushaltung mindert und sie im Besitz eines kriegerischen Geistes läßt".

„Wir haben hier," sagt Buchanan, „ein Beispiel von dem unvollkommnen Zustand unsrer Kenntniß hinsichtlich der hindostanischen Casten. Wenn die Nairs die Edeln und die Krieger der Nation sind, so ist Krieg und das Waffenhandwerk nicht die ausschließliche Beschäftigung der Kshatriyas, denn die Nairs sind Sudras"[1]). Derselbe Schriftsteller bemerkt indeß, daß sie, obgleich alle für geborne Soldaten gelten wollen, doch verschiedenen Rangordnungen und Gewerben angehören. Die Sudras haben sich hier, wie wir sehen, eben so wie anderwärts, der Oberherrschaft der „zweimal Gebornen" entzogen, und die höchsten Ehrenstellen und Auszeichnungen erworben. „Bei allen öffentlichen Gelegenheiten," spricht Buchanan, „dienen diese (die Kirit-Nairs) als Köche, was bei den Hindus ein sicheres

---

1) Buchanan, Journey, etc. vol. II. p. 408.

Zeichen steigenden (höheren) Ranges ist; denn Jedermann darf die von einem Individuum höheren Standes zubereiteten Speisen genießen[1]). Forbes, welcher von ungefähr ein Nair-Mädchen, welches sich in einem Tank badete, überraschte, erzählt, daß er, von ihrem hohen Range überzeugt, sich enthalten habe, mit ihr zu sprechen[2]).

Nachdem wir im Vorstehenden die Kette von Umständen und Verhältnissen, welche der Hindu von seiner Kindheit bis zur Mannbarkeit durchläuft, untersucht haben, wollen wir jetzt die Stellung seiner Lebens-Gefährtin betrachten, welche, der allgemeinen Ansicht gemäß, keinesweges für beneidenswerth gelten kann.

Der Leser dürfte wohl zugeben, daß es uns weit weniger Mühe machen würde, die einmal festgestellten Begriffe anzunehmen, und zur Behauptung derselben Citate zu häufen, dergleichen man in allen Compilationen in Menge findet, als diese Begriffe selbst einer genaueren Prüfung zu unterwerfen; denn zu letzterem Behuf bedarf es keiner geringen Arbeit und einer emsigen Nachforschung in den vorzüglichsten Quellen. Da wir jedoch schon längst an der Genauigkeit jener Gemälde gezweifelt haben, welche uns das hindostanische Weib als eine blose Sklavin erscheinen lassen, so wollen wir jetzt dem Leser die Gründe für unsre Zweifel vorlegen, und es ihm selbst überlassen, die bisher festgehaltenen Ansichten über den fraglichen Gegenstand der Annahme einer gemäßigteren Meinung vorzuziehen oder nicht. Indeß darf man nicht zu viel erwarten. Jedenfalls stehen die Hindus, was Civilisirung und Verfeinerung der Sitten anlangt, den gebildeteren europäischen Nationen weit nach; daher denn auch nicht zu verlangen ist, daß sie in dem

---

1) Buchanan, wie oben.

2) Oriental Memoirs, vol. I. p. 380.

Punkte, welcher die Behandlung des weiblichen Geschlechts betrifft, mit uns auf gleicher Stufe stehen. Wir behaupten einzig und allein, daß das Weib in Indien nicht in jenem elenden und verachteten Zustande lebt, in welchen man dasselbe gewöhnlich versenkt glaubt.

Unsers Bedünkens legt Mr. Mill hinsichtlich dieser Frage zu viel Gewicht auf das Zeugniß der Institutionen Menu's[1]). Sollten diese Gesetze jemals genau befolgt worden sein, woran zu zweifeln, wie bereits gezeigt worden, Grund genug vorhanden ist, so ergab sich jedoch bei vorschreitender Gesittung gewiß sehr bald, daß sie mit der Wohlfahrt des gesellschaftlichen Lebens durchaus unverträglich waren, und man ließ sie dem gemäß, ohne förmliche Abschaffung, nach und nach in Vergessenheit gerathen.

„Die hindostanischen Gelehrten," sagt Sir William Jones, „sind insgesammt darüber einverstanden, daß manche von Menu, ihrem ältesten und geachtetsten Gesetzgeber eingeschärften Verordnungen sich blos auf die drei ersten Zeitalter der Welt beschränkt, und gegenwärtig keine Kraft mehr haben, daß wenigstens einige davon völlig veraltet sind"[2]). Allein wahrscheinlich sind mehr als einige wenige veraltet und unanwendbar geworden, die hauptsächlichsten aber, welche bei den Brahminen selbst als solche gelten, betreffen auf die eine oder andere Weise den Zustand des schönen Geschlechts.

Der Abbé Dubois, auf dessen Zeugniß man sich im Betracht der vorliegenden Frage, häufig gestützt hat, bemerkt Folgendes: —

„Was ich hinsichtlich der Brahmanaris, oder Frauen der Brahminen, zu berichten habe, ist auch auf die übri-

---

1) History of British India, vol. I. p. 388, 389.

2) General Note on the Institutes of Menu, Works, vol. VIII. p. 152. Hougthon's edition of Menu, vol. II. p. 428.

gen Klassen des schönen Geschlechts anwendbar. Indeß läßt sich überhaupt nur wenig über die hindostanischen Frauen sagen, woran die Geringschätzung, mit der man auf sie herabsieht, Schuld ist. Stets behandelt, als wären sie blos zum Vergnügen, oder zur Bedienung der Männer geschaffen, gelten sie für unfähig, sich irgend einen Grad der geistigen Eigenschaften zu erwerben, der ihnen einen höheren Standpunkt in der Gesellschaft anweisen könnte, indem sie dann auf die Angelegenheiten des Lebens einen größeren Einfluß üben würden.

Allein sie stehen in so geringer Achtung, daß, wenn ein Mann etwas Tadelnswürdiges gethan, man sprichwörtlich zu sagen pflegt, er habe im Geiste eines Weibes gehandelt. Das Weib hingegen führt als Entschuldigung für jedes Vergehen die natürliche Mangelhaftigkeit ihres Geschlechts an"[1]).

Das Sonderbarste bei der Sache ist, daß die hindostanischen Frauen, in Folge einer seltsamen Verkehrtheit des Geschmacks oder, wie der Abbè behauptet, aus Gewohnheit jedenfalls eine leidenschaftliche Vorliebe für schlechte Behandlung eingesogen haben und ein inniges und zartes Benehmen gegen ihre Person mit Verachtung zurückweisen. „Sie würden," versichert er, „ihre Gatten verachten, wenn diese sie mit gefälliger Vertraulichkeit behandeln wollten. Ich habe eine Frau auf ihren Gatten zürnen sehen, weil er auf eine vertrauliche Weise mit ihr gesprochen hatte. „Sein Betragen," sagte sie, „erfüllt mich mit Scham, und ich darf nicht länger mein Gesicht zeigen. Ein solches Betragen ist bei uns noch nie vorgekommen. Ist er ein Paranguay (ein Franke) geworden, und hält er mich für ein Weib von dieser Kaste?"[2]).

---

1) Description, etc.

2) Description, etc. p. 219.

Bischof Heber dagegen vernahm von sehr competenten Richtern einen ganz anders lautenden Bericht, da wo er seine Unterhaltung mit Mr. Warner, Magistrat des Farriedipur-Distrikts schildert; dieser sprach zimlich günstig von dem allgemeinen Charakter des Volkes, welches, seiner Ansicht gemäß, sehr leutselig, zur Heiterkeit geneigt und betriebsam ist. Jene bedeutenden Verbrechen, (Verführung, Ehebruch) sind zwar häufiger, als in Europa, aber doch gewiß nicht allgemein. Er hatte zufolge besonderer Umstände, auch die Lebensweise der ärmeren Hindu-Familien kennen gelernt und einen günstigern Begriff von ihren häuslichen Sitten und Glück erlangt. Da in den Hütten der Armen die Weiber nicht getrennt von den Männern leben, so sitzen beide Geschlechter in traulicher Unterhaltung um ihre Abendlampe herum, und beschäftigen sich entweder mit Weben, Spinnen, Kochen oder mit einer Art von Domino-Spiel. Er sagt, es sei unwahr, daß die Weiber, wenigstens in diesem Theile des Landes, nichts vom Nähen, Spinnen oder Sticken verstünden, in so fern, während der Handel im Dekkan geblüht, die Stickerei in den Muslinen von dorther sehr oft das Werk weiblicher Hände gewesen[1]).

Allein wenn auch die Hindus ihre Weiber grob oder mit Gleichgültigkeit behandeln, oder im Allgemeinen Verachtung gegen das Geschlecht hegen, so suchen sie doch ihr Benehmen gegen dasselbe sorgfältig zu verbergen; denn trotz aller Verachtung scheint eine Herabwürdigung der Frauen dem Rufe des Mannes sehr nachtheilig zu sein; „in so fern man," sagt der Abbé, „das schöne Geschlecht öffentlich mit der höchsten Ehrerbietung behandelt".

„Verheirathete Weiber," sagt Menu, „müssen von ihren Vätern und Brüdern, von ihren Gatten und von den Brüdern ihrer Gatten, wofern diese nach Glück und

1) Narrative, etc. vol. I. p. 217, 218.

Wohlfahrt streben, geehrt und geschmückt werden. Wo die Weiber geehrt werden, da zeigen die Götter ihr Wohlgefallen, aber da, wo sie verachtet werden, bleiben alle religiösen Handlungen fruchtlos.

Wo weibliche Angehörige elend gemacht werden, geht die Familie dessen, der sie elend macht, sehr bald völlig zu Grunde, aber da, wo sie nicht unglücklich sind, nimmt die Familie stets zu. Jedes Haus, gegen welches die Weiber einer Familie, weil sie nicht gehörig geehrt werden, eine Verwünschung aussprechen, geht nebst allem, was dazu gehört, völlig zu Grunde, als würde es durch ein Opfer für den Tod eines Feindes zerstört. Männer also, die nach Reichthum trachten, mögen ihre Weiber bei Festen und Lustbarkeiten stets mit Geschmeide, Kleidung und Nahrung versorgen. In jeder Familie, wo der Gatte mit seiner Gattin, und die Gattin mit ihrem Gatten zufrieden ist, wird das Glück und der Wohlstand von Dauer sein"[1]).

Wie sich auch die Gebräuche der Hindus gegenwärtig gestaltet haben mögen, so war es, wie wir lernen, zur Zeit der Compilation der Gesetze Menus, üblich, daß Gatte und Gattin, wenigstens bei gewissen Gelegenheiten mit einander speisten. Nachdem der Gesetzgeber Vorschriften, die Gastfreundschaft betreffend, wovon wir später handeln werden, ertheilt hat, bemerkt er Nachstehendes: — Andern, z. B. vertrauten Freunden, und den übrigen, zuvor namhaft gemachten, die mit Liebe und Zuneigung unter sein Dach kommen, lasse er zu derselben Zeit, wo er und sein Weib speisen, ein Mahl, so reichlich, als es in seinen Kräften steht, vorsetzen"[2])

Auch die folgenden Texte, wiewohl die Ausdrücke roh und unhöflich klingen mögen, scheinem im Geiste

---

1) Institutes, etc. chap. III. ver. 55 — 60.

2) Chap. III. ver. 113.

wahrer Menschlichkeit und Liebe gegen das weibliche Geschlecht abgefaßt zu sein. Dieselben schließen mit einer andern Anspielung auf die damals übliche Sitte, zufolge welcher nämlich Gatte und Gattin mit einander speisten: —

„Einer Braut, einem Mädchen, kranken und schwangeren Weibern lasse er unverzüglich, noch vor seinen Gästen, Nahrung reichen. Der Thörichte, welcher sein Gericht verzehrt, ehe er die eben aufgezählten Personen mit Speise und Trank versorgt hat, weiß nicht, indem er sich vollpfropft, daß er selbst nach seinem Tode Kettenhunden und Geiern zur Nahrung dienen wird. Nach dem Mahle des Brahminen, der bei ihm als Gast eingesprochen hat, so wie seiner Verwandten und Hausleute, mag das Ehepaar dasjenige genießen, was noch unberührt geblieben ist"[1]).

Sorgfältig darauf bedacht, jede Gelegenheit zu häuslichem Zwist zu unterdrücken, bemerkt der Gesetzgeber weiterhin: — „Er zanke nicht mit Vater und Mutter, weder mit seiner Schwägerin noch mit seinem Bruder, weder mit seiner Tochter noch mit senen Dienstboten. Kinder, alte Männer, arme, abhängige und kranke Leute müssen als Regierer (rulers) des reinen Aethers betrachtet werden; der ältere Bruder gilt dem Vater gleich; Weib und Sohn halte er wie seinen eignen Leib. Seine Dienerschaft sei ihm gleich seinem Schatten; seine Tochter betrachte er als den höchsten Gegenstand seiner Zärtlichkeit; er ertrage daher, ist er von einem der namhaft gemachten Personen beleidigt worden, die Beleidigung ohne Zorn"[2]).

Der Gesetzgeber kommt nachmals auf die Weiber insbesondere zu sprechen, und bemerkt unter andern: — „Der Mund eines Weibes ist beständig rein". Er ent-

---

1) Chap. III. ver. 114 — 116.

2) Institutes of Menu, chap. III. ver. 114 — 116.

scheidet allerdings, daß kein Weib, weß Alters oder Ranges es auch sei, „nach seinem blosen Gutdünken" handeln dürfe"[1]); allein er betrachtet es hier blos als ein Mitglied der Familie, als eine Person, umgeben von andern, die eben so gut, wie diese, ihre Rechte hat; mit einem Wort, als eine Staatsbürgerin der häuslichen Republik, die unter keinerlei Umständen, auf sich allein Rücksicht nehmen darf, sondern bei Allem, was sie thut, das Wohl derjenigen, mit denen sie ihr Leben zubringt, und deren Glück oder Elend in hohem Grade von ihrer Handlungsweise abhängt, stets im Auge haben muß.

Hinsichtlich des Zustandes von Unterwürfigkeit[2]), wozu die Hindostanerinnen verurtheilt sein sollen, brauchen wir nur wenig zu sagen. Das Weib hängt überall vom Manne ab und ist ursprünglich von ihm abhängig gewesen: „Sein Wunsch," sagt die Schrift, „sei der Deines Gatten, und er soll Dein Herr sein". Allein gerade auf diesem Umstande beruht die Herrschaft der Frau über das Herz und mithin ihre Glückseligkeit. Man entferne sie von diesem Standpunkte, verwandle sie in eine Art von Mann und man zerstört in demselben Verhältniß ihre Macht, die sie als Weib hat, um ihr dafür etwas nicht halb so Wünschenswerthes zu geben, etwas, das sich nicht einmal mit den staatsgesellschaftlichen Verhältnissen verträgt.

Verlassen wir jetzt Menu's Institutionen, aus denen man, wie so eben gezeigt worden, eine unvollkommene Ansicht entlehnt hat, und kommen wir auf das Benehmen der heutigen Hindus gegen ihre Weiber zu sprechen; Ein Schriftsteller von Glaubwürdigkeit[3]) ver-

---

1) Chap. IV. ver. 180, 184, 185.

2) Chap. V. ver. 147 — 169.

sichert uns, daß der Rajpute in keinem Stücke so sehr den alten germanischen und scandinavischen Stämmen gleiche, als in seiner zarten Behand'ung des weiblichen Geschlechts. Die alten Deutschen pflegten, wie wir aus dem Tacitus lernen, in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit ihre Weiber um Rath zu fragen, deren Ansichten oder Aussprüchen sie in der Regel großen Werth beilegten. Die kriegerischen Stämme Indiens machen es eben so. So bemerkt Oberst Tod da, wo er von dem Feudal-System (wie er es zu nennen beliebt) von Mewar spricht, „Oft finden bei Lebzeiten des Vasallen, wenn er keine Aussicht auf einen Leibeserben hat, Adoptionen statt. Der Häuptling und seine Gattin berahten sich über die Sache zunächst insgeheim, hierauf machen sie den kleinen Ausschuß (Versammlung des Lehens) damit bekannt — und vereinigen sich Verwandtschaft und Verdienst, so wird ohne Weiteres der Fürst selbst um Genehmigung ihrer Wünsche angegangen, welcher gewöhnlich einwilligt. Bei plötzlichen Todesfällen hat die Wittwe das Privilegium, in Verbindung mit denen, welche Theil an dem Lehen haben, einen Nachfolger zu ernennen, jedoch geschieht dies selten, da fast immer im Voraus für dergleichen Fälle gesorgt wird, fast immer ist ein präsumtiver Erbe selbst für die kleinste Unterlehnsherrschaft dieser Staaten vorhanden. Die Gattin des Verstorbenen führt die Aufsicht über den adoptirten Erben während dessen Minderjährigkeit. Das Oberhaupt von Deoguih, einer von den sechszehn Omras von Mewar, verschied ohne Leibeserben.

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 76. An einer andern Stelle bemerkt derselbe Verfasser: — „Wenn Ehrerbietigkeit und Achtung gegen das schöne Geschlecht als ein Criterium von Civilisirung gelten, so nimmt der Rajpute eine hohe Stufe ein. Seine Empfindlichkeit ist sehr groß, und fängt bei der geringsten Beleidigung des weiblichen Zartgefühls Feuer, auch vergiebt er eine solche nie." p. 276.

Digitized by Google

Auf seinem Sterbebette empfahl er seiner Gattin und den versammelten Edeln Nahar Sing zur Adoption"[1]).

Wenn man den Charakter und die Sitten einer Nation genau kennen lernen will, so ist es keineswegs hinreichend, den Geist ihrer Gesetze oder die Maximen ihrer Moralisten zu ergründen, sondern man muß ihr wirkliches Thun und Treiben, ihre wirkliche Lebensweise erforschen. In letzteren nun finden wie bei den Hindus durchaus keine Spur von jener tiefen Verachtung des weiblichen Geschlechts von jener Unzartheit oder jenem Mangel an Liebe gegen dasselbe, deren sie häufig beschuldigt worden sind und noch beschuldigt werden.

Diejenigen, welche nur einigermaßen in der Geschichte Indiens bewandert sind, müssen auf manches Beispiel von liebreichen Gesinnungen und Zartgefühl gegen das schöne Geschlecht gestoßen sein, die gerade das Gegentheil von jenen Anschuldigungen beweisen.

Ein merkwürdiger Fall von ächt ritterlicher Aufopferung der Rajputen für den Gegenstand ihrer Liebe ereignete sich während der Belagerung von Cheetore im dreizehnten Jahrhundert.

„Bheemsi war der Onkel des jungen Fürsten und Beschützer des Reichs während jener Minderjährigkeit. Er hatte die Tochter Hamir Sank's von Ceylon zur Gattin, die Quelle zahlloser Leiden für die Sesodias. Ihr Name war Pudmani, ein Titel blos für die schönsten bestimmt, und in Sagen und Bardengesängen mit dem Kranze des Ruhms der Nachwelt überliefert. Ihre Schönheit, ihre trefflichen Eigenschaften, ihr hoher Rang und ihr Tod, nebst andern zufälligen Umständen bilden den Inhalt einer der volksthümlichsten Legenden von Rajwarra. Der hindostanische Barde erkennt die Schöne, in Vorzug vor Ruhm und Eroberungssucht, als den Beweggrund zu Ala-ud-din's

---

1) Annals of Rajast'han, p. 190, 191.

Angriff, — denn dieser Fürst beschränkte seine Forderungen, allerdings nach einer langen und fruchtlosen Belagerung, — auf den Besitz Pudmani's. Zuletzt wollte er sich sogar mit dem blosen Anblick dieser außerordentlichen Schönheit begnügen, und ließ sich den Vorschlag gefallen, sie blos im Spiegel zu sehen. Den Versicherungen des Rajputen trauend, betrat er mit einem geringen Gefolge Cheetore und zog nach Befriedigung seines Wunsches wieder ab. Der Rajpute, welchen es kränkte, sich im Vertrauen überboten zu sehen, begleitete den König bis an die Mauer seiner Burg, unter manchen höflichen Entschuldigungen für die ihm verursachte Mühe und Störung von Seiten seines Gastes. Allein dies war gerade der Grund, weshalb Ala=ud=din, überzeugt von der Zuverlässigkeit keit und unverbrüchlichen Treue des Hindostaners, seine eigne Sicherheit gefährtet. Unweit seiner Feste hatte er einen Hinterhalt in Bereitschaft; Bheemsi wurde von den Auflaurern ergriffen, in das Tatarenlager geschleppt, und die Auslieferung Pudmani's zur Bedingung seiner Freiheit gemacht.

„Verzweiflung herrschte in Cheetore, als die Nachricht von diesem Unfall daselbst eingetroffen war, und man berathschlagte sogleich, ob man Pudmani gleichsam zum Lösegeld ihres Beschützers machen sollte. Man setzte sie davon in Kenntniß; sie willigte ein. Nachdem sie sich gehöriger Maßen gegen Entehrung sicher gestellt, theilte sie sich zwei Vornehmen von ihrer Verwandtschaft, eingebornen Ceylonern, mit, nämlich ihrem Onkel Gorah und dessen Vetter Badul; diese ersannen einen Plan zur Befreiung ihres Fürsten, ohne das Leben und den Ruf der Schönen aufs Spiel zu setzen. Man ließ Ala=ud=din melden, daß an dem nämlichen Tage, wo er seine Verschanzungen verlassen würde, Pudmani ihm zugesendet werden solle, jedoch auf eine Weise, die sich sowohl für ihren als seinen hohen Rang gezieme, nämlich von ihren Frauen und Kammermädchen umgeben; und

zwar nicht blos von denjenigen welche bestimmt wären, sie nach Delhi zu begleiten, sondern außerdem auch von mehreren anderen, die ihr dieses letzte Zeichen ihrer Ehrerbietung zu geben wünschten. Zugleich wurden strenge Befehle zur Verhinderung von Neugierde und zur Sicherung weiblicher Würde und Abgeschlossenheit erlassen. Nicht weniger als siebenhundert bedeckte Sänften zogen dem königlichen Lager zu; jede barg einen der tapfersten Vertheidiger von Cheetore, und jede wurde von sechs bewaffneten, als Sänften-Träger verkleideten Soldaten getragen. Sie erreichten das Lager. Die königlichen Zelte waren mit Kanats (Zeug-Wänden) umgeben. Die Sänften wurden nieder gesetzt, und eine halbe Stunde wurde dem hindostanischen Fürsten zu einer letzten Unterredung mit seiner Braut vergönnt. Die Cheetorer hoben ihren Fürsten in eine Sänfte und kehrten mit ihm zurück, während die Mehrzahl (die vermeintlichen Mädchen) dablieben, um die Schöne nach Delhi zu begleiten. Allein es lag keineswegs in Ala-ud-din's Plan Bheemsi's Rückkehr zu erlauben, auch wandelte ihn bereits Eifersucht wegen des langen Zwiegesprächs zwischen dem Rajputen und Pudmani an, als plötzlich, statt dieser, gut bewaffnete Krieger aus den Sänften hervorbrachen; allein Ala-ud-din war zu gut geschützt. Es wurde Befehl zur Verfolgung ertheilt; die, welche den Rückzug deckten, fielen sämmtlich. Für Bheemsi stand ein schnelles Roß bereit, dieses bestieg er und erreichte wohlbehalten die Feste, vor deren Mauern Ala-ud-din's Kriegerschaar postirt war; die Tapfersten von Cheetore's Helden begegneten dem Angriff, mit Gorah und Badul an ihrer Spitze und von den edelsten Gesinnungen beseelt, die Befreiung ihres Fürsten und die Ehre ihrer Königin im Auge, weiheten sie sich dem Tode. Nur wenige von Mewar's Blühte überlebten den Kampf. Eine Zeitlang mußte Ala-ud-din auf seinen Plan verzichten, das Blutbad, welches sie in seinen Reihen angerichtet,

im Verein mit der Furcht vor ihrem entschloßnen Widerstande, zwang ihn, von dem Unternehmen abzustehen[1]).

Aufopferungen dieser Art verrathen gewiß keine Verachtung. Ueberdies herrscht eine Festlichkeit in Rajast'han, das Fest des Armbandes genannt, welche in ihrem Wesen einigen von den edleren Gebräuchen des europäischen Ritterthums gleicht.

„Das Fest des Armbandes fällt in den Frühling, und was auch immer sein Ursprung gewesen sein mag, so ist es eines von den wenigen, wo ein galanter Verkehr der zartesten Art zwischen dem schönen Geschlecht und der ritterlichen Jugend von Rajast'han statt findet. Wenn auch das Armband von Mädchen übersendet wird, so geschieht dies doch blos in Fällen dringender Gefahr. Die Schöne ertheilt mit dem Rakhi (Armband) den Titel eines adoptirten Bruders; und wenn gleich die Annahme desselben ihr allen Schutz von Seiten des Cavalier servente (dienenden Ritters) zusichert, so verknüpfen doch selbst Neid und böser Leumund nie ein anderes Band mit dieser Verpflichtung; der so erkohrne Beschützer mag sein Leben für die Dame wagen und doch nie ein Lächeln zur Belohnung erhalten, denn er kann ja die, welche ihn durch Erwählung an Bruders statt zugleich zu ihrem Vertheidiger gemacht hat, nicht einmal sehen.

Allein es liegt ein Zauber in dem Geheimniß einer solchen Verbindung, die nur durch nähere Beobachtung gefährtet wird, und der seiner Dame treu ergebne Ritter mag allerdings auf die öffentliche Anerkennung, daß er der Rakhi-Bund Bhae, der durch das Armband gebundne Bruder, einer Prinzessin sei, keinen geringen Werth legen. Der Geld-Werth eines solchen Unterpfandes (des Armbandes) kommt nie in Betracht, es braucht keineswegs kostbar zu sein, wiewohl es sich nach den Mitteln und dem Range der Geberin richtet, es kann aus Seide

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 262—264.

Flinkern oder goldnen Ketten und Edelsteinen bestehen. Die Annahme des Pfandes und seine Erwiederung geschieht durch Uebersendung des Katchli oder Corset's von einfacher Seide oder Taffet, oder von Goldbrocat und Perlen. In Form oder Anwendung findet man nichts Aehnliches in Europa; insofern er einen sehr zart gebauten Theil der Schönen schützt, eignet er sich vorzüglich zum Sinnbild der Ergebenheit. Eine ganze Provinz hat oft den Katchli begleitet, und Indiens Monarch fand einen solchen Wohlgefallen an dieser zarten Sitte der Rajputen, daß er, als ihn die Fürstin Kurnavati durch Uebersendung des Armbandes zu ihrem Bruder und hierdurch zugleich zum Onkel und Beschützer ihres Kindes Doby Sing erkohr, sich ihrem Dienste weihete, selbst wenn die Forderung den festen Platz Rint'humbor betreffen sollte." Humaioon erwies sich als einen treuen Ritter und verließ sogar seine Eroberungen in Bengalen, als er aufgefordert wurde, sein Versprechen zu lösen und Cheetore so wie den Wittwen und unmündigen Söhnen Sanga Rana's beizustehen"[1]).

Wie könnten als Beweise für den geachteten Stand des schönen Geschlechts bei den kriegerischen Stämmen von Nord-Indien Anekdoten auf Anekdoten häufen. Nichts kann wohl mehr von Sclaverei entfernt sein, als seine Stellung, nichts unverträglicher mit einem sclavischen Charakter als sein Benehmen und Wesen.

Als Aurungzebe, im übermüthigen Gefühl seiner Macht und im Vertrauen auf den erblichenen Glanz des rajputischen Fürsten, die Hand einer Prinzessin von Mewar forderte, und weil er Zurückweisung für unmöglich hielt, eine Schutzwache von zweitausend Reitern sendete, welche die Schöne nach seinem Hofe geleiten sollten, schlug die stolze Rajputin, entweder beleidigt durch seine Hast oder erfreut über die Tapferkeit des Rana, der seine

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 312, 313.

Ergebenheit und Ehrerbietung gegen das schöne Geschlecht durch einen Zweikampf mit dem Oberhaupte ihres Hauses erwiesen, voller Unwillen die angetragne Verbindung aus, und, gerechtfertigt durch manches frühere glänzende Beispiel in der romantischen Geschichte ihrer Nation, vertraute sie ihre Sache dem Arm des Vornehmsten der rajputischen Rasse, sich ihm selbst als Belohnung für seinen Schutz anbietend. Der Familien-Priester (ihr Lehrer) achtete sich geehrt, der Ueberbringer ihrer Wünsche zu sein, und das Billet, welches er übergab, ist den Annalen von Mewar einverleibt." Soll der Schwan der Lebensgefährte des Storchs sein; eine Rajputin, von reinem Blut, das Weib eines affenköpfigen Barbaren?" die Schluß-Zeilen droheten mit Selbstmord, wofern sie nicht gegen Schande und Entehrung gesichert würde. Diese Aufforderung nebst andern Beweggründen wurde von dem Rana, als ein trifftiger Vorwand, eifrig ergriffen, um die Eröffnung eines Feldzuges zu verherrlichen, in welchem er entschlossen war, zur Vertheidigung seines Vaterlandes und seines Glaubens Alles auf's Spiel zu setzen"[1]).

Eine andre Begebenheit, welche, so traurig sie auch lautet, doch für das Gewicht zeigt, welches die Rajputen auf Erhaltung weiblicher Ehre legen, erklärt zu gleicher Zeit den herabgewürdigten Zustand, in welchen die Fürsten von Rajast'han, in diesen „entarteten Tagen" versunken sind. Einige Jahrhunderte früher würden die Betheiligten unter gleichen Umständen lieber ihr Herzblut auf dem Schlachtfelde vergossen, als die Schande der That auf sich geladen haben.

„Kishna Komari Bae, die jungfräuliche Prinzessin Kishna, stand in ihrem sechszehnten Jahre; ihre Mutter stammte von den Echawura-Geschlecht, den alten Königen von Anhulwara. Entsprossen aus Hind's edelstem Blute, vereinte sie Schönheit des Gesichts und

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 378.

Körpers mit gefälligem einnehmenden Wesen und wurde mit Recht als die Blüthe von Rajast'han gepriesen. „Der räuberische und blutdürstige, mit Schmach beladne Pat'han, Nawab Ameer Khan, erschien in Udipur, wo sich ihm der geschmeidige und verschmitzte Ajit zugestellte. Er war leutselig in seinem Benehmen, fern von Prahlsucht, nicht geldgierig, aber lüstern nach Macht; Religion, der er mit dem Eifer eines Asceticers anhing, war, wenn sie ihm nicht als Deckmantel diente, wenigstens seinem unermeßilchen Ehrgeiz kein Hinderniß, dessen Befriedigung er Alles, nur sich selbst nicht, zum Opfer brachte. Der Pat'han eröffnete seine Absicht, daß die Prinzessin entweder Raja Maun die Hand als Gattin reichen oder durch ihren Tod den Frieden von Rajwarra besiegeln müsse; was der Rana auch dagegen einwenden mochte, man ließ ihm keine andere Wahl übrig, als entweder sein geliebtes Kind dem Fürsten von Rhatore zu überantworten, oder Zeuge der Wirkungen einer noch größeren Schmach in Folge der Rache des Pat'han und der Erstürmung seines Palastes durch dessen freche Anhänger zu sein, daher erließ er den Befehl zu Kishna Komari's Tode.

„Allein die Vollstreckung des entsetzlichen Befehls sollte durch Weiber geschehn — Männer-Hände verweigerten den Dienst. Der Harem eines orientalischen Fürsten schließt eine kleine Welt in sich; er ist ein Labyrinth, enthaltend die Fäden, wodurch die Marionetten, welche das Menschengeschlecht beunruhigen, in Bewegung gesetzt werden. Hier hat die Intrigue ihren Thron aufgeschlagen, und von hier verbreitet sich ihr Einfluß auf die Welt, die stets in Verlegenheit ist, wo sie die Ursachen für die Wirkungen suchen soll. Maharaja Dowlut Sing, dessen vierter Ahne der Stammvater des Rana war, wurde zuerst angegangen, die Ehre von Udipur zu retten, aber wie von Schreck betäubt, rief er aus, verwünscht sei die Zunge, welche dies befiehlt, Staub auf

meine Verwandtschaft, wenn sie dadurch erhalten werden soll!

„Der Maharaja Jowandas, ein natürlicher Bruder, war der zweite, an den man sich wendete; die furchtbare Nothwendigkeit wurde ihm vorgestellt, es wurde vorgeschützt, daß keine gemeine Hand zu der in Rede stehenden That bewaffnet werden könne. Er nahm den Dolch, — allein als Kishna in jugendlicher Frische und Lieblichkeit vor ihm erschien, entfiel der Mordstahl seiner Hand, und er kehrte zurück, leidender und trauriger als das Schlacht-Opfer. Als das entsetzliche Vorhaben dergestalt enthüllt worden, erscholl im Palaste das Jammergeschrei der wie von Wahnsinn ergriffnen Mutter, die bald um Erbarmen flehte, bald die Mörder ihres Kindes verwünschte, das sich allein auf sein Schicksal gefaßt zeigte. Der Tod war nur verschoben, nicht abgewendet. Um uns der Phrase des Erzählers zu bedienen, „sie war vom Stahle befreit, und der Becher wurde vorbereitet,“ und zwar von weiblichen Händen. Als die Ueberbringerin ihn der Prinzessin im Namen ihres Vaters darreichte, verbeugte sich diese, und leerte ihn unter einem Gebet für sein Leben und seine Wohlfahrt. Die fast wahnwitzige Mutter häufte Verwünschungen auf sein Haupt, während das liebliche Schlachtopfer, das keine Thräne vergoß, sie mit folgenden Worten zu trösten suchte: — „Warum meine Mutter wollet ihr doch trauern wegen dieser Abkürzung der Lebenssorgen? ich fürchte den Tod nicht! bin ich nicht eure Tochter, warum soll ich mich zu sterben fürchten? Wir sind von unsrer Geburt an zu Opfern ausersehn, wir haben die Welt kaum betreten, so müssen wir sie wieder verlassen, ich muß meinem Vater danken, daß ich so lange gelebt habe. So sprach sie, bis sie den Ekel erregenden Trank, der sich nicht mit ihrem Blute vermengen wollte, wieder von sich gab. Es wurde ihr ein andrer Becher bereitet, sie nahm ihn, allein das Gift wurde abermals ausgeworfen; dessen unge-

achtet, gleichsam als wolle man die Grenzen menschlicher Kraft erforschen, wurde ihr ein dritter Becher gereicht, und auch das dritte Mal versagte die Natur dem schmähligen Vorhaben ihren Dienst. Es schien, als sei der Zauber, welcher, der Sage nach, das Leben des Gründers ihres Geschlechts beschützte, auf die jungfräuliche Kishna übergeerbt. Allein die Bluthunde, der Pat'han und Ajit, waren ungeduldig, ihr Schlachtopfer auf die Seite geschafft zu wissen, und Grausamkeit, gleichsam durch ihre Niederlagen erstarkt, machte einen andern und — wirksamen — Versuch. Ein kräftiges Opiat wurde der Unglücklichen überreicht — der Kasoomba-Trank; sie empfing ihn mit lächelnder Miene, wünschte die Scene vorüber und leerte den Giftbecher. Die Barbaren sahen ihre Wünsche bald erfüllt, Kishna versank in tiefen Schlaf, aus dem sie nie wieder erwachte" [1]).

Es wird gesagt, daß das schöne Geschlecht der höhern Stände im allgemeinen ein weit einsameres und abgeschiedneres Leben führe, als Frauen von einem entsprechenden Range in Europa. Und dies ist allerdings als eine Beeinträchtigung des gesellschaftlichen Lebens zu betrachten, wiewohl die hindostanischen Damen selbst es nicht dafür anzusehen scheinen. Allein diese Zurückgezogenheit schmälert keineswegs ihren Einfluß über diejenigen, auf welche ein tugendhaftes Weib allein Einfluß zu üben wünschen darf. „Gleich der Kraft des Magnets," sagt Oberst Tod, „ist ihre Wirksamkeit zwar latent, (verborgen) aber gewiß. Um ihr ungesehenes Beifallslächeln zu gewinnen, kämpft und blutet der hindostanische Krieger; denn in dem Harem ist kein Winkel, wohin der Ruhm eines männlichen Charakters und tapfrer Thaten nicht dränge, die Barden, ähnlich den Troubadours, des Mittelalters und den Aodois (Sängern) der alten Griechen, finden überall Zutritt, in dem Palast eben so gut als in

1) Annals of Rejast'han, vol. I. p. 463—466.

der Hütte, und die Jugend ihres Landes, in den feurigen Barden-Gesängen mit allen Zierden der Dichtkunst geschmückt, wird der glühenden Einbildungskraft des schönen Geschlechts in einem Lichte geschildert, welches im höchsten Grade geeignet ist, dasselbe mit Bewunderung und Liebe für den Gepriesnen zu erfüllen."

Anstatt das weibliche Geschlecht verächtlich zu behandeln, zieht der Rajpute dasselbe bei jeder Gelegenheit zu Rathe, schöpft aus der gewöhnlichen Handlungsweise der Schönen das Omen eines glücklichen Erfolgs und fügt zu ihrem Namen das Beiwort Devi, das ist, Göttin.

„Der oberflächliche Beobachter," bemerkt Oberst Tod, „der seinen eignen Maßstab den Sitten und Gebräuchen aller Nationen anlegt, beklagt mit affectirter Philanthropie den herabgewürdigten Zustand des hindostanischen Frauenzimmers, wiewohl er bei genauer Untersuchung finden würde, daß dieses seine Gefühle keineswegs theilt. Er beklagt vorzüglich dessen Mangel an Freiheit und nennt ihre Abgeschlossenheit Gefangenschaft. „Aber," fügt er hinzu, „nach dem, was ich von der Freiheit, der Achtung und der Wohlfahrt weiß, deren rajputische Frauen genießen, bin ich keineswegs geneigt, ihre Lage zu bedauern und mit Einkerkerung zu vergleichen" [1]).

Auf der andern Seite aber sucht er keineswegs diesen Theil rajputischer Disciplin in Schutz zu nehmen, sondern erklärt ihn für unnöthig, und so weit als sich seine Wirksamkeit erstreckt, nebst allen andern Beschränkungen, sowohl der öffentlichen als häuslichen Tugend für nachtheilig.

Die rajputischen Damen, obwohl geachtet und glücklich, sind nach ihrer Verheirathung keineswegs aller Sorgen hinsichtlich der Angelegenheiten ihrer Gatten überhoben, auch gereicht es ihnen keineswegs zur Unehre, wenn sie ihre schönen Hände an nützliche Werke legen. Gleich

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 609, 610.

den Prinzessinnen der heroischen und patriarchalischen Zeiten sind sie in der That nützliche Glieder der Familien, welchen sie angehören, und wenn sie nicht weben, wie Penelope, oder wie Nausicaa ihren Zofen die Wäsche besorgen helfen, so finden sie doch stets Gelegenheit zu nützlicher Beschäftigung. Dann und wann haben sie indeß, wenn sie mit Männern von einem dem ihrigen etwas untergeordneten Range verheirathet waren, eine Neigung verrathen, ihre hohe Geburt zum Vorwand für ihre Abweichung von den Sitten ihres Landes zu brauchen. Diese Erfahrung machte z. B. der Häuptling von Sadri, ein berühmter rajputischer Krieger, welcher die Hand der Prinzessin von Mewar erhalten. „Auf sein höfliches Gesuch:" — Ranawut-ji, fülle mir einen Becher mit Wasser, erhielt er eine abschlägliche Antwort, mit der Bemerkung, daß „die Tochter von hundert Königen niemals die Mundschenkin des Oberhauptes von Sadri werden würde," „ganz wohl," erwiederte der einfache gerade Krieger, „so kehre in deines Vaters Haus zurück, wenn du in dem meinigen nichts nützen kannst." Ein Botschafter wurde sogleich an den Hof gesendet, und die Sache daselbst mit jeder Uebertreibung bekannt gemacht. Die Schöne selbst folgte ihrem Abgesandten auf dem Fuße. Bald darauf wurde der Sadri aufgefordert, vor seinem König in der Hauptstadt zu erscheinen. Er gehorsamte und kam noch zur rechten Zeit, seine Erklärung zu geben, gerade als der Rana im Begriff war, die Sache in voller Hof-Versammlung zur Sprache zu bringen, wie gewöhnlich, nahm der Sadri-Chef zur Rechten seines Königs Platz, und als der Hof wieder aufbrach, trat der künftige Erbe von Mewar an den Saum des Teppichs und hielt den Chef die Pantoffeln. Dieser, durch ein solches Zeichen von Achtung ganz überrascht, stammelte einige Worte wegen zu großer Ehre, die ihm zu Theil werde, über seine Unwürdigkeit, u. s. w., worauf der Rana erwiederte, „als meinem Schwieger-Sohn,

kann dir keine zu große Auszeichnung wiederfahren: führe dein Weib nach Hause, sie wird dir niemals wieder einen Becher Wasser versagen."

In allen Landen müssen dramatische Dichtungen (Schauspiele), wofern sie erträglich gefunden werden sollen, dem Zuschauer Leben und Sitten genau so darstellen, daß er die Originale, wovon sie entlehnt sind, vollkommen wieder erkennen kann. Die Schauspiele der Hindus können als Gemälde der Sitten und Gebräuche dieser Nation gelten; und unterstützen, so weit sie bekannt sind, vollkommen die von mir aufgestellte Ansicht von den gesellschaftlichen Verhältnissen Indiens.

Nach dem gelehrten und trefflichen Uebersetzer des hindostanischen Theaters [2]) sind die Charaktere sowohl der darin auftretenden Helden als Heldinnen mit der größten Genauigkeit und Rücksicht auf Wahrscheinlichkiit gezeichnet. Aus ihnen läßt sich mithin ersehen, in wie weit Hindostans Damenwelt vor dem Einfall der Mohamedaner mit der allgemeinen Gesellschaft (dem großen Publikum) verkehrte.

Abgesehen von den mythologischen Personen, die eine vorragende Figur in verschiednen Stücken spielen, finden wir in dem Drama der Hindostaner die Frauen heiliger Männer, Prinzessinnen, Hofdamen und die verschiednen Inhaber des Harems. In jenen leichteren Machwerken, welche die Sitten des gemeinen Lebens schildern, erscheint keine Jungfrau von hoher Geburt auf der Bühne, was ebenfalls von den Stücken der alten lateinischen Comödienschreiber Plautus und Terenz gilt. Allein in ernsten und erhabnen Dichtungen, z. B. in dem Drama Malati und Madhava, und in dem Ratnavali

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 612.

2) H. H. Wilson in seiner Dissertation on the Dramatic System of the Hindoos, die er seiner Uebersetzung des Sanskrit-Theaters voraus geschickt hat.

zieren junge Damen von Geburt und Charakter die Scene. Aus diesen und verschiednen andern Beispielen nun dürfte sich ergeben, daß Indiens Fürsten die Sitte, ihre Weiber in Harems einzuschließen, von den Mahomedanern entlehnt haben. Früher durfte das schöne Geschlecht, obwohl manchen Einschränkungen unterworfen, nach Belieben öffentlich erscheinen; es nahm in Gesellschaft mit den Männern, an den theatralischen Unterhaltungen Theil; spielte die Hauptrolle bei allen Hochzeits-Prozessionen; besuchte die Tempel der Götter, und badete mit wenig Rückhalt oder Behutsamkeit in den heiligen Flüssen. Der beiden letztern Priviligen erfreut es sich noch heutzutage. Auch war es selbst in neuerer Zeit nicht streng von der Gesellschaft andrer Männer, als z. B. seiner Gatten und Söhne, ausgeschlossen.

Allein in jener frühen Periode, die man das heroische Zeitalter Hindostans nennen könnte, scheint es selbst Königinnen und Prinzessinnen nicht verwehrt gewesen zu sein, nach Belieben überall hin zu reisen. Sogar unverheirathete Frauenzimmer waren nicht von dem Umgange mit Männern ausgeschlossen. Sie durften selbst ihrer Unterhaltung lauschen, jedoch würde es für unschicklich gegolten haben, wenn sie selbst hätten sprechen wollen, und nahmen sie ja Theil am Gespräch, so mußte es mit leiser Stimme geschehen. Verheirathete Frauen standen unter keinner solchen Beschränkung. Sie durften öffentlich erscheinen, wie sich aus Sacontala ergiebt; ja wir finden sie sogar bisweilen in scherzhaftem Gespräch mit den Freunden ihrer Gatten eingeführt und wie sie ohne Schonung und Barmherzigkeit von ihren Talenten zu beißendem Spott Gebrauch machen.

In einem Lande, wo das Weib im allgemeinen verachtet ist, würde ein Dichter sich nicht bestreben, dadurch, daß er es als ein zartes, liebevolles, treues, der drohendsten Gefahr für den Gegenstand seiner Liebe sich aussetzendes oder denselben mit heldenmüthiger Aufopfe-

rung selbst in seine aus Grille gewählte Abgeschiedenheit von der Welt begleitendes Wesen darstellt, die allgemeine Sympathie zu erregen, das Gefühl zu rühren, und den Beifall der Zuschauer zu erlangen. In einem alten Sanskrit-Gedicht ist unter andern von einer Dame die Rede, welche ihren Gemahl sucht und mit lauten Worten beklagt. —

„Hierauf wanderte die Fürstin in den Wald, die Wohnstätte von Schlangen, mit dicht gedrängten Bäumen, die vom süßen Gesumm der Bienen ertönen und in ihren Wipfeln Vögel-Schaaren Zuflucht und Schutz gewähren. Mit ihrem dunkeln Haar, das in der Eile sie aufgelöst gelassen, sprach Bhaimi, laut schluchzend: O König, du tödtest Feinde zwar, doch du vertheidigst auch mit Schwert und Bogen die, welche dir verwandt sind, wie konntest du Unübertroffener, der Tugend stets ergeben, dein Weib verlassen, die ungebeugten Muthes zwar doch hilflos in dem Walde irrt, und deinem Ruhme so selbst eine Grenze setzen? Allein ich halte dieses Uebel für eines andern Schuld und lege dir dasselbe nicht zur Last; ich klage dich mein Gatte nicht als Ursach' dieser Schrecken an"[1]).

Aus einer vorzüglich schönen Stelle in einem dramatischen Gedichte von Bharavi ersehen wir, daß zur Zeit dieses Schriftstellers das weibliche Geschlecht keineswegs vom gesellschaftlichen Verkehr ausgeschlossen war, daß der Liebhaber sich persönlich an seine Schöne richtete, und daß man ein Frauenzimmer im Besitz hinreichender Festigkeit glaubte, um allen Künsten der Verführung zu widerstehen.

„Dieser Berg," sagt der Dichter, „übersäet mit Lotus-Kelchen, überschattet von Bäumen mit rankenden Gewächsen, deren Laub und Blüthen bezaubernd sind — die

---

1) Asiatic Researches, vol. X. p. 404.

schöne Landschaft überwältigt Frauen-Herzen, die ihre Festigkeit selbst in des Geliebten Nähe zu behaupten wußten."

Wenn die Rede von Absonderung und Abgeschiedenheit hindostanischer Frauenzimmer ist, so dürfen wir dies nur auf die höheren Klassen beziehen, und auch unter diesen nur auf diejenigen, welche solche Theile des Landes bewohnen, wo die Mohamedaner, oder die Furcht vor deren zügelloser Leidenschaft Vorsicht nothwendig gemacht haben; denn im allgemeinen genießen die indischen Frauen völlige Freiheit. Bei den mittlen und untersten Volksklassen, wo Frauen und Töchter die Hauswirthschaft zu besorgen haben, und selbst an den Arbeiten des Landbaues Theilnehmen, würde eine Absonderung unthunlich sein. Allein, gesetzt auch dies wäre nicht der Fall, so würde ein solches Verfahren der Einfachheit ihrer Sitten durchaus zuwiderlaufen.

Im ganzen Dekkan, wo die Sitten der Hindostaner durch fremden Einfluß am wenigsten Abänderung erlitten haben, stehen die Weiber, in Hinsicht auf Freiheit, ziemlich auf demselben Fuße, wie in Europa. Bei den Casten, welche Milch verkaufen, haben sie die Büffel-Kühe zu besorgen, die Milch zu bereiten und nach den Märkten zu tragen. Um jedoch einem zu freien Verkehr derselben mit der Soldateska zu steuern, bringen die Männer selbst die Milch in das Lager, während ihre Weiber die Büffel-Kühe melken und auf die Weide treiben. In andern Theilen des Landes arbeiten die Weiber auf den Feldern, gerade so wie in England, Frankreich, Deutschland u. s. w. sie verpflanzen den Reis u. s. w. und sind die einzigen häuslichen Dienstboten welche von Pächtern angewendet werden.

Bei dem zuletzt genannten Stande, besorgt das weibliche Personal der Familie die Küche, trägt das nöthige Wasser aus den Brunnen herbei und besorgt noch manche andre häusliche Geschäfte.

Unweit Seringapatam arbeiten die Weiber einer nied-

rigen Caste, Namens Uparu[1]), auf dem Felde mitten unter den Männern, indem sie die Kalksteinklümpchen zum Brennen sammeln. Ihr Tagelohn beträgt den dritten Theil von dem der Männer. Da Holz in diesem Theil des Landes ein ziemlich seltner Artikel ist, so benutzt man als Brennmaterial gewöhnlich Kuhmist, der von Weibern in kleine Kuchen geformt wird; diese Frauenzimer gehören in der Regel höhern Casten an, sie folgen den Heerden auf die Weide und sammeln den Mist mit den Händen ein, die Düngerkuchen werden ebenfalls von Weibern, welche oft gut gekleidet sind und sich durch ein angenehmes Aeußere und schöne Formen auszeichnen, jeden Morgen in Körben nach Seringapatam gebracht. In der That sind die Frauenzimmer aus dem Carnatik, obwohl etwas unreinlich, in der Regel gut proportionirt und besitzen vor allem schön geformte Arme und Busen. Auch ihre Kleidung ist zierlich und dem Körper angemessen. Unter den Putz dieser Damen gehören vorzüglich gläserne Arm-Ringe, die meistentheils so eng sind, daß sie sich nicht leicht über die Hand streifen lassen, und wenn dies geschieht, oft die Haut mit fortnehmen und blutige Spuren zurücklassen; allein da gerade diese ihre Kleinheit als ein Zeichen von Zartheit und Schönheit gilt, so verachtet die Trägerin mit heroischem Gleichmuth den Schmerz, welcher ihre Anlegung verursacht — Hofart will Zwang leiden.

Schon Arrian bemerkt, daß sich die Hindostaner mit Armringen von Elfenbein schmücken. Dieser Putz ist noch jetzt, besonders bei den Aermern stark Mode, allein sie tragen nicht selten auch zugleich messingene Ringe. Der Engländer Moore sah im Innern des Dekkan Frauen, welche, obgleich Kinder auf dem Rücken, oder sonst schwere Bürden tragend, dennoch mit acht bis zehn Pfund solcher Ringe an Arm und Beinen belastet waren.

1) Siehe Buchanan's Mysore, vol. I. p. 303.

Mehrmals steigen dergleichen Ringe von der Hand bis gegen die Schultern am Arme hinauf mit stets zunehmendem Durchmesser, so daß der größte Elfenbeinring anderthalb Fuß im Durchmesser hält. Einige Frauenzimmer tragen silberne Ringe mit Glöckchen an den Beinen. Am meisten fällt aber dem Europäer der Ring auf, welchen einige, z. B. Tänzerinnen, an der Nasen-Spitze, oder durch den Nasenknorpel gezogen, tragen; dennoch, sagen die Reise-Nachrichten, findet man diesen Nasenschmuck, Nutt genannt, in kurzer Zeit nicht unangenehm, im Fall er nicht höher oben durch die Nasenscheidewand geht.

Unter den Pancham Banijigaru [1]), welche Siva verehren, und gleich allen andern Stämmen dieser Sekte, ihre Todten verbrennen, kaufen die Männer ihre Weiber nicht, können aber so viele heirathen, als ihnen beliebt. Den Weibern dagegen, obwohl sie nicht vom Verkehr mit dem männlichen Geschlecht ausgeschlossen sind und nicht eingesperrt werden, ist es nicht erlaubt, nach ihres Mannes Tode wieder zu heirathen; ja wenn ihre Aeltern nicht zur rechten Zeit für Männer sorgen, dürfen sie gar nicht heirathen. Weibliche Keuschheit steht bei dieser Caste in hohem Werthe, und trotz den Ausschweifungen des männlichen Geschlechts, lassen sich die Weiber selten Ehebruch zu Schulden kommen.

Die Gattinnen der Teliga oder Telinga Banijigaru [2]) pflegten sich vormals mit den Leichnamen ihrer Gatten verbrennen zu lassen, allein dieser Gebrauch, ist gegenwärtig – Gott sei dank! — in Verfall gerathen. Die Teliga-Weiber sind thätig und betriebsam, und ihren Männern, die meistentheils von ihnen unterhalten werden, so schätzbar, daß sich diese nur selten scheiden lassen, es müßte denn Ehebruch im Spiele sein. Ja selbst

---

1) Buchanan's Mysore, vol. I. p. 236.

2) Ebendaselbst, vol. I. p. 240, u. s. w.

wenn sie sich des eben genannten Verbrechens schuldig gemacht, wofern dasselbe nicht mit einer Mannsperson aus einer sehr niedrigen Caste ausgeübt worden ist, läßt sich der Eheherr durch Vermittlung des Swamalu oder Priesters besänftigen, der sie zusammen von einer geweiheten Speise essen läßt und mit etwas heiligem Wasser besprengt, und so ihrem Zwist und Groll ein Ende macht.

Die Canara Devanga's [1]) ebenfalls der Vielweiberei ergeben, kaufen die Mädchen von deren Vätern, halten sie aber nicht vom öffentlichen Verkehr abgesperrt und lassen sich auch nur Ehebruchs halber von ihnen scheiden.

Bei den Teliga Devangas [2]) ließen sich die Wittwen vormals mit ihren verstorbnen Gatten lebendig begraben, allein diese schreckliche Sitte ist schon längst abgeschafft worden. Die Mädchen dieser Caste gelten nach erlangter Mannbarkeit für heirathsfähig.

Bemerkt zu werden verdient, das unter den Camaras, einer vermischten und unreinen Caste, welche einen Distrikt in der Nachbarschaft von Bangalore bewohnt das rajputische Vorurtheil, dem gemäß die Verheirathung zwischen zwei Individuen der nämlichen Familie für unerlaubt betrachtet wird, ebenfalls herrschend ist [3]). Einen ähnlichen Begriff nähren die Brahminen. Polygamie und das Kaufen der Weiber findet bei dieser Caste statt. Wenn man über eine Partie einig geworden, so erhält der Gatte sein Weib auf Credit, und das Kaufgeld wird gewöhnlich terminweise vom Verdienst des Mädchens selbst bezahlt. Die Hochzeit wird durch ein Festmahl gefeiert, welches der Gatte der ganzen Caste giebt, und das in vier

---

1) Buchanan's Mysore, vol. I. p. 244, 420.

2) Ebendaselbst vol. p. 353.

3) Ein ähnliches Gesetz herrscht in China, Abel Rémusat, Coup-d'oeil sur la Chine.

Schafen und einer bestimmten Quantität inländischem Rum besteht. Hat sich eine Frau dieser Caste des Ehebruchs schuldig gemacht, so kommt sie gewöhnlich mit einer tüchtigen Prügeltracht davon, indeß erfolgt bisweilen auch Ehescheidung, aber sie kann wieder heirathen.

Die Comatigas, ein Stamm, der zur Vaisya-Caste gehören soll, halten im Süden von Indien ihre Weiber nicht abgesperrt; aber im Norden, wo das schöne Geschlecht überhaupt mehr vom öffentlichen Verkehr ausgeschlossen ist, folgen sie dem Beispiel ihrer Nachbarn. Wittwen lassen sich bisweilen auf dem Scheiterhaufen mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen. Mädchen, die über das mannbare Alter hinaus sind, können nicht heirathen, und eine Wittwe darf sich nicht zum zweiten mal verehlichen.

Unter den Brahminen von Südindien erscheinen die Frauenzimmer öffentlich, wie in Europa. Sie können zwar keine zweite Ehe eingehen, aber sie besteigen nicht mehr, wie sonst, den Scheiterhaufen, um ihren Gatten in den Tod zu folgen. Wofern sie sich nicht vor der Mannbarkeit verheirathen, werden sie als unrein betrachtet. Wird eine Frau geschieden, was jedoch einzig und allein Ehebruchs halber geschehen kann, so verrichtet ihr Gatte dieselben Ceremonien, als wenn sie gestorben wäre, um Zwiespalt in Familien zu vermeiden, muß die Frau die Religion ihres Gatten annehmen [1]).

Unter verschiednen Stämmen ist das weibliche Geschlecht weit zahlreicher als das männliche; denn obgleich mancher Mann acht Frauen hat, so ist doch kein einziger ohne Weib.

---

1) **Dr. Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol. 1. p. 309. 353.** hält dieses für einen Beweis der Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts in Indien; es wird gleichsam, angenommen, als könne es nicht selbst für sich denken und eine Meinung haben. Das Gesetz ist allem Anschein nach darauf berechnet, eine Quelle häuslichen Elends zu verstopfen.

*

Die Weiber des Morasu-Stammes, nachdem sie das Alter von funfzehn oder zwanzig Jahren erreicht und mehrere Kinder geboren haben, wallfahrten, wie bereits in dem Capitel über die Religion gezeigt worden ist, nach dem Tempel von Kala Bhairava und schneiden sich einen oder zwei Finger von der rechten Hand ab, um den Zorn dieser zerstörenden Gottheit zu beschwichtigen, die, wie sie wähnen, sie andernfalls ihrer Kinder berauben würde.

Die Frauen des Santanana Stammes, welche in alten Zeiten ihren Gatten auf den Scheiterhaufen folgten, dieser schrecklichen Sitte aber längst entsagt haben, befassen sich nicht mit der productiven Industrie, besorgen aber die Küche für die Familie und holen Wasser aus den Brunnen.

Unter den Wully-Tigulas, und insgemein überall da, wo die Weiber thätig und nützlich sind, gilt Ehebruch für ein leichtes Verberchen und eine Tracht Schläge für hinreichende Bestrafung desselben [1]).

Wittwen des Bheri Lingait-Stammes können unter keiner Bedingung wieder heirathen, eine zweite Heirath würde ein unaussprechlicher Schandfleck für sie sein.

Die Curubaru-Weiber, die sich in hohem Grade durch Gewerbthätigkeit auszeichnen, verrichten jede ländliche Arbeit, ausgenommen Graben und Pflügen; sie bleiben nach Ablauf des Alters der Mannbarkeit unverheirathet; die verheiratheten können blos Ehebruchs halber geschieden werden. Beischläferinnen zu unterhalten wird bei dieser Sekte nicht für entehrend angesehen [2]).

In den befestigten Dörfern des Mysore-Gebiets schließen sich die Weiber, die doch in der Regel für schwache

---

1) Buchanan's Mysore, vol. I. p. 323, etc. 339, etc.

2) Ebendaselbst, vol. I. p. 259, etc., vol. II. p. 25, etc.

und feigherzige Geschöpfe gelten, auf den rohen Wällen den Männern an, und rollen und schleudern Steine, die als Geschütz dienen, auf den Feind. Die Sitte, wonach sich Wittwen mit ihren entseelten Gatten verbrennen lassen, obschon äußerst ehrenvoll, wird in den mittlern Theilen von Südindien doch nur sehr selten beobachtet, wie sich aus dem Umstande ergiebt, daß, als eine Dame aus einer Poligar-Familie auf besagte heroische aber höchst thörigte Weise ihr Leben endete, dies für eine unsterbliche That galt, und die Feste, über welche ihre Abkömmlinge herrschten, nach dem Namen der Heldin Mobigheshy genannt wurde. Ja um ihr Andenken noch mehr zu ehren, wurde die Herrschaft von der männlichen auf die weibliche Linie übertragen, so daß eine Reihe von Fürstinnen das Scepter führte, bis die Familie ausstarb oder des Throns verlustig wurde.

Unter den Cubbaru[1]), einem Stamme, der das Land oberhalb der Ghauts bewohnt und sich mit Kalkbrennen beschäftigt, herrscht die Sitte, daß, wenn eine Frau Ehebruch übt, beide, sowohl sie selbst als der Ehebrecher, bestraft werden, jene wegen Vernachlässigung ihrer Pflicht, dieser als Verführer. Hierauf versammelt sich ein Theil des Stammes, und die Ehebrecherin wird gefragt, ob sie zu ihrem Ehemann zurückkehren will, können die Parteien sich nicht vereinigen, so wird die Ehe aufgelöst; söhnen sie sich dagegen mit einander aus, wie dies gemeiniglich geschieht, so giebt der Gatte der Versammlung ein Mahl, und die Sache ist vergessen und vergeben. Man glaubt, die vorzügliche Betriebsamkeit dieser Weiber erkaufe ihnen das Privilegium, liederlich zu sein.

Die Curubaru kaufen ihre Weiber; und ein Mädchen von guter Familie kostet wenigstens sieben Thaler, (ein Pfund Sterling). Unter den Panchama Cumbharu werden Ehebrecherinnen excommunicirt. Dieselbe

1) Buchanan's Mysore, vol. II. p. 24.

Sitte herrscht unter den Nona Wocul. Die Malaya-Curubaru-Weiber werden über das Alter der Mannbarkeit hinaus nicht für heirathsfähig betrachtet.

Die Coiculars heirathen mehrere Weiber, und das weibliche Geschlecht gilt bei ihnen nach dem Alter der Mannbarkeit für heirathsfähig. Unter den Siritali, einer Unterabtheilung dieses Stammes, dürfen Wittwen wieder heirathen. Ehebruch mit einem Fremden wird durch Excommunication bestraft, wenn aber der Verführer zu derselben Caste gehört, wird die Sache blos als eine Familien-Angelegenheit betrachtet, und Gatte sowohl als Verführer werden, jeder etwa um sechszehn Groschen gestraft, worauf alles vergessen ist.

Die Brahminen-Weiber in diesem Theil von Indien sind ausnehmend schön, aber von schlechter Erziehung und fadem Charakter, was ihre Gesellschaft weniger anziehend und wünschenswerth macht, als die der Cuncheny oder Tanz-Mädchen.

Unter den Palli, einer sehr zahlreichen Caste, die sich mit Ackerbau beschäftigt oder Felder und Gärten bewässert, gelten Mädchen auch nach dem Alter der Mannbarkeit für heirathsfähig, verlieren aber mit zunehmendem Alter an Preiswürdigkeit. Anfangs ist der Preis eines Weibes ziemlich hoch, ein junges Mädchen, unter dem Alter der Mannbarkeit, gilt neun bis eilf Pagodas; was wohl in manchen Fällen der vom Gesetz erlaubten Vielweiberei entgegenwirken mag. Weiber können ohne Nachtheil für ihren Ruf sich wieder verheirathen. In Fällen von Ehebruch kann der Mann seine treulose Ehehälfte auspeitschen oder sich von ihr scheiden, jedoch geschieht gewöhnlich das Erstere. Sollte er aber die Ehebrecherin fort jagen, so nimmt sie der Verführer auf, zahlt eine kleine Geldstrafe, und keiner von beiden Theilen hat eine üble Nachrede zu fürchten.

In der Gegend oberhalb der Ghauts, versammeln sich die Frauenzimmer neugierig um den Fremden, ohne

im geringsten auf Verborgenheit bedacht zu sein, indem sie etwa wie in den nördlichen Theilen von Coïmbatore und in Bengalen hinter Mauern oder Hecken hervor gukten. Unter den Cadar, einem rohen, das Grenzgebiet von Malayala bewohnenden Stamme, der sich durch Sammlung von arzneikräftigen Kräutern ernährt, suchen die Weiber wildwachsende, eßbare Wurzeln auf. Sie besitzen kein Mittel zur Erlegung von Wildpret und wissen nichts von Ackerbau und Viehzucht, essen aber alles, was sie todt finden. Vielweiberei ist bei ihnen erlaubt, und Wittwen dürfen wieder heirathen.

Im nördlichen Malabar zeichnen sich die Brahminen-Mädchen durch ihre Schönheit, Reinlichkeit und geschmackvollen Anzug aus.

Die Sitten der Vaytuvans, einer unreinen Caste von Malayalascher Abkunft, erlauben demjenigen Mann, welcher sein Weib in Ausübung von Ehebruch ertappt, dasselbe zu tödten; allein das Vergehen scheint gegenwärtig nicht für so bedeutend gehalten zu werden, daher eine tüchtige Tracht Schläge an die Stelle der Todesstrafe getreten ist.

Unter den Poliar, einer dienstthuenden Caste von Malayala, ist ein Weib für drei Schillinge käuflich. Die Ehe-Ceremonie besteht darin, daß der Bräutigam einen Ring an den Finger der Braut steckt. Wünscht der Gatte sich von seiner Frau zu trennen, so kann er sie an Jedermann verkaufen, der sich dazu versteht, ihm die Hochzeits-Unkosten zurück zu erstatten, die Frau selbst kann ihren Eheherrn zu jeder beliebigen Zeit verlassen. Genau dieselben Gebräuche herrschen unter den Catalun.

In den nördlichen Theilen von Malabar haben die mit den Europäern in Feindschaft lebenden Nairs ihre Weiber glauben gemacht, die weißen Männer seien eine Art Kobolte oder böse Geister. Daher verbergen sich denn auch diese Weiber, so oft als ein Europäer in einem dasigen Dorfe erscheint, hinter ihren niedrigen Schlamm-Mauern, blicken verstohlen nach dem vermeintlichen Teufel,

und laufen, wenn sie sich entdeckt glauben, unter großem Schrecken davon. Dabei sind sie aber keineswegs durch ein Casten-Gesetz irgend einer Beschränkung im öffentlichen Verkehr unterworfen, sondern genießen volle Freiheit; denn in dem eben angeführten Falle bestimmt sie Furcht vor persönlicher Verletzung zur Zurückgezogenheit.

Unter den Cunian oder Sterndeutern von Malabar sind Weiber sehr wohlfeil, der Preis für eine Frau beläuft sich nicht viel über sechs Schillinge. Bei eintretender Ehescheidung, was indeß selten geschieht, folgen die Knaben dem Vater, die Mädchen der Mutter, und diese sowohl als jener gehen sogleich neue Verbindungen ein.

Die Biluaras, eine Caste, welche sich durch Ausziehung des Saftes aus dem Palmbaum ihren Lebensunterhalt erwirbt, heirathen mehrere Weiber, die alle im Hause des Mannes leben. Nach dem Tode des Gatten ziehen sich die Wittwen in die Wohnungen ihrer Brüder zurück, und der älteste Sohn der ältesten Schwester des Verstorbnen wird Herr von dessen Eigenthum. Geräth ein Familien-Vater in Armuth, so suchen seine Kinder Zuflucht in der Wohnung ihres Onkels, und dies selbst vor des Vaters Tode. Mädchen werden auch nach dem Alter der Mannbarkeit für heirathsfähig betrachtet, und Wittwen oder geschiedene Frauen dürfen wieder heirathen.

Unter den eigenthümlichen im Tulava-Distrikt von Canara herrschenden Sitten verdient vielleicht diejenige, welche in den Tempeln ausgeübt wird, die meiste Beachtung. Sie hat die Entstehung einer besondern Caste, Namens Moylar, veranlaßt. „Jede Frau von den vier reinen Casten: Brahminen, Kshatriyas, Vaisyas und Sudras, die ihres Mannes überdrüßig ist, oder die, als eine Wittwe, nicht länger im ehelosen Stande leben mag, begiebt sich in den Tempel und ißt etwas von dem für das Götzenbild hingestellten Reis. Hierauf wird sie vor

die Distrikts-Behörde gefordert, die einige Leute von ihrer Caste versammelt, um sich bei diesen nach den Ursachen ihres Entschlusses zu erkundigen; gehört sie nun zur Caste der Brahminen, so wird ihr die Wahl anheim gestellt, entweder im Tempel oder außerhalb seines Gebietes zu leben. Wählt sie das erstere, so erhält sie täglich eine Quantität Reis und alljährlich ein Stück Zeug. Sie muß in diesem Fall den Tempel fegen, das Götzenbild mit einem tibetanischen Kuhschweif fächeln und ihre Gunstbezeugungen auf die Brahminen beschränken. In der That wird sie die Maitresse eines die Einkünfte des Tempels verwaltenden Beamten, welcher der eben erwähnten öffentlichen Unterstützung ein Geringes von seinen eigenen Mitteln hinzufügt, dafür aber sich die Freiheit nimmt, sie tüchtig durchzupeitschen, wenn sie einen Andern außer ihm mit ihrer Liebe beglückt. Die männlichen Kinder solcher Weiber heißen Moylar, pflegen aber sehr gern den Titel Stanika anzunehmen und den brahminischen Strick zu tragen. So viele, als Anstellung finden können, leben in der Nähe der Tempel, fegen den Fußboden, besprengen ihn mit einem Absud von Kuhmist, tragen Leuchter oder Fackeln vor den Göttern her und verrichten noch andere ähnliche Dienste. Die übrigen müssen sich dem Ackerbau oder einer andern ehrenvollen Beschäftigung widmen. Die Töchter treten theils in die Fußtapfen ihrer Mütter, theils werden sie den Stanikas zur Ehe gegeben.

„Solche brahminische Weiber, welche nicht in den Tempeln leben mögen, so wie auch die der niedrigeren Casten, können mit irgend einem Mann von reiner Abkunft leben, müßen aber alljährlich eine kleine Abgabe an den Tempel entrichten. Ihre Kinder werden ebenfalls Moylar genannt. Die Töchter eines brahminischen Weibes können sich mit tempelgebornen Männern verheirathen, dagegen sie die einer niedrigeren Caste zu vermeiden suchen. Bemerkenswerth hinsichtlich dieser Caste ist der

Umstand, daß, da in Folge des verderblichen Beispiels von seiten der Mutter, die Keuschheit und Sittsamkeit der Weiber als höchst zweifelhaft gelten dürfte, dennoch die Kinder eines Mannes auch dessen Erben sind, dagegen in den meisten andern Casten die Sitte von Tulava das Vermögen eines Mannes blos den Kindern der Schwester desselben bestimmt.

Die Moylar weichen in ihren Sitten sehr von einander ab, indem sich hierin jeder nach der Caste richtet, von welcher seine Mutter stammt. So tragen die Kinder eines liederlichen Brahminen-Weibes den geweiheten Strick, essen kein Fleisch, trinken keine geistigen Getränke und machen auf Gesicht und Körper die nämlichen Zeichen, wie die heilige Caste. Indeß ist es ihnen nicht erlaubt, die Vedas oder die achtzehn Puranas zu lesen. In der That lernen nur wenige, Rechnungen führen oder in der gewöhnlichen Sprache geschriebene Gesänge lesen. Den Sitten der Brahminen entgegen, darf eine Wittwe wieder heirathen"[1]).

Aus verschiedenen Umständen scheint sich zu ergeben, daß in West-Hindostan die Ehe ein glücklicher Zustand ist, „eine zarte Aufmerksamkeit, welche die meisten hindostanischen Frauen ihren Gatten erweisen, besteht darin, daß sie, wenn diese auf längere Zeit vom Hause entfernt sind, selten ihre Juwelen tragen oder sich putzen; indem ja der Gegenstand, dem sie zu gefallen wünschen, nicht zugegen ist"[2]).

Diejenigen Hindostaner, welche von dem verderblichen Einfluß großer Städte entfernt leben, sollen noch viel von der ursprünglichen, von den Dichtern des goldenen Zeitalters gepriesenen Sitten-Einfachheit beibehalten haben, und scheinen mehr als irgend ein anderes, jetzt existirendes

---

1) Buchanan's Mysore, vol. III. p. 65, 66.

2) Forbes, Oriental Memoirs, vol. I. p. 76.

Volk, jene unschuldige und friedliche Lebensweise zu verwirklichen, welche dieser glücklichen Periode zugeschrieben wird. Wenn ich die Brahminen-Weiber von hohem Range aus den Dorf-Brunnen Wasser schöpfen und ihr Vieh in die Teiche und Flüsse treiben sah, erinnerte ich mich deutlich an das Leben der Patriarchen. Sehr oft war ich am Eingange in ein Hindu-Dorf in Guzerat Zeuge von Scenen, wie die zwischen Abraham's, Sklaven und Rebecca"[1]). Die heutigen hindostanischen Mädchen leben ziemlich in der nämlichen Sitten-Einfachheit, wie früher die mesopotamischen; sie gehen immer noch an die Brunnen und schöpfen Wasser in die daneben stehenden Tröge zur Tränkung des Viehes. Die Asiaten pflegen sich häufig mit Weib und Kind an einen kühlen Ort in der Nähe eines Flusses oder Teiches zurückzuziehen, wo sie sich im Schatten des freundlichen Banian-Baumes oder weitspreizigen Mangos nieder zu lassen, hier genießen sie jene Art von Unabhängigkeit und Ruhe, die sie so sehr lieben, und nehmen ein frugales Mahl von Kräutern und Früchten auf dem grünenden Teppich ein"[2]).

Die Art, wie sich in betriebsamen Familien eine Hindostanerin die Zeit vertreibt, ist ungefähr folgende: Sie steht zeitig des Morgens auf, zündet ihre Lampe an und spinnt eine bestimmte Quantität Baumwolle für die Kleidung der Familie; hierauf füttert und besorgt sie die Kinder; ist dies geschehn, so vermischt sie etwas Kuhmist mit Wasser, womit sie den Fußboden besprengt und reinigt. Hierauf fegt sie Haus und Hof. Nach dieser Arbeit nimmt sie das Frühstück ein, und ist dieses vorüber, so scheuert und putzt sie die kupfernen und steinernen Gefäße mit Stroh, Asche und Wasser. Ihr näch-

---

1) Ebendas. vol. I. p. 79.

2) Forbes, Oriental Memoirs, vol. I. p. 76.

stes Geschäft besteht in Lesen, Stampfen und Kochen von Reis. Hierauf, etwa um zehn oder elf Uhr, nimmt sie ein Handtuch und begleitet ihre Nachbarinnen an den nächsten Fluß oder Teich, um zu baden. Hier verfertigen mehrere Weiber ein thönernes Bild des Lingam, und verehren es mit dem gewöhnlichen Ceremoniel, worüber ziemlich eine Stunde vergeht. Andre begnügen sich mit Hersagung einiger Gebete, verbeugen sich gegen das Wasser, die Sonne u. s. w., was alles binnen funfzehn Minuten geschieht. Während des Bades reiben sie gewöhnlich ihr goldenes und silbernes Geschmeide mit Sand, salben ihren Leib mit Oel und säubern ihr Haar, wechseln die Kleider, waschen sich die Füße und besorgen sodann die Küche. Bevor aber eine Hindostanerin dieses Geschäft beginnt, nimmt sie einen Mundvoll Nahrung zu sich, eine Sitte, deren Vernachlässigung, fürchten sie, der Familie Unglück bringen möchte. Nun richtet sie zuerst Wurzelwerk, Grünes und Früchte zu, dann reibt sie das Gewürz u. s. w. auf einem flachen Steine, indem sie einen andern darüber hin- und herwalzt; alsdann kocht sie Fische und Gemüse, und zuletzt folgt der Reis. Die hindostanischen Herde, (Feuer-Stellen), welche sich im Hofe oder in der Küche befinden, sind aus Thon construirt; auch hat man bewegliche Feuer-Herde von demselben Material, die eine Aehnlichkeit mit jenen beweglichen Oefen haben, welche in manchen Theilen von Paris und andern französischen Städten zum Verkauf umher getragen werden[1]).

Aus den eben mitgetheilten Skizzen der Sitten und Lebensverhältnisse der hindostanischen Frauenzimmer, worin die Haupt-Vortheile und Nachtheile ihrer Lage auseinandergesetzt sind, ergiebt sich, unsers Bedünkens,

---

2) Ward, View of the History, literature, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 197, 198.

daß sie keineswegs hart behandelt werden. Ueberdies scheint es, daß sie, wenn auch in Bengalen und manchen andern Theilen von Nordindien, wenigstens bei den höheren Klassen, etwas strenger vom öffentlichen Verkehr ausgeschlossen, anderwärts denselben Grad von Freiheit genießen, wie die Europäerinnen. Auch kann ihnen die Zeit nicht eben lang werden. Ein Theil des Tages vergeht unter Besuchen der Tempel, wo sie sich zu religiösen Ceremonien und Prozessionen vereinigen, unter Baden in Flüssen mit ihren Freundinnen, und dann und wann unter Theilnahme an Hochzeiten und andern Festivitäten; bisweilen werden sie im Lesen und Schreiben unterrichtet, und in Rajast'han widmen sie einen Theil ihrer Zeit der Durchlesung ergötzlicher Bücher mit ihrem Familien=Priester oder lauschen dem Gesang der Barden. Außerdem begleiten sie ihre Gatten häufig auf Reisen und erfreuen sich dabei in jenen herrlichen Gegenden des mannichfaltigen Anblicks der Natur, ja einige unternehmen sogar Wallfahrten nach den heiligen Orten Indiens.

Wir wollen jetzt einige andere merkwürdige Züge des gesellschaftlichen Lebens in Hindostan schildern. Was Form, Gewandtheit und höfliches Benehmen anlangt, so sind die Hindus von einem Schriftsteller, der ihnen übrigens keineswegs schmeichelt, unter die höflichsten und artigsten Nationen gestellt worden. Allein man muß einräumen, daß ihre Höflichkeit sehr häufig in grobe Schmeichelei und Lobhudelei ausartet, was leider ebenfalls nicht selten unter Nationen der Fall ist, die wegen der Feinheit ihrer Sitten berühmt sind. Wenn der Hindu vor seinem Seelsorger erscheint, wirft er sich augenblicklich vor ihm nieder, berührt die heiligen Füße des Mannes und ruft aus: „Ihr seid mein Erretter und Erhalter,“ zu einem Wohlthäter sagt er: „Ihr seid mein Vater und meine Mutter;“ zu Jemand, den er loben will: „Ihr seid die eingefleischte Religion, oder: „O Herr! Euer Ruhm ist durch das ganze Land verbreitet, er reicht von

Ort zu Ort". In Wohlthätigkeit kommt Ihr Karna gleich, in Wahrheitsliebe Yudhisht'hira". Ihr habt alle Eure Leidenschaften besiegt". Ihr seid ein Meer von trefflichen Eigenschaften". Ihr seid Vater und Mutter von Brahminen, Kühen und Weibern"[1]).

Bernier, ein scharfer Beobachter des Menschengeschlechts, welcher die Skitzen der Hindostaner zu seinem besondern Studium machte, hebt ihren großen Hang zur Schmeichelei besonders hervor und erzählt zur Bestätigung eine belustigende Anekdote. Da er während seines langen Aufenthaltes zu Delhi in hoher und beständiger Gunst bei Danekmend Khan, einem der einflußreichsten Großen am Mogul-Hofe stand, so hatte er häufig Gelegenheit, sich die Eingebornen zu verbinden. „Diese Liebesdienste," sagt Bernier, „wurden häufig, wo nicht mit Dankbarkeit, doch durch Ueberfluß an Schmeicheleien erwiedert; und erfahrene Practiker trugen häufig einen Theil ihrer Schuld im Voraus ab. Mit einem ernsten Gesicht – eine Eigenschaft von unendlichem Werth im Orient — versicherte ihn (Bernier) Jeder, der seiner Dienste bedurfte, er sei der Aristotalis, der Bocrate und der Ebn Sina Ulzaman (d. i. der Aristoteles, Hippokrates und Avicenna seiner Zeit. Vergebens suchte er alle Ansprüche auf diese ehrenvollen Titel abzulehnen; sie bestanden auf ihren Versicherungen, behaupteten, er sei zu bescheiden, und zwangen ihn zuletzt, durch ihre ewige Wiederholung der nämlichen Lobhudelei, sich dieselbe gefallen zu lassen, und alle die ruhmreichen Attribute jener ausgezeichneten Männer in seiner alleinigen Person vereinigt zu sehen. Ein Brahmine, welchen er dem Khan empfahl, übertraf jedoch alle Andre; denn bei seiner ersten Einführung, nachdem er den Emir mit den größten Königen und Eroberern, die

---

1) Ward, View of the History, etc. of the Hindoos, vol. I. p. 188.

je geherrscht, verglichen, schloß er ganz ernsthaft mit folgender Bemerkung: – „Mein Herr, sobald Ihr Euren Fuß in die Steigbügel setzt und mit Eurem Reitertrupp ausreitet, zittert die Erde unter Euren Füßen, und die acht Elephanten, auf denen sie ruht, sind nicht vermögend, der mächtigen Einwirkung Widerstand zu leisten". Hierauf sagte Bernier, der das Lachen nicht länger unterdrücken konnte, zum Khan sich wendend, unter solchen Umständen sei es räthlich, daß er so selten als möglich ausreite, um dergleichen Erdbeben, die großen Schaden anrichten könnten, zu verhüten: „Ihr habt vollkommen recht," erwiederte Danekmend, „und dies ist auch der Grund, warum ich meine Ausflüge gewöhnlich in einem Palankin mache[1])."

Man hat in Hindostan fünf Verbeugungen. Die erste davon heißt Ashtanga: hier wirft sich der Grüßende nieder und berührt mit acht Theilen seines Körpers, nämlich Knien, Händen, Schläfen, Nase und Kinn den Erdboden; bei der zweiten, Panchanga genannt, muß er den Erdboden mit der Stirn, den Schläfen und den Händen berühren; bei der dritten, welche Dandavata heißt, braucht er blos die Stirn bis zur Erde zu beugen; die vierte, Namaskara genannt, besteht in mehrmaliger Berührung der Stirn mit den beiden Daumen und Händen, letztere müssen dabei offen und miteinander vereinigt sein; die fünfte endlich, Abhivadana, besteht in einer leichten Neigung des Kopfes nach vorn und in Bewegung der rechten Hand nach der Stirn, was die gewöhnliche Begrüßungs-Weise ist.

Ein Sudra, der zu gleicher Zeit vor einem König und einem Brahminen erscheint, wenn auch der letztere sich im Dienste des erstern befindet, grüßt den Monarchen mit dem gewöhnlichen Salem, den Priester dagegen mit den hochachtungsvollen Namaskara. Wenn

---

1) Lifes of Celebrated Travellers, vol. I. p. 214, 215.

in Bengalen Frauen gleiches Ranges sich einander begegnen, so grüßen sie einander durch Emporheben der mit einander vereinigten Hände gegen den Kopf; gehören sie verschiednen Ständen an, so verbeugt sich die geringere und reibt sich den Staub ihrer Füße auf die Stirn, aber ohne ein Zeichen der Erwiederung von Seiten der Vornehmern zu erhalten.

Bei ihrer gegenseitigen Unterhaltung überlassen sich die Hindus den ausschweifendsten Hyperbeln (Uebertreibungen). Beschreiben sie einen prachtvollen Palast, so nennen sie ihn „Vischnu's Himmel"; ein starker Regenguß ist, nach ihrer Art zu reden, „eine Sündfluth"; ein gedrängter Menschenhaufe, „versammelte Myriaden". Kommen sie zufällig auf eine Wasserhose zu reden, so heißt es: „die Elephanten des Gottes Indra sind im Trinken begriffen; der Regenbogen ist „Rana's Bogen". Ein Wirbelwind ist „das Umhertoben höllischer Geister"; Donner ist „das Krachen der Donnerkeile, die er auf die riesenhaften Dämonen schleudert, welche herbeikommen, um von den Wolken zu trinken"; der Blitz selbst, ist „das Feuerflammen dieser Donnerkeile, während sie durch die Luft schießen". Der Kreis um den Mond in etwas trüben Nächten wird „durch den Abglanz der Götter bewirkt, welche mit der Gottheit des Planeten zu Rathe sitzen".

Der Styl, dessen sie sich in ihren Briefen und zu den voranstehenden Complimenten bedienen, ist im höchsten Grade ausschweifend; richten sie ihr Schreiben an einen König, so setzen sie: — Dem großen, dem trefflichen, dem glücklichen, dem ehrenvollen König, Krischna Chandra Raya, dem Ernährer der Völker mancher Länder, der Geruch von dessen Ruhm sich über die Welt verbreitet hat, zu dessen Füßen manche Könige, mit strahlenden Kronen geschmückt, sich tief ver-

beugen; dessen Ruhm seine Feinde zurückbeben und erbleichen macht, wie die Sonne das Mondlicht, dessen Ruf so rein ist, wie die Königin der Nacht, die Priesterin des ewigen Opfer-Feuers"; welche erbärmliche Schmeichelei! soweit haben es andre Nationen, die Chinesen und Japaner etwa ausgenommen, in der Kriecherei, Gott sei Dank! — doch noch nicht gebracht. An einen Lehrer lautet die Aufschrift: — „An Abhishtadeva, dem Fährmann über das Meer dieser Welt, dem Lehrer, welcher den Weg der Befreiung von der Sünde zeigt, dem sonnengleichen Zertheiler der großen vom Festhängen am Irdischen entspringenden Finsterniß; dem Tugendhaften, welcher die Unreinheit der Seele entfernt; zu deinen Füßen, deren Nägel gleich sind den Hörnern des Halbmondes, verbeuge ich mich". An einen Vater: „Der trefflichen Person meines Vaters, dem einzigen Urheber meines Daseins, meinem Erzieher, dessen Seele den Honig zu den Wasser-Lilien-Füßen der Gottheit trinkt; zu Deinen Füßen, welche von mir das Dunkel scheuchen, bitte ich flehentlich"; An eine Mutter: — „Meiner trefflichen und würdigen Mutter, die mich unter ihrem Herzen getragen; die mich gesäugt, ernährt und gepflegt und so zur Mannheit aufgezogen hat; durch die ich das Licht der Welt erblickt, und die mir einen Körper gegeben, die Pflichten der Religion zu üben; zu Deinen Füßen, welche die Wasser-Lilien im Wasserbecken meines Herzens sind, bitte ich flehentlichst"[1]).

Wenn sich, nach einer kurzen Abwesenheit, zwei Hindus, die in vertrauter Bekanntschaft leben, einander begegnen, so bestrebt sich der von niedrigerem Range, wenn sie zufällig verschiednen Casten angehören, die Füße des andern zu umfassen; was jedoch der Vornehmere verhindert; sind dergestalt die Ansprüche des Standes be-

1) Ward, vol. III. p. 190.

friedigt, so umarmen sie sich gegenseitig, beugen den Kopf zweimal von einer Schulter zur andern, und befragen sich hierauf gegenseitig um ihr Befinden. „In Folge Eurer Gunst,“ erwiedert der Geringere, „befinde ich mich wohl“. Oder er frägt seinerseits: „Wie? ist das Haus wohl?“ womit er die Familie meint; denn eine genauere Nachfrage würde der Etiquette zuwider laufen.

Ein Brahmine, der zufällig in der Nähe eines Fremden sitzt, den er sich für untergeordnet hält, fragt: „Von welcher Caste seid Ihr?“ „Ich bin ein Brahmine“. „Welcher Brahminen-Familie gehört Ihr an?“ „Ich bin (z. B.) ein Rarhi-Brahmine“. „Von welcher Familie?“ Von der Familie Wischnu T'hakura's“. Und Alles dies wird als vollkommen im Einklange mit den Regeln der Höflichkeit und des guten Anstandes gehalten.

In Indien sowohl als in den meisten andern Ländern sind die untern Volksklassen der Zank- und Streitsucht im hohen Grade ergeben und machen, einmal im Zanken begriffen, ihrer Wuth und Bosheit durch die abscheulichsten Schmähungen Luft. Nicht selten regt dieser energische Styl der Volksberedtsamkeit die Galle so sehr auf, daß es zu Schlägen kommt. In diesem Fall wendet sich der Geschlagene bisweilen an die Umstehenden, faßt sie bei den Füßen und sagt: „Ihr seid Zeugen, daß er mich geschlagen.“ Diejenigen, für welche ein Verhör nichts Angenehmes ist, kommen dieser Handlung durch den Ausruf: „Halt, berühre unsre Füße nicht!“ zuvor. Bei andern Gelegenheiten ergreift der Beleidigte einen Zipfel vom Gewande jedes Umstehenden, bindet einen Knoten hinein und ruft sie zu Zeugen auf.

Ein gewöhnlicher Schwur lautet bei den Hindus folgendermaßen: „Wenn ich lebe, so treffe mich aller Jammer, der Euch treffen würde, wenn ich sterben sollte!“ Allein der Kürze halber, glaubt man dies Alles durch drei Worte; nämlich: „Esset Euren Kopf!“ auszu-

drücken. Ein anderer sagt: „Wenn ich eine solche That begangen, will ich aussätzig werden!“ Oder, um alles menschliche Elend in ein Wort zusammenzudrängen, stößt er die schreckliche Verwünschung aus: „Möge ich ein Chandala werden!“

Wenn Jemand nießt, so sagen alle Anwesenden, „Lebe!“ worauf der Betheiligte erwiedert: „Mit Euch“. Die, welche gähnen, müssen mit dem Daumen und Zeigefinger schnippen und dabei den Namen einer Gottheit zu wiederholtenmalen aussprechen, z. B. „Rama! Rama!“

Ein höchst eigenthümlicher Gebrauch, der vielleicht nicht ohne Vortheil in civilisirteren Gemeinschaften nachgeahmt werden dürfte, herrscht unter den höheren Klassen der Hindus: sie haben nämlich in ihren Häusern ein Zimmer, Namens „Krodhagara, d. i. Schmoll-Zimmer,“ worin sich jedes Familien-Glied, welches mißgelaunt und ärgerlich ist, so lange einschließt, bis Einsamkeit seinen Zorn beschwichtigt hat. Nachdem ihm hinreichende Zeit zum Nachdenken vergönnt worden, begiebt sich das Oberhaupt der Familie in das Schmoll-Zimmer und sucht den Abtrünnigen in den Familienkreis zurückzuführen. Ist es ein Frauenzimmer, so frägt er nach ihrem Begehren. Hierauf erwiedert sie vielleicht, daß sie jeden Tag einen großen Fisch zu essen wünsche — indem sie etwa einen dergleichen Leckerbissen in den Händen eines andern weiblichen Familiengliedes gesehen hat; — oder sie verlangt einen Palankin und Träger dazu, die sie täglich zum Bade an den Fluß tragen sollen; oder eine große Geldsumme zur Verehrung eines Götzen; oder reiche Kleider und kostbares, prächtiges Geschmeide.

Werden ihre Wünsche befriedigt, so willigt sie, um uns einer, in England gewöhnlichen sprüchwörtlichen Re-

densart zu bedienen, ein, aus ihrem Kloster hervorzukommen[1])

Sind einem Hindu in einem besondern Hause mehrere Unfälle zugestoßen, so sucht er sich diesen Umstand durch die Annahme zu erklären, daß darin Todtenknochen begraben seien, und wählt oft dieses Aberglaubens halber eine andere Wohnung. Wirklich wird ein Haus, worin man zu wiederhohlten Malen Todtenknochen gefunden, fast stets verlassen.

Das Verfahren der Hindus, gestohlene Sachen ausfindig zu machen, ist bemerkenswerth. Lastet in dieser Hinsicht auf irgend Jemand im Hause Verdacht, so müssen sich alle Glieder der Familie an einer bezeichneten Stelle versammeln und ihre Daumen-Nägel an einander reiben, weil man den lächerlichen Glauben hegt, daß hierdurch auf dem Nagel der Name des Diebes leserlich werde.

Gewisse Monate werden für Solche, die ihre Heimath verlassen, um eine Reise zu machen, für unheilbringend gehalten. Desgleichen gilt es für ein böses Zeichen, wenn derjenige, welcher im Begriff steht, irgend etwas zu unternehmen, das Rascheln, die Stimme oder das Zirpen einer Eidexe vernimmt, oder wenn irgend Jemand nießt; oder ihn, wenn er eben seine Wanderung angetreten hat, zurückruft; oder wenn er mit dem Kopfe an irgend einen Gegenstand rennt, oder einen leeren Kalasa (Wassertopf) erblickt. „Ich," pflegen sie dann zu sagen, „fürchte, daß mich diesen Tag ein Unglück treffen wird, denn die Person, welche ich heute sah, war dieser oder jener Elende!" Folgende Begegnisse gelten als gute Vorbedeutungen: — Wenn ein Reisender bei seinem Aufbruch einen Lingam, eine mit Wasser gefüllte Kalasa oder einen Goldwolf zu seiner Linken; oder eine Kuh, einen Hirsch, oder einen Brahminen zu seiner Rechten

1) To come out of Coventry.

sieht. Die Schöpfer des hindostanischen Aberglaubens (die Brahminen) haben natürlicher Weise Sorge getragen, sich unter diejenigen Gegenstände zu zählen, deren Anblick, als ein gutes Vorzeichen, stets eine Freudenquelle ist.

Unter die vorzüglichsten Ergötzlichkeiten des Hindu von jedem Range und Alter gehört die Huhka-Pfeife.

Die ostindische Tabackspfeife, Huhka, ist ein kostbares und elegantes Hausgeräth, das Ostindien angehört und eine sehr zusammengesetzte Form hat, indem es aus nicht weniger als fünf verschiedenen Stücken besteht. Verbindet man diese mit einander, so hat die Huhka ungefähr das Ansehen, wie Abbild. 21. zeigt. Der höchste Luxus dieser nicht gemeinen Art, Taback zu rauchen, besteht nicht blos in der Güte und dem häufigen Waschen des Tabacks, der die Basis des Chillum oder der gerauchten Substanz ausmacht, sondern auch in der geschickten Vermischung desselben mit getrockneten Früchten, mit Eingemachtem von Rosen und mit einer Menge wohlriechender Zuthaten. Alles dieses wirft man zusammen in einen irdenen Krug, läßt es einige Wochen unter der Erde stehen, und wenn man es raucht, so verbreitet es den herrlichsten Wohlgeruch. Wenn man es zum Gebrauch zubereitet, so besitzt es eine thonartige Feuchtigkeit; man macht kleine Kuchen daraus, wovon man einen in den Serpuhs oder in ein Feuergefäß thut, über welches man drei bis vier trockne Kugeln von klar zerstoßenem Reis und Holzkohle legt, die bald glühend heiß werden und nach und nach den Chillum verzehren, dessen Rauch man leicht vermittelst einer Schlange oder eines gekrümmten Rohres, das acht bis zehn Fuß lang ist, durch kaltes Wasser in dem Huhkakruge zieht, was ihm eine angenehme Temperatur verschafft. Die Schlange besteht aus einem schwachen Messing- oder Silberdrahte, der spiralförmig gewunden ist und ein Pfeifengerippe bildet. Man giebt ihm nachher einen Ueber-

zug von Zeug und Silber. Der Kopf und das Ende werden mit Gold oder Silber verziert, und an dem erstern wird ein Mundstück von Gold, Silber oder Agath befestigt. Das Wassergefäß hat eine konische Gestalt, oder

Abbb. 21. St. 465.

vielmehr die Gestalt von einer Glocke, unten bis zehn Zoll im Durchmesser und ungefähr auch so viel oben. Einige bestehen aus Silber oder Kupfer, und man setzt sie statt auf einen Teppich oder eine Matte auf einen kleinen silbernen Tisch. Andere bestehen aus englischem

künstlich gearbeiteten Glase, am gewöhnlichsten aber aus einer schwarzen Erdcomposition, die, mit Silber ausgelegt, ein sehr schönes Ansehen hat.

Die Reichen haben zu jeder besondern Verrichtung einen Bedienten, und da Manche die Hälfte ihrer Zeit mit Tabacksrauchen zubringen, so darf man sich nicht wundern, daß auch ein besonderer Bediente die Aufsicht über die Pfeife und alles dasjenige führt, was zum Tabacksrauchen erforderlich ist. Er erhält monatlich zwei bis drei Pagoden und muß stets, besonders nach Tische, bereit sein, seinem Herrn mit der Huhka aufzuwarten, und alles, was dazu gehört, in Ordnung zu halten. Ist der Tisch abgeräumt, so kommt dieser Bediente mit der zubereiteten und angezündeten Huhka herein und stellt dieselbe hinter den Stuhl seines Herrn auf eine kleine Matte oder auf einen kleinen Stand, reicht ihm die Schlange oder das Rohr und ertheilt vermittelst einer Phiole mit Rosenwasser aus seinem Gürtel, wovon er eine kleine Quantität durch das Mundstück gießt, dem Rauche des Chillum, so wie er durchgeht, noch eine größere Kühlung. Hierauf nimmt er seinen Stand hinter der Huhka, auf die er sehr aufmerksam ist und die er mit seinen Zangen in Ordnung hält. Auch sorgt er dafür, daß er zur gehörigen Zeit ein frisches Chillum in einem andern Serpuhs zubereitet, und, sobald sein Herr ruft: bring ein andres Chillum! ihm sogleich dasselbe reicht.

Das Unangenehmste bei der Huhka ist das laute Gerassel des Wassers, das von dem schnellen Durchgange des Rauches durch dieselbe herrührt. Sind viele Huhka-Raucher beisammen, so entsteht dadurch ein höchst unharmonisches Concert.

Anstatt der kupfernen oder gläsernen Flasche machen die Eingebornen oft von einer Kokos-Nuß Gebrauch, in die sie als Pfeife ein Schilfrohr stecken.

Nur wenige Hindus kauen Taback, wohl aber vermischen manche Damen ein Blatt mit ihrem Pana. In den höheren Klassen dagegen meiden die Frauenzimmer sowohl Schnupf- als Rauch-Taback.

Indeß pflegen doch die gelehrten Pundits, um nicht im Unterlassungsfall über ihren metaphysischen Studien einzuschlafen, Schnupftaback zu nehmen, den sie in einem großen Muschel-Gehäuse, das ihnen als Schnupftabacks-Dose dient, bei sich führen[1]).

Ein beträchtlicher Theil der hindostanischen Bevölkerung ist gegenwärtig in zwei große Klassen getheilt; welche die rechte Hand und die linke Hand heißen. Zur linken Hand gehören der ganze Vaisya-Stamm, die Panchala oder die fünf Handwerker-Kasten und einige andre niedrige Sudra-Stämme, nebst den Chatkili oder Schuhflickern, welche der Abbé Dubois die Verworfensten unter allen Casten nennt.

Zur rechten Hand gehören die ausgezeichnetsten Casten der Sudras. Diesen zählt Dubois die Pariahs hinzu, welche, wie er sagt, ihr festestes Bollwerk sind; aber gleich darauf betrachtet er die nämlichen Pariahs nebst den Brahminen und verschiedne Sudra-Stämme als zu keiner von beiden Klassen gehörig. „Die Pariahs also gehören und gehören nicht zu der mit dem Namen „Rechte Hand" bezeichneten Abtheilung. Sei dem, wie ihm wolle, die Scheidewand zwischen diesen beiden Volksklassen beruht auf gewissen Privilegien, worauf beide Ansprüche machen; und wenn sich eine von beiden einen Eingriff in die Rechte und Bevorzugungen der andern erlaubt, so folgen augenblickliche Unruhen, die sich häufig über ganze Provinzen verbreiten, von allen Ausschweifungen und in der Regel blutigen Kämpfen begleitet. Das friedfertigste, unter allen andern Umständen so

---

1) Ward, View of the History, literature, etc. of the Hindoos, vol. III. p. 200.

furchtsame Geschöpf, scheint hier der Hindu allein seine Natur umzuwandeln. Kommt es auf Behauptung Dessen an, was er für sein Recht hält, so scheut er keine Gefahr, lieber Alles, selbst sein Leben, setzt er aufs Spiel, ehe er in diesem Punkte nachgiebt. Ich bin mehrere Male Zeuge von dergleichen, durch die Streitigkeiten zwischen den beiden Händen aufgeregten Volks-Aufständen gewesen, die nicht selten zu einer solchen Wuth und Erbitterung stiegen, daß selbst die Gegenwart der bewaffneten Macht zu ihrer Beschwichtigung — ja nicht einmal zur Dämpfung ihres wilden Geschreis oder zur Zügelung ihres stürmischen Verlangens nach dem, was sie für ihre gerechte Sache anerkennen, zureichend war. Es ist mir mehr als ein Beispiel bekannt, wo die Obrigkeit alle Wege der Gegen-Vorstellung und andere Besänftigungs-Mittel versucht, und wenn diese nichts fruchteten, sich zu Zwangsmaßregeln zu schreiten genöthigt sah. Es wurden alsdann einige Musketenschüsse versucht, allein weder dies noch die feste Ueberzeugung, daß strengere Maßregeln folgen würden, konnte im mindesten ihrer Frechheit Einhalt thun. Selbst wenn eine überlegne Truppenzahl sie völlig zur Ruhe gebracht, so ist dies nur für den Augenblick, und so oft sich eine Gelegenheit darbietet, sind sie auf der Stelle wieder oben auf, ohne an die früher erlittenen Uebel zu denken, oder sich im mindesten zur Mäßigung ihrer ungestümen Heftigkeit geneigt zu zeigen. Solcher Art sind die Ausschweifungen, denen sich der sanfte, furchtsame Hindu bisweilen überläßt, während die Veranlassungen zu seinen blutigen Zwisten, wenigstens uns Europäern, geringfügig und lächerlich erscheinen müssen. Vielleicht ist die einzige Ursache des Streites das ihm zustehende Recht, Pantoffeln zu tragen; oder am Tage seiner Hochzeit in einem Palankin oder zu Pferde zu paradieren; bisweilen ist es das Privilegium, Bewaffnete zu haben; oder die Erlaubniß, eine Trompete vor sich her schmettern zu lassen; oder die Aus-

zeichnung, bei öffentlichen Ceremonien von einer Musikerbande begleitet zu werden. Vielleicht ist es ferner die eitle Ehre, bei dergleichen Gelegenheit Fahnen von gewissen Farben, oder mit den Bildern gewisser Gottheiten, geschmückt vor sich her tragen und über sich flattern zu lassen. Alle diese sind einige von den vielen wichtigen Vorzügen, zu deren Behauptung und Geltendmachung der Indier kein Bedenken trägt, gelegentlich Blut zu vergießen" [1]).

Man hat die Hindus bisweilen als höchst ungastfreundschaftlich und mitleidslos ausgegeben, und dies haben vorzüglich solche Schriftsteller gethan, welche fürchteten, in den Verdacht zu fallen, daß es ihnen an philosophischem Scharfsinn fehle. Allein wir sehen keinen Grund, warum ein gehässiges Vorurtheil für philosophischer gelten solle, als der entgegengesetzte Fehler. Es kommt alles darauf an, zu entdecken, was wahr, nicht, was günstig oder ungünstig ist.

Untersucht man die Sache ohne Vorurtheil, so ergiebt sich, daß die Hindus in der fraglichen Beziehung, eben so wie in andern, bald Lob, bald Tadel verdienen. Unglücklicherweise gewährt die Sache bei einer nüchternen Betrachtung nichts Auffallendes, nichts Ueberraschendes. Um eine mächtige Wirkung hervor zu bringen, wäre es nöthig, das Gemälde mit starken, leuchtenden Farben aufzutragen, zu declamiren, zu übertreiben, Unwillen zu erwecken, oder das Gefühl zu erregen und zur Theilnahme zu bestimmen. Allein diese Vortheile müssen wir auf die Seite setzen. Wir können die Hindus weder, wie Einige dies gethan haben, als ein sanftes, liebenswürdiges arkadisches, von den Früchten der Erde lebendes und sich jener ganzen schönen Einfachheit der patriarchalischen Zeit erfreuendes Hirten-Volk darstellen, noch mit Andern, die sich höherer und richtigerer Ansichten rühmen, als eine blutige, ungastliche, verrätherische, gefühllose, dabei aber furchtsame

1) Dubois, Description, etc. p. 10, 11.

und in gleichem Grade von Mitleiden und Menschlichkeit entblößte Rasse betrachten.

Wir haben bereits mehr als einmal gezeigt, wie trügerisch es ist, Verordnungen eines halb veralteten Gesetzbuchs, als Gewährschaft anzuführen, daß gewisse Sitten und Gebräuche heutzutage unter dem Volke herrschen, für welches dieses Gesetzbuch zusammen getragen worden. Will man jedoch die Ursache der Mängel und Fehler eines Volkes in diesen Gesetzen aufsuchen, so dürfte eine Erörterung der wirklichen Bestimmungen dieser Gesetze hinsichtlich des fraglichen Punktes nicht am unrechten Orte sein.

Menu emphielt Gastfreundschaft. „Dem Gaste, der von freien Stücken (ohne Einladung) kommt, biete (der Brahmine) einen Sitz und Wasser an, nebst solcher Speise, die er ihm gerade zubereiten kann, und nachdem die gehörigen Höflichkeits-Bezeugungen vorausgegangen sind. Ein Brahmine, der als Gast kommt und nicht mit der ihm gebührenden Höflichkeit empfangen wird, tritt in den Besitz aller Belohnung für die früheren guten Handlungen und Tugenden seines Wirths, und wäre dieser auch so genügsam gewesen, daß er von der Nachlese der Ernte gelebt, und so from, daß er Opfer in fünf besondern Feuern dargebracht." Allein für den Fall so großer Armuth, daß der Betheiligte den „Kindern der Straßen," wie der Araber Reisende sehr bezeichnend zu nennen pflegt, nichts vorsetzen kann, fügt der Gesetzgeber hinzu:" Gras und Erde zum Daraufsitzen, Wasser zum Waschen der Füße, und viertens, liebreiche Worte, können im Hause der Guten nie mangeln, mögen diese immerhin dürftig sein."

In der That so vortrefflich sind Menu's Vorschriften hinsichtlich der Behandlung von Gästen und Fremden, daß sie an die edeln Grundsätze des heroischen Zeitalters erinnern: „der Fremde und der Arme gehören Jupiter an, er wandert mit ihnen und fühlt ihre Leiden."

sagt Homer; und die Sitte der Zeit, welche er schildert, entsprach vollkommen diesem christlichen Ausspruch. Menu ist in diesem Punkte eben so menschlich.

„Kein Gast darf des Abends von einem Hausbesitzer abgewiesen werden, er ist gesendet von der untergehenden Sonne; und er komme nun gelegen oder ungelegen, so darf er nicht ohne Speise und Trank im Hause übernachten. Man genieße nicht selbst irgend eine leckere Speise ohne seinen Gast zur Theilnahme daran einzuladen; die Zufriedenheit eines Gastes wird gewiß dem Hausherrn Wohlstand, guten Ruf, langes Leben und einen Platz im Himmel verschaffen." Indeß verlangt er auch, daß man Fremde ihrem Range und Stande im Leben gemäß behandle. „Den höchsten Gästen ertheile man in der besten den niedrigsten in der schlechtesten, seines Gleichen in der entsprechenden Form, Sitze, Ruheplätze und Nachtlager; und erweise ihnen im Einklange mit diesem Maßstabe Aufmerksamkeit beim Abschied und Ehre während ihres Weilens. Sollte, nachdem das Opfer für alle Götter beendigt ist, noch ein Gast kommen, so lasse der Hausherr auch für diesen, je nach Stand und Würden, Speise zurichten.

Es muß jedoch eingeräumt werden, daß der Casten-Geist bis zu einem gewissen Grade einen nachtheiligen Einfluß auf die Ausübung der Gastfreundschaft übt.

„Ein Krieger," sagt Menu, „kann in dem Hause eines Brahminen nicht als Gast begrüßt werden; desgleichen kein Kaufmann; kein Handwerker, selbst nicht sein vertrauter Freund; oder sein Vetter von Vatersseite, oder sein Lehrer; allein wenn ein Krieger in Form eines Gastes in sein Haus kommt, so lasse er ihm Speise zurichten, die er begehrt, nachdem die Brahminen gespeist haben," damit aber die Priester-Caste nicht auf den Gedanken gerathe, es stehe ihr die Freiheit zu, jeden Fremden von geringerem Stande vor ihrer Thüre abzuweisen, so fügt der Gesetzgeber hinzu: — „Selbst einem

Kaufmann oder Arbeiter, der sich nach Art eines Gastes seinem Hause nähert, gebe er Speise und behandle ihn eben so, wie sein Diener, mit Wohlwollen"[1]).

Die aus dem Texte entlehnten Stellen, beweisen unwiderleglich die Absicht des Gesetzgebers, die Hindostaner zur Ausübung der Gastfreundschaft zu bestimmen. Wenn sie sich also darin fahrlässig zeigen, so muß die Schuld ihrer eignen Gefühllosigkeit und Lieblosigkeit zugeschrieben werden, vermöge deren sie sich geneigt zeigen, (wie man erzählt,) mit gleichgültigen Augen auf die Leiden ihrer Nebenmenschen zu sehen.

Wir haben die Stimme des Gesetzes gehört, forschen wie jetzt nach der Wirklichkeit.

„Der Brahmine," sagt Orme, „hat seine Götter, — außer der Nothwendigkeit, die Tempel derselben zu bereichern, alle andre Mildthätigkeiten, wodurch den Bedürfnissen der menschlichen Natur abgeholfen werden könnte, in Anspruch nehmen lassen. Der dritte Theil von dem Vermögen eines jeden Hindu wird hierauf verwendet. Die Brahminen selbst üben die Gastfreundschaft in hohem Grade, und durch diese kluge Maßregel erhalten sie sich im Besitz jener großen Verehrung und Achtung, die andernfalls in Folge der Wirkungen des Neides bald verloren gehen und einer Verabscheuung ihrer Betrügereien Platz machen würde"[2]).

Hier ergiebt sich nun aus dem Zeugniß eines Schriftstellers, der übrigens gar nicht günstig für die Hindus ge-

1) Institutes of Menu, chap. III. ver. 99—112.

2) Oriental Fragments, quoted by Forbes, Orient. Mem. vol. I. p. 227. Dieser Schriftsteller schreibt in der That das Mitleiden der Hindus abergläubischen Beweggründen zu, und schildert sie als berüchtigt wegen ihres Mangels an Edelmuth und Dankbarkeit im freundschaftlichen Verkehr. Allein wir wüßten keine verdienstliche Handlung anzuführen, die nicht in Folge dieser Art von Sophisterei völlig aufgehoben würde oder als nichtig erschiene.

stimmt ist, daß die ganze Nation, mit Einschluß der Brahminen, gewohntermaßen, jede Art von Mildthätigkeit bis zu einer unglaublichen Ausdehnung übt, indem jeder einzelne Hindu den dritten Theil seines Vermögens auf besagte Weise verwendet. Dies halten wir indeß für Uebertreibung. Wir haben aber hier ein sprechendes Beispiel von dem sorglosen, aufs Gerathewohl hin urtheilenden Styl, dem sich Schriftsteller bisweilen überlassen. Es leuchtet gewiß Jedermann ein, daß Orme eine solche Behauptung, eben so wenig als die, welche unmittelbar darauf folgt, daß nämlich jeder wohlthätigen Handlung der Hindus Aberglaube zu Grunde liege, aus seiner eignen Erfahrung geschöpft haben kann. Unsre Ansicht läuft der von Orme gerade entgegen. Wir suchen die Mildthätigkeit und Gastfreundschaft des Hindu in der nicht auszurottenden Sympathie der menschlichen Natur, und glauben vielmehr, daß ihn gerade der erniedrigende Geist seines Aberglaubens an der häufigeren und aufmerksameren Ausübung der in Rede stehenden Tugenden verhindert.

Forbes, der, wenn es darauf ankommt, sein eignes Urtheil auszusprechen, gelegentlich die Verlegenheit eines Menschen verräth, der nicht recht weiß, was er sagen soll, stimmt indeß darin mit Orme überein, daß er die Ausübung milder Handlungen seitens der Hindostaner bestätigt, scheint aber in Zweifel zu sein, ob der Geist, welcher sie dazu bestimmt, den Namen wirklicher Menschenliebe und Mildthätigkeit verdiene oder nicht. Allein wir wollen uns mit den Thatsachen begnügen und die Ausmittelung der Beweggründe dazu einem andern competenteren Tribunal überlassen.

„Bewässerung," sagt Orme, „ist in einem Klima, wo blos in zwei Monaten des Jahres Regen fällt, durchaus nöthig und demgemäß Ansammlung von Wasser-Vorräthen ein unerläßliches Erforderniß. Die Brahminen suchen daher sehr klüglich ihre Schüler zur Anlegung von Cisternen und Brunnen, als der mildthätigsten Handlung,

die sie ausüben können, zu bestimmen. Der Distrikt Travencore ist reich an dergleichen kostspieligen Werken, wovon einige ihr Entstehen der Freigebigkeit einzelner Individuen, andre der Staats-Kasse verdanken. Die Hauptstraßen sind zu beiden Seiten mit Cajew-Aepfel-, Tamarinden- und Mango-Bäumen bepflanzt, welche der Landschaft als Zierde dienen und den Reisenden beschatten; Caravansereien, Choultries genannt, sind in passenden Entfernungen zu seiner Bequemlichkeit errichtet. Mildthätigkeit dieser Art wird überall eingeprägt; und es ist im gleichen Grade das ehrgeizige Streben sowohl des südlichen Malabaren, als des im Norden wohnenden Hindu, einen Tank, einen Brunnen oder eine Caravanserei (Choultry) nach seinem Namen benannt zu wissen.

„Unter despotischen Fürsten, wo Eigenthum nie sicher ist, und der Ruf reich zu sein, den Betheiligten häufig ins Unglück stürzt, sind dergleichen wohlthätige Werke, keineswegs etwas Ungewöhnliches; der damit verknüpfte Ruhm und häusliche Ruhe bilden die Hauptglückseligkeit eines Volkes, welches nicht an öffentliche Schauspiele oder die Verfeinerungen des gesellschaftlichen Lebens gewöhnt ist.

Es ist, unsers Bedünkens, eine mit ziemlicher Sicherheit in allen Fällen anwendbare Regel, daß das Zeugniß, welches Jemand nur unwillig zu Gunsten eines Andern ablegt, mehr Gewicht hat, als die Aussprüche desjenigen, der handgreiflich den Angeschuldigten begünstigt. Demgemäß dürfen wir wohl folgender Stelle ziemliches Vertrauen schenken: —

„Das fünfte Privilegium der Brahminen besteht in Austheilung von Almosen und Geschenken, dem sie, wahrscheinlicher Weise weniger gern nachhängen als dem sechsten, nämlich dem Recht, dergleichen zu empfangen. Indeß läßt sich nicht läugnen, daß sehr viele Mitglieder

---

1) Orient'l Memoirs, vol. I. p. 377.

dieser Caste Gastfreundschaft und Werke von Mildthätigkeit üben. Allein da in den Augen der Brahminen jeder andre Mensch ein nicht zu beachtender, gleichgültiger, ja selbst verächtlicher Gegenstand ist, so erlauben wir uns, im allgemeinen zu bemerken, daß Freigebigkeit und Mitleid bei diesen Leuten eben keine gewöhnlichen Tugenden sind" [1]).

Die Brocken, welche von einem Mahle übrig bleiben, werden den Hunden vorgeworfen, da weder Bediente noch Arme, es müßten den Pariahs sein, etwas davon anrühren. Die Almosen, welche den Armen gereicht werden, bestehen in lauterem gekochten Reis, den noch Niemand berührt hat. Allein diejenigen, welche streng den Gebräuchen der Caste folgen, und besonders die Brahminen, nehmen ihn nicht einmal in diesem Zustande, sondern er muß ihnen unzubereitet gegeben werden [2]).

Als ein Anregungs-Mittel zur Wohlthätigkeit, werden die Hindus, demselben Autor nach, gelehrt, daß „gute Werke," als z. B. Almosengeben an die Brahminen, die Errichtung von Anstalten zur Aufnahme von Reisenden auf den Landstraßen, die Erbauung von Tempeln, Beiträge zur Bestreitung der Unkosten des Tempeldienstes, das Graben von Tanks und mehrere andre mildthätige Handlungen, im Verein mit den mancherlei andern, bereits beschriebnen Mitteln, die Wirksamkeit dieser letztern bedeutend erhöhen und zur Reinigung der Seele sowohl von frischen, als auch solchen Flecken, die ihr noch von ihrer vormaligen Existenz her anhaften, sehr viel beitragen" [3]).

Diese Aussage ist hauptsächlich auf das Gebiet Mysore und die malabarische Küste anwendbar; indeß werden

1) Dubois, Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 104.

2) Ibid. p. 12.

3) Ibid. p. 127,

ähnliche mildthätige Anstalten auch in andern Theilen des Landes gefunden. In denjenigen Distrikten von Guzerat, welche zwischen Surat und Baroche liegen, haben die meisten Dörfer öffentliche Brunnen und Teiche, (Tanks), wo der Wandrer und sein Vieh sicher auf Ueberfluß an Wasser rechnen können, jedoch nicht in den trocknen Jahreszeiten, aber dann hilft irgend ein mitleidiges Individuum in der Regel diesem Mangel ab, indem es an die Bedürftigen unentgeldlich aus einem einstweiligen Behälter Wasser vertheilen läßt[1]).

„Im Sinne der Worte unsers Erlösers," wer auch immer Euch einen Becher Wasser zu trinken reicht in meinem Namen, wahrlich ich sage euch, der soll seinen Lohn empfangen," bemerkt Dr. Clarke, „gehen die Hindus, wie uns die besten Qellen versichern, bisweilen eine ziemliche Strecke, um Wasser herbei zu holen, und kochen es, damit es dem erhitzten Reisenden nicht schade; hierauf stellen sie sich von Früh bis in die sinkende Nacht auf eine große Straße, wo es weder Brunnen noch Bäche giebt und bieten es zu „Ehren ihrer Götter" den Vorübergehenden zum Trinken an Dieses in den genanntem Gegenden so nothwendige Werk der Barmherzigkeit scheint unter den frommen und mitleidigeren Juden geübt worden zu sein, und unser Herr versichert ihnen, daß, wenn sie es in seinem Namen thäten, sie ihrer Belohnung gewiß sein könnten. Dieser eine Umstand, daß die Hindus dem ermüdeten unb erschöpften Reisenden zu Ehren ihrer Götter Wasser darbieten, ist eine bessere Erläuterung der Worte unsers Erlösers, als alle Sammlungen Harmer's über diesen Gegenstand"[2]).

Die Tugend der Gastfreundschaft herrscht in Indien, eben so wie anderwärts, vorzüglich in den wilderen, weni-

---

1) Forbes, Oriental Memoirs, vol. II. p. 215.

2) Citirt von Forbes, Oriental Memoirs, vol. II. p. 216.

ger besuchten Distrikten. „Ich habe bisweilen Orte besucht," sagt Forbes, „wo die Eingebornen nie zuvor einen Europäer gesehen und in allem, was uns anlangt, völlig unwissend waren; hier beobachtete ich Sitten und Gebräuche, so einfach, wie die in den patriarchalischen Zeiten; hier behandelten mich die hindostanischen Dorfbewohner ganz im Styl der Rebecca und der Mädchen von Mesopotamien mit jener kunstlosen Gastfreundschaft, welche man von Homer und andern Schriftstellern des Alterthums so schön geschildert findet. Als ich einst an einem schwülen Tage in der Nähe eines Zinore = Dorfes mich unter einem Tamarinden=Baume niedergestreckt hatte, um die Ankunft meiner Begleiter abzuwarten, denen ich voraus geritten war, kam ein junges Weib zum Brunnen; ich bat sie um ein wenig Wasser, allein da weder ich noch sie ein Trinkgeschirr hatte, so eilte sie schnell von mir weg, wie ich glaubte, um ein irdnes Gefäß herbei zu holen, weil ich ein metallnes Gefäß verunreinigt haben würde; aber wie Jael, als Sisera um Wasser bat, ihm Milch gab, und auf einer schönen Schüssel Butter herbeibrachte, so brachte mir auch dieses Dorf=Mädchen einen Topf mit Milch und ein Stück Butter auf einem zarten Bananen=Blatt, die reinliche Schüssel der Hindus. Erstere nahm ich mit Freude und dankend an; als ich aber die letztere ausschlug, so knetete sie dieselbe sogleich in zwei Kugeln und gab jedem der Ochsen, die meinen Hakkery zogen, eine. Butter ist ein Leckerbissen für diese Thiere und macht sie zu großen Anstrengungen fähig"[1].

Wiewohl sich aus einzelnen Beispielen von Tugend nicht auf das Allgemeine schließen läßt, so wird es dem Leser doch willkommen sein, die Art kennen zu lernen, wie ein wohlhabender Hindu seine milden Gaben spendet.

Lullabhy, ein reicher Zemindar (Land = Eigenthümer) von Baroche, hatte durch bedeutende Geschäfte

---

1) Oriental Memoirs, vol. II. p. 503, 504.

mit dem Einnahme-Departement, ein fürstliches Vermögen erworben. „In seinem Verkehr mit der Regierung mochte er etwas jüdisch verfahren sein; aber als ein mildthätiger Mann," sagt Forbes, „erschien dieser reiche Banian in einem glänzenden Lichte; er verwendete täglich eine ansehnliche Summe zu Almosen und zur Unterstützung im mißlichen Verhältnissen lebender Personen. Kein Bettler wurde von seiner Thür ohne ein Maaß Reis oder ein Gericht Mehl-Suppe entlassen. In Zeiten von Noth und Theuerung vertheilte er Getreide in den Dörfern des Baroche-Distrikts; auch erstreckte sich seine Freigebigkeit nicht blos auf seine hindostanischen Glaubens-Genossen. Er ließ öffentliche Tanks und Choultries für Reisende ausbessern und mehrere Brunnen für den allgemeinen Gebrauch graben; desgleichen erbaute er in der Vorstadt von Baroche einen Bowrie oder großen Brunnen, mit Stufen, die zu dem Wasser hinabführten, alle von Stein und in sehr schönem Architectur-Styl zugehauen waren. Eine Marmor-Tafel über der Fontaine dieses edeln Wasserbeckens enthält eine kurze Inschrift, die im Persischen ausdrucksvoller und schöner lautet, als in der deutschen Uebersetzung:" — Die Wohlthaten Lullabhy's fließen ewig"[1]).

Die Geschenke, welche dieser freigebige Mann am Hochzeitstage seines Sohnes vertheilte, betrugen an Werth gegen 84,000 Rthlr.

Unter den Tugenden der Rajputen rühmt Oberst Tod, welcher diese Nation vollkommen zu kennen scheint, mehr als einmal Freigebigkeit Höflichkeit, und die edelmüthigste Gastfreundschaft. Er ist nicht einer von denjenigen Reisenden, welche, indem sie einige Punkte der Küste berühren, oder durch einige Distrikte gleichsam Extrapost fahren, vermöge einer ihnen eigenthümlichen Anschauungsweise eine vollkommne Kenntniß des Volkscharakters

1) Oriental Memoirs, vol. III. p. 250.

und der Volks-Sitten erlangen. Tod hat einen großen Theil seines Lebens in Indien und unter den Hindostanern zugebracht. Ritterlich, galant und uneigennützig [2]), gleich der tapfern Rasse, die er schildert, hat er einen freien Verkehr mit den Eingebornen aller Stände gehabt; und kann, ohne den geringsten Rückhalt, in jeder Hinsicht als der erste Gewährsmann in allem, was sich auf den Charakter und die Sitten der kriegerischen Stämme von Nordindien bezieht, angesehen werden.

Von den zahllosen Stellen, wo er für die glänzenden Tugenden der Rajputen Zeugniß ablegt, wählen wir folgende zur Bestättigung des fraglichen Punktes aus: —

„Hurba Sankla, zugleich Soldat uud Mönch, war einer von jenen rajputischen Cavalieren sans peur et sans reproche (ohne Furcht und Tadel), deren eheloses und der Bestehung gefährlicher Abentheuer gewidmetes Leben sich durch den strengen und frommen Wandel eines Ascetikers auszeichnete; bald unterstützte er mit seiner Lanze die Sache, welche er für recht hielt, bald übte er unbegrenzte Gastfreundschaft gegen den Fremden. Diese Freigebigkeit hatte einst seine Quellen bereits sehr erschöpft, als Joda bei ihm Schutz suchte. Es war der Vorabend des Sudda Birt, eines von jenen gastlichen Bräuchen, welche in frühern Zeiten Rajwarra charakterisirten; diese andauernde Mildthätigkeit versorgt den Reisenden mit Nahrung, und die Spende wird nicht blos von einzelnen Vornehmen (Chefs) und von der Regierung, sondern auch durch Unterzeichnungen (Subscriptionen) von ganzen Gemeinden ausgeübt. Selbst in Mewar erfolgen, trotz dessen verarmtem Zustande gleichzeitig Opfergaben

2) Alles dieses ist aus dem Werke des Obersten Tod entlehnt. Niemand kann die Annalen dieses trefflichen Schriftstellers, nebst den zahlreichen darin enthaltnen Anekdoten und Sittenschilderungen, durch welche der Charakter des Verfassers stets hervorglänzt, lesen, ohne mit hoher Achtung und Liebe für diesen würdigen Mann erfüllt zu werden.

Digitized by Google

für die Götter, zur Aufrechthaltung ihrer Tempel, und die Spenden des Sudda Birt. Gastfreundschaft, sagt man, sei mehr eine Tugend barbarischer Nationen, O! über die Sitten-Verfeinerung und Ultra-Civilisirung! — der Glückseligkeit, welche Hurba Sankla genoß, sind sie fremd: Joda kam mit hundert und zwanzig Gefährten, um das Fremden-Mahl bittend; aber unglücklicher Weise war der Sudda Birt schon vertheilt. In dieser Noth erinnerte sich Hurba, daß es ein Holz, Namens Mujd, gebe, welches zum Färben gebraucht wird, und wozu man in den wilden Distrikten zur Zeit des Mangels seine Zuflucht nimmt. Eine Portion dergleichen Holz, zerrieben und mit etwas Mehl, Zucker und Gewürz gekocht, gab eine ziemlich wohlschmeckende Suppe und wurde, mit der Vertröstung auf bessere Kost am folgenden Tage, dem jungen Rao und seinen Begleitern vorgesetzt, welcher nach eingenommener Mahlzeit sich dem Schlafe überließ und Cheetore bald vergaß. Als die Gäste am andern Morgen erwachten, blickte einer den andern voll Verwunderung an, denn ihre Schnurrbärte waren von ihrem Abendbanket gefärbt. Der alte Chef aber, nicht Willens, ihnen sein Aushülfsmittel bekannt zu machen, bediente sich dieses Umstandes, ihre Hoffnungen zu nähren, indem er demselben einen Anstrich von Wunder zu geben suchte, sagend, daß, da das Grau des Alters dergestalt in die Farbe des Morgens und der Hoffnung verwandelt worden, auch ihr Glück sich verjüngen, und Mundore wieder ihrem Besitz anheim fallen werde"[1]).

Während der Kriege Jehangir's, gab der Rana von Oodipur ein Beispiel von rajputischer Gastfreundschaft, verbunden mit religiöser Toleranz.

Sultan Khorum und Mohabet Khan, geschlagen von den kaiserlichen Heeren, flüchteten sich in die Hauptstadt von Mewar. In diesem Asyl weilte der

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 281, 282.

Digitized by Google

der Fürst ungestört: „es wurden ihm Zimmer eingeräumt; aber seine Begleiter, der rajputischen Vorurtheile wenig achtend, machten die Insel zu seiner Residenz, sie errichteten für ihn ein prächtiges Gebäude, mit hoher Kuppel und dem Halbmond auf der Spitze. Das Innere wurde mit Mosaik von Onyx, Carneol, Jaspis und Agat, mit reichen türkischen Teppichen u. s. w. verziert; und damit nichts an dem äußern Glanz für die königlichen Flüchtlinge fehlen möchte, so ward ein Thron aus einem einzigen Serpentin-Block gehauen, welchen weibliche Caryatiden trugen; Im Hofe stieg eine kleine Capelle für den mahomedanischen Heiligen, Madar, empor; und hier residirte der Fürst mit seinem Gefolge, jeden seiner Wünsche im Voraus befriedigt sehend, bis zum Tode seines Vaters, worauf er nach Persien zurück kehrte"[1]).

Die indischen Choultries, welche, gleich den Khans oder Caravansereien der Mohamedaner, eine Art Wirthshäuser sind, wo Fremde unentgeldlich logiren, bestehen in der Regel aus zwei vierseitigen, von niedrigen Gebäuden umgebnen Hofräumen; die Gebäude sind mit Ziegeln gedeckt und in kleine Gemächer zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Reisenden getheilt. Hier und da, was z. B. von Vira Permal's Choultry unweit Conjeveram gilt, sind diese Gebäude äußerlich von einer Colonnade umgeben und von gut zugehauenem Granit erbaut.

Die öffentlichen Tanks (große Wasser-Behälter) sind von zweifacher Art, man unterscheidet nämlich zwischen Erays und Kulam's Erstere werden dadurch gebildet, daß man einen Damm oder Erdaufwurf quer durch ein Thal oder eine Vertiefung führt, so daß sich das Regenwasser im obern Theile des Thales sammelt, und sobald es die Pflanzungen bedürfen, durch Schleusen (Canäle) auf die niedrig gelegenen Fluren geleitet werden kann. Die andre Art (Kulam), dazu bestimmt, die

1) Ibid. p. 87.

Eingebornen für den täglichen Gebrauch im Hauswesen mit Wasser zu versorgen, besteht in einem kleinen künstlich gebildeten Teich. Im Dekkan stößt man sehr häufig auf dergleichen Kulams; sie sind auf allen vier Seiten mit zugehauenen Steinen ausgemauert und die zierlichsten Werke der Eingebornen.

Durch Anlegung von Tanks und Choultries suchen sich die reicheren Hindus einen dauernden guten Namen zu erwerben; und wirklich verdienen sie eine solche Belohnung, da die Summen, welche sie darauf verwenden, sehr beträchtlich sind, und der Nutzen dieser Anstalten sehr groß ist"[1]).

Fürsten ahmen bisweilen das Beispiel ihrer wohlhabenden Unterthanen nach. Vischnu Verdhana Raya, ein Monarch, welcher etwa vor siebenhundert Jahren über ein großes Königreich im Dekkan herrschte, legte ein prächtiges Wasserbecken an, mittelst welches eine große Strecke Landes bewässert werden konnte; ein Werk, das, wie Buchanan richtig bemerkt, den Namen dieses Fürsten der spätesten Nachwelt ehrwürdig machen muß[2]). Zu Madhagiri, im Telinga-Lande, sah derselbe Schriftsteller inmitten prächtiger Gärten eines der schönsten Gebäude in ganz Indien, welches der für das öffentliche Wohl beseelte Mul Rajah zur Aufnahme von Reisenden, hat errichten lassen[3]).

Unter den Goalas[4]) oder Kuhhirten, im Gebiet Mysore, gehen die, welche durch Krieg oder Seuche ihre Heerden eingebüßt haben, bei den Mitgliedern derselben Caste umher und betteln sich einen Stamm zu einer

1) Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol. I. p. 10, 11, 12.

2) Ibid. p. 139.

3) Ibid. p. 362.

4) Ibid. vol. II. p. 5. etc.

neuen Heerde; jeder, der es vermag, giebt dem Bedürftigen ein Stück Vieh zu besagtem Behuf. Sollte aber doch einer oder der andere so unvernünftig sein, diese Wohlthaten zu verweigern, so wird er vom Beny Chavadi oder Oberhaupt des Stammes gezwungen, seinen unglücklichen Nachbarn beizustehen. Die Freigebigkeit dieser Leute, obwohl meistentheils auf Individuen ihrer eignen Caste beschränkt, ist in manchen Fällen außerordentlich groß.

Der Kudali Swami, welcher Guru sämmtlicher Mahratten-Brahminen ist, die ihn als eine wirkliche Verkörperung der Gottheit betrachten, gab während der Mahratten-Kriege ein vorragendes Beispiel von hindostanischer Gastfreundschaft. „Der Swami soll bei der Hungersnoth sich sehr nützlich erwiesen und all seinen Einfluß zur Einsammlung von Geld für die armen Hungrigen verwendet haben. Er speiste täglich dreitausend Brahminen und andre religiöse Bettler; denn nach der hindostanischen Glaubenslehre machen diejenigen Wohlthaten, welche man religiösen Menschen erzeigt, in den Augen der Götter vorzüglich wohlgefällig. Diese Vertheilung von Nahrungsmitteln soll dem Swami sechs Lacs Rupien, das ist gegen 420,000 Rth. (60,441 Pfd. Sterl. 13. S. 4. D.) gekostet haben, eine Summe, wovon bei weitem die größere Hälfte in den Mahratten-Staaten eingesammelt worden war[1]).

Nachdem wir dergestalt mit Hülfe verschiedner Augenzeugen die Hauptzüge hindostanischer Sitten, und zwar so weit als dieselben zur Erkenntniß des National-Charakters dienen, geschildert haben, ist noch übrig, daß wir aus diesen Prämissen diejenigen Schlüsse ziehen, wozu sie zu berechtigen scheinen. Es giebt vielleicht keine Nation, in deren allgemeiner Beurtheilung man so vorsichtig sein muß, als die Hindus. Alle Eingeborne von

1) Buchanan, Journey, etc. III. p. 290.

Digitized by Google

Indien haben fürwahr in den meisten Fällen das Ansehn, als stammten sie von der nämlichen ursprünglichen Rasse, manche ihrer Grund-Begriffe, sowohl im Religions- als Regierungs-Wesen, sind sich allerdings in so weit einander ähnlich, daß sie auf eine gemeinschaftliche Quelle hindeuten; sie nähren insgesammt manche abergläubische Meinungen, haben manche Gebräuche, manche Vorurtheile mit einander gemein; allein das Nämliche läßt sich, nur in weiterem Sinne, von allen den verschiednen Familien des Menschengeschlechts behaupten. Keine Definition, die man won einem Hindu geben kann, läßt sich auf die ganze Nation oder auch nur auf die Mehrzahl derselben anwenden; sie müßte denn in so weitläufigen Bestimmungen abgefaßt sein, daß sie sich zugleich auf die Polynesier, Malaien, Siamesen und Burmesen ausdehnen ließe. Innerhalb der Grenzen des großen Gebiets von Hindostan finden wir den Menschen auf jeder Stufe von Civilisirung, vom Philosophen an, der mit Frömmigkeit und ruhiger Ueberlegung über das Wesen Gottes, das Weltall, über den Zustand des Menschen so wohl hier als in jenem Leben forscht, bis zum kannibalischen Wilden herab, dem Gott und jedes geistige Wesen unbekannt ist. Was läßt sich von einer aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Nation sagen. Es giebt keinen Grad von Grausamkeit, keine Ausschweifung des Lasters, kein Verbrechen, keine noch so große Abscheulichkeit, wovon Hindostan nicht Beispiele aufzuweisen hätte; allein eben so findet man auf der andern Seite die höchsten Tugenden, die trefflichsten Handlungen.

Keine Priesterschaft, weder in der ältern noch in der neuern Zeit, hat die Brahminen in Anmaßung, Falschheit, Grausamkeit oder Lasterhaftigkeit der Sitten übertroffen. In der That sind es die Ränke und die prinziplose Politik dieser Menschen, welchen Indien seine gegenwärtige Herabwürdigung verdankt. Sie haben, so weit sich ihr Einfluß erstreckt, ihr Land demoralisirt. Der In-

Digitized by Google

trigue, dem Hunger und Durst nach Herrschaft ergeben, haben sie kein Bedenken getragen, jedes Mittel zur Erreichung ihres Zwecks zu ergreifen. Unter dem Deckmantel der Religion haben sie im Staate blutige Revolutionen angefacht, sich durch Brandstiftungen, Verstümmelungen, Martern und Menschen-Opfer besudelt; abwechselnd Tyrannen und Sclaven, haben sie bald das Zepter mit barbarischer Wildheit geschwungen, bald unter dem Joch andrer geseufzt. Allein man sollte bedenken, daß die Brahminen in Indien das sind, was die Leviten unter den Hebräern waren, ein einzelner Stamm. Jedenfalls machen sie nicht den zwanzigsten Theil der Gesammtbevölkerung aus. In manchen Theilen des Landes ist ihr Einfluß schwach, in andern ist er gar nicht zu finden. Nirgends ist er gegenwärtig so groß, als er ehemals war. In der That war gleich von vorn herein ihr Versuch, alles Wissen und die Macht, welche dieses verleiht, für sich allein zu behalten, vergebens. Philosophen aus andern Casten traten auf und verdunkelten durch den Glanz ihres Genie's die stolzesten dieser geistlichen Usurpatoren.

Es würde demgemäß bei Betrachtung des Charakters der Hindus ungerecht sein, wenn wir unsre Blicke blos auf die Brahminen richten wollten, die nur einen kleinen Theil der ganzen Nation bilden, und überdies keineswegs ohne Ausnahme das strenge Urtheil verdienen, welches wir im allgemeinen über sie auszusprechen uns gezwungen sahen. Bei weitem die Mehrzahl des Volkes ist von anderem Gepräge. Nicht begabt mit jener Körper- und Geistes-Energie, welche das zuverlässigste Kennzeichen in Freiheit aufgezogener und unter einer mäßigeren Sonne gereifter Nationen sind, suchen sie natürlicher Weise durch Geschmeidigkeit und Schlauheit ihren Mangel an Kraft und Muth zu ersetzen, und sind so in den Ruf als Meister der Verstellungskunst gekommen. Allein jedermann neigt sich zur Verstellung, wo Rache unmöglich ist; und der Hindu, wenn im Besitz verhältnißmäßiger

Freiheit, wie in Rajast'han, wirft mit Freuden die Maske der Heuchelei ab und überläßt sich dem mannhaften Gefühl, seine eigne Meinung zu haben und auch aufzustellen.

Despotismus hat, gleich einer ewigen Pest, die großen Länder Asiens von jeher niedergedrückt, und diesem Umstande muß man die Hauptmängel des orientalischen Charakters zuschreiben. Wo das nackte monarchische Prinzip in seiner ganzen Mangelhaftigkeit, mit allen seinen Schrecken herrscht, ist das Leben ein sehr unsichres Gut.

Da jedermann recht gut weiß, daß jeder Tag sein letzter sein kann, so hascht er mit zügelloser Begierde nach jedem Vergnügen innerhalb seines Bereichs. Sinnliche Genüsse stehen überall am leichtesten zu Gebote; diejenigen aber, welche durch geistige Bestrebungen erzeugt werden, erfordern Nachdenken, Vorbereitung und vor allem Zeit, deren Besitz dem Orientalen völlig ungewiß ist, von dem Genusse, welchen Macht und Herrschaft gewähren, ist er in den meisten Fällen ausgeschlossen, und so versinkt er durch einen vom Schicksal über ihn verhängten Zwang in Sinnlichkeit, und verliert, ist er dieser einmal ergeben, allen Hang nach den höhern Genüssen der Seele, selbst wenn ihm diese geboten werden sollten.

Es ist ein Gesetz der menschlichen Natur, daß wir inmitten großer Unfälle und Widerwärtigkeiten, wenn sich Tod und Verderben um uns häufen, und dieser Umstand uns beweist, daß für dieses Leben kein sichrer Grund und Boden vorhanden ist, nicht nur die Leiden Andrer sondern auch unsre eignen wenig beachten. Es giebt keine noch so geringfügige Ursache, die einem Hindu nicht als Vorwand dienen könnte, das Leben als eine Bürde von sich zu werfen. Stößt im westlichen Hindostan ein mit dem Transport einer Summe Geldes oder der Führung eines Reisenden beauftragter Indier in einem Walde zufällig auf Räuber; so droht er, um sie von Ausführung ihres Vorhabens abzuschrecken, damit, daß er sein Blut

vergießen und die Rache des Himmels für das Verbrechen auf ihre Häupter herabrufen werde. In den meisten Fällen ist die Drohung wirksam; wird sie aber von den bösen Gesellen nicht geachtet, so schneidet er sich vor ihren Augen die Kehle ab. Nimmt etwa ein Fürst ein elendes Stück Land weg, welches vermeintlich zu einem Tempel gehört, so begiebt sich, um seine Rückgabe zu bewirken, oder wegen abschläglicher Antwort Rache an dem Gewaltigen zu üben, ein Brahmine oder ein ganzer Trupp Brahminen nach dem Palaste und vergießt sein Blut auf dessen Schwelle. Oder ein Fremder sieht zufällig eine Frau ihr Mahl einnehmen, was unter gewissen hindostanischen Casten für unziemlich gilt, und dieser absichtslose Verstoß gegen die Gesetze gilt ihr als hinlänglicher Grund, zu sterben, sie sucht gleich dem römischen Sclaven ihr Haupt an der Mauer zu zerschellen, oder bestimmt, im Fall ihr dies nicht gelingen sollte, den eignen Sohn, indem sie ihm mit dem Fluch einer Mutter droht, sie von ihrem Leben zu befreien, eine Handlung, wofür er nachmals als Mörder hingerichtet wird.

Trotz diesen Beweisen von Rohheit des Charakters, welche, obschon wir noch sehr viele ähnliche hinzufügen könnten, hinreichend sind, um den verkehrten Zustand des gesellschaftlichen Lebens in Indien darzuthun, darf man die Hindus im allgemeinen doch keineswegs als ein rücksichtsloses, gefühlloses und rohes Volk betrachten. „Ich kann," sagt Bischof Heber, „den Schilderungen von Verworfenheit und allgemeiner Werthlosigkeit, welche einige Schriftsteller von den Hindus entworfen haben, meinen Beifall durchaus nicht zollen; sie (die Hindus) sind von Natur entschieden eine milde, einnehmende und verständige Rasse; und dabei nüchtern, sparsam und, wenn sie ein Ziel im Auge haben, sehr fleißig und beharrlich. Allein die Obrigkeiten und Handhaber der Gesetze stimmen sämmtlich darin überein, daß in keinem Lande Lüge und Meineid so sehr an der Tagesordnung

sind und so wenig beachtet werden, als in Indien. Ungeachtet der augenfälligen Milde ihrer Sitten ist das Verzeichniß heimlicher Verbrechen in der Regel eben so mit Räubereien, Brandstiftungen u. s. w. angefüllt, wie in Irland; und die Anzahl von ermordeten und auf die Seite gelockten Kindern, die man ihres Geschmeides beraubt, soll, wie mir Lord Amherst versicherte, sehr beträchtlich sein[1])".

Ohne Berücksichtigung der Aussage von Magistrats-Personen und Advocaten, deren Erfahrung wahrscheinlich auf das Land, wo sie lebten, beschränkt war, oder höchstens auf Indien und England, welches letztere natürlicher Weise in dem fraglichen Punkte nicht zum Vergleich gewählt werden kann, so ist zu bemerken, daß, wo immer Despotismus herrscht, Falschheit und Verstellung unter dem Volke die nothwendigen Folgen sind. „Im Ganzen," fährt Heber fort, „sind sie ein lebhaftes, kluges und interressantes Volk; von den höheren Klassen lernen sehr viele die englische Sprache, lesen englische Bücher und Zeitungen und zeigen ein vorzügliches Verlangen nach unsrer (der Engländer) Gesellschaft; selbst die Bauern lassen sich die Erlernung des Englischen sehr angelegen sein, und doch sind bis jetzt nur Wenige zur christlichen Religion übergegangen. Ich glaube indeß nicht, daß ihr Widerstand größer ist, als man ihn in jedem andern Lande gefunden haben dürfte, wenn dessen Bevölkerung ein von dem bisher bestandenen so himmelweit verschiedenes Religionssystem geboten, und zumal wenn es ihr von denen geboten würde, die sie als ihre Unterjocher nothwendiger Weise mit scheelen Augen betrachten müßte. Ihre eigne Religion ist in der That eine schaudervolle, weit schaudervoller, als ich sie mir gedacht hatte; sie giebt ihnen keine Sittenlehren; sie ermuntert sie zum Laster durch die Beschaffenheit ihres Ge-

1) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 254.

Digitized by Google

remoniels sowohl als durch die Vorstellung, die sie ihnen von ihren Göttern giebt; und durch die Casten-Einrichtung verhärtet sie ihre Herzen in einem Grade gegen einander, der oft mehr als empörend ist[1])".

Der Bischof erzählt hierauf mehrere Anekdoten, als Beweis für den demoralisirenden Einfluß des Casten-Systems, die jedoch, da er sie selbst nur als außergewöhnliche Fälle betrachtet, unsre Ansicht von dem National-Charakter der Hindus nicht abändern können.

Es wird gewiß Niemand einfallen, von den einzelnen Bösewichtern und Schandbuben, die unter den europäischen Nationen vorkommen und die Welt über ihre Niederträchtigkeit mit Staunen und Abscheu erfüllen, auf den moralischen Zustand dieser Nationen im Allgemeinen schließen zu wollen, z. B. auf den der Franzosen, aus den Schreckens-Scenen der Revolution; den der Holländer aus den zu Amboyna verübten Gräueln u. s. w. Es sind dies Schändlichkeiten, ausgeübt von Menschen, die das Verbrechen wahnwitzig gemacht, Schändlichkeiten, vor denen jede gesittete Nation zurückschaudert. Befolgen wir also bei Beurtheilung der Hindus dieselben Grundsätze, und in der That verfährt auch der wohlwollende redliche Heber in besagter Hinsicht nach diesen Grundsätzen.

„Der Charakter der Nation," bemerkt derselbe, „ist entschieden gut, sanft und leutselig; sie sind nüchtern, fleißig, betriebsam, liebreich gegen ihre Verwandten; im Allgemeinen zu reden, treue Diener und durch gütige Behandlung und Vertrauen leicht zu gewinnen; ja als Soldaten, durch den Militair-Eid verpflichtet, äußerst gehorsam, muthig und treu im Tode und Leben. Allein ihre Moralität reicht nicht über die Grenzen ihrer positiven Verpflichtungen hinaus; und sind dergleichen nicht vorhanden, so zeigen sie sich frech, anmaßend, grausam, verrätherisch und jeder schlechten Handlung fähig".

---

1) Narrative, etc. vol. III. p. 261.

„Wir haben in England viel von ihrer menschlichen Behandlung der Thiere gehört; ich kann blos sagen, daß ich zu Calcutta keine Beweise davon gesehen habe. Man glaube nicht, daß ich gegen die Hindus eingenommen bin, in meinem persönlichen Verkehr mit ihnen, habe ich manche gute Eigenschaft an ihnen entdeckt; und nach allem, was ich sehe und höre, bestätigt sich bei mir nur um so mehr die Meinung, daß viele von den Gräueln und Abscheulichkeiten, die sie sich zu Schulden kommen lassen, auf Rechnung ihres Glaubens zu setzen sind[2])".

Verstehen wir die Worte des Reisenden recht, so begreift er unter denen, die nicht unter der Herrschaft positiver Verpflichtungen sind, die eingebornen Fürsten Indiens, in der Regel Tyrannen; und Tyrannen sind überall ziemlich dieselben.

Er bildete sich indeß die mitgetheilte Ansicht nach einer nur geringen Bekanntschaft mit dem Volke, im Januar 1824, vor seiner Reise in das Innere des Landes, während welcher ihm die mannichfaltigste Gelegenheit wurde, Sitten und Charakter der Hindus zu erforschen. Vierzehn Monate später, ziemlich nach Vollendung seiner Tour durch das ganze Reich, nachdem er seine Meinungen berichtigt, seine Erfahrungen erweitert hatte, und seine Ansichten gereift waren, lautete sein Urtheil über den Charakter der Hindus weit günstiger.

„Ueber das Volk," sagt er in einem von Pertaubghur, in Malwah, an Herrn W y n n gerichteten Briefe, „habe ich, was dessen natürlichen Charakter anlangt, eine sehr günstige Meinung erlangt. Leider haften ihm mehr von jenen Mängeln und Lastern an, die aus Sklaverei, aus einem nicht gehörig geregelten gesellschaftlichen Zustande und aus einem unmoralischen und fehlerhaften Religions-System entspringen; allein auf der andern Seite ist es von hohem Muthe und Tapferkeit

---

1) Narrative, etc. vol. III. p. 264, 265.

beseelt, höflich, verständig und sehr begierig nach Kenntnissen und Fortschritten, mit einer bemerkenswerthen Fähigkeit zu abstrakten Wissenschaften: Geometrie, Astronomie u. s. w., wie auch zu den nachahmenden Künsten, als Malerei und Bildhauerei begabt. Die Hindus sind nüchtern, betriebsam, gehorsam ihren Eltern und liebevoll gegen ihre Kinder, in der Regel sanft und geduldig und durch liebreiche Behandlung, Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse und Gefühle leichter als irgend eine andere Nation, mit der ich verkehrt habe, zu gewinnen. Ihre Fehler scheinen in dem abscheulichen Aberglauben begründet, welchem sie unterworfen sind, so wie auch in dem ungünstigen Zustande, in welchem sie leben. Aber sollte es Gott gefallen, eine große Anzahl derselben dem Christenthume zuzuführen, so würden sie, meines Erachtens, leicht die besten europäischen Christen beschämen. Ich spreche hier vorzüglich von den Sepoys und der unregelmäßigen Reiterei; denn von diesen habe ich das Meiste gesehen, da ich keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mich mit meiner Eskorte zu unterhalten, und in der That hatte ich mehrere Wochen hindurch Niemand außer ihnen zu meiner Unterhaltung. Ich finde übrigens meine eben ausgesprochene Ansicht von den beiden namhaft gemachten Klassen durch das Zeugniß aller im Dienste der Compagnie stehenden Offiziere, mit denen ich über diesen Gegenstand gesprochen, völlig bestätigt; und so weit als meine, allerdings nicht bedeutende Erfahrung reicht, habe ich Grund, zu glauben, daß jene Truppen einen Maßstab zur Beurtheilung der übrigen Hindus liefern[1])".

1) Narrative, etc. vol. III. p. 333. 334.

Achtes Kapitel.

Nahrung — Statur — Kleidung — Schmuck — und Wohnung der Hindus.

Die in Europa hinsichtlich der Hindus herrschenden Vorurtheile sind unzählig; diejenigen, welche sich auf Casten-Wesen, Religion und allgemeine Sitten beziehen, haben wir zu widerlegen gesucht.

Die Vorstellung, welche wir uns von ihrer Nahrung, der Einfachheit ihrer Lebensweise, ihrer allgemeinen Enthaltsamkeit, Nüchternheit und ihrem abergläubischen Widerstreben, thierisches Leben zu zerstören, gebildet haben, erfordern zunächst eine genauere Prüfung.

In der Einbildung mancher Schriftsteller ist Indien bisher eine Art Utopien gewesen, wo, inmitten schattiger Palmyra-Haine und blutloser Altäre, ein Volk von sanftem Charakter, welches die Thiere für seine Brüder halte, in deren Leiber die Seelen ihrer sündhaften Vorfahren und Verstorbenen zur Strafe gebannt worden, ein friedliches und harmloses Leben führe.

Diese Ansicht der Sache gründet sich, wir müssen es einräumen, auf Autoritäten, denen das Publikum beträchtliches Gewicht beizulegen pflegt.

Digitized by Google

Die Directoren der Ostindischen Compagnie, welche von dem Charakter und der Lebensweise ihrer Unterthanen einige Kenntniß haben müssen, erzählen der Welt, daß die Mehrzahl der Hindus größtentheils von Reis lebe und blos den halben Körper mit einem leichten baumwollnen Gewande bekleide [1])".

Montesquieu, von dem die Directoren ihre Begriffe hinsichtlich des Zustandes und der Bedürfnisse ihrer eignen Unterthanen entlehnt zu haben scheinen, wie gewöhnlich auf seine Lieblings-Ideen über den Einfluß des Himmelstrichs zurückkommend, bemerkt, daß das Klima der Hindostaner viele von den zu unserer Bequemlichkeit dienenden Dingen weder erfordere noch zulasse. Gewohnt, fast nackt zu gehen, finden die Hindostaner in ihrem Lande die zu ihrer leichten Bekleidung nöthigen Artikel, und ihre Religion, deren Einfluß sie völlig unterworfen sind, flößt ihnen einen Abscheu gegen diejenigen Nahrungsmittel ein, von welchen wir Gebrauch machen. Sie bedürfen daher nichts von uns, außer unsern Metallen, welche bei ihnen, als Geld, im Werthe stehen, und wofür sie die Waaren geben, die ihre Genügsamkeit und die Natur ihres Landes sie in Menge erübrigen läßt".

---

1) Citirt von Mr. Richards in seinem nützlichen und schätzbaren Werke über Indien, vol. I. p. 48. Das Zeugniß dieses Schriftstellers verdient die größte Berücksichtigung, nicht etwa weil der Verfasser einen großen Theil seines Lebens in Indien zugebracht hat — denn Andere haben noch weit länger in diesem Lande gelebt und sind doch voller Vorurtheile daraus zurückgekehrt — sondern vorzüglich weil seine Ansichten von gesundem reinen Menschen-Verstande zeigen. Er ist ebenfalls bestrebt gewesen, und wir glauben nicht erfolglos, die irrigen Begriffe, welche über den Charakter und die Casten der Hindus herrschen, zu entfernen; und Sir Alexander Johnston, ein vorurtheilsfreier und competenter Richter, zeugte vor dem Hause der Lords (Oberhause) für die Richtigkeit seiner Ansichten. Raport from the Lords, July 1830. p. 136.

Diese Aussprüche werden zum großen Theil durch das Zeugniß eines Schriftstellers unterstützt, der den größten Theil seines Lebens in Hindostan zugebracht hat, und den Manche als die erste bestehende Auctorität über alles, was sich auf die Sitten und Gebräuche der Hindostaner bezieht, betrachtet haben.

Der Abbé Dubois bemerkt, nach Entwerfung eines glänzenden Gemäldes von den Kenntnissen und moralischen Tugenden der alten Brahminen, deren einfache und harmlose Sitten sowohl Könige als Volk mit Achtung erfüllten, daß, trotz der bedeutenden Entartung und Abweichung dieser Priester-Caste von den Tugenden ihrer Vorfahren, dieselbe dennoch einen großen Theil ihres Charakters und ihrer Lebensweise bewahrt habe, daß sie immer noch eine Vorliebe für Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit vom Geräusch der Welt an den Tag lege, indem sie ganz abgelegene Dörfer zu ihrem Aufenthalt wähle, in die sie keinem Individuum von einer andern Caste den Zutritt gestatte": Allein die Aehnlichkeit ist nicht blos hierauf beschränkt, „sie nähern sich," fährt Dubois fort, „noch mehr ihren Vorfahren durch ihr häufiges Fasten[1]), ihre täglichen Waschungen, und durch die Beschaffenheit ihrer Opfer und vor allem, durch ihre gewissenhafte Enthaltsamkeit, nicht blos von Fleisch und aller Nahrung, die jemals das animalische Lebens-Prinzip in sich enthielt, sondern auch von mancherlei andern Natur-Erzeugnissen, mit denen ihre Vorurtheile und Aberglaube einen Begriff von Unreinheit verbinden[2])".

Ferner bemerkt er, bei Beschreibung der Sitten und Lebensweise der Sivaiten oder Verehrer des Lingam: — „Sie würden eben so wie die Brahminen unter keiner

---

1) „Feste," liest man bei Dubois, allein dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler.

2) Description etc. p. 43.

Bedingung animalische Nahrung oder irgend etwas, worin das animalische Lebens-Prinzip seinen Sitz gehabt, wie z. B. Eier oder manche von den einfachern Natur-Erzeugnissen genießen [1])".

Von den Brahminen erwähnt er an einer andern Stelle, daß Milch ihr hauptsächlichster Nahrungs-Artikel sei [2]). „Aber," sagt er, wo er von ihren eingebildeten Sünden spricht, „das auffallendste Beispiel von dem gewissenhaften Bestreben der Brahminen, innere Verschlechterung zu vermeiden, ist ihre Enthaltsamkeit von Fleisch, die alle ohne Ausnahme beobachten. Dies gilt aber nicht blos in Bezug auf jedes lebende Geschöpf, sondern auch auf Alles und Jedes, was das animalische Princip in sich trägt, z. B. Eier aller Art, die ihnen eben so gut untersagt sind, wie Fleisch. Desgleichen haben sie von ihrer vegetabilischen Nahrung, dem großen Fonds ihrer Subsistenz, alle Wurzeln ausgeschlossen, welche in der Erde eine Knolle oder Zwiebel bilden, wie Knoblauch, Schnittlauch u. s. w. Oder sollten wir vielleicht vermuthen, daß sie vielleicht in der einen Klasse von Nahrungsmitteln etwas der Gesundheit Nachtheiliges entdeckt, die andre dagegen ihres unangenehmen Geruchs wegen zurückgewiesen haben? Hierüber kann ich nicht entscheiden; alles, was ich von Denjenigen habe erfahren können, die ich nach den Gründen ihrer Enthaltsamkeit von besagten Dingen befragt, ist, daß es ihnen gebräuchlich sei, dergleichen Artikel, so wie auch solche, die den Keim des animalischen Lebens-Prinzips in sich tragen, zu vermeiden. Dieses ist dasjenige, was man in Indien a u f g e z i e m e n d e W e i s e e s s e n heißt. Die, welche von verbotnen Artikeln genießen, können sich nicht rühmen, daß ihr Körper rein sei, nämlich in den Augen eines Brahmi-

---

1) Description etc. p. 43.

2) Ibid. p. 56.

nen[1])". „Ja", fährt der Abbé fort, „die Gewohnheit, von Jugend auf niemals Fleisch zu essen, und der Abscheu, der ihnen gegen diese Art von Nahrung eingeflößt ist, wächst zu einem solchen Widerwillen an, daß der Anblick einer Person, die davon genießt, bei manchen von ihnen Ueblichkeit erregen würde".

Fügen wir zu Obigem folgende Stelle, so wird das Zeugniß dieses Schriftstellers zu Gunsten der Ansichten Montesquieu's und der Directoren vollständig sein: —

„Diese Enthaltsamkeit herrscht nicht blos unter den Brahminen, sondern, wie wir bereits öfter zu erwähnen Gelegenheit hatten, auch unter den verschiedenen Casten, die nach öffentlicher Achtung streben und, hinsichtlich des in Rede stehenden Artikels in denselben Vorurtheilen aufgezogen, gleichen Abscheu gegen jede Art von Fleisch-Kost zeigen. In gleichem Grade sind ihnen alle berauschende Getränke und Droguen zuwider, und sie würden es für die höchste Beleidigung ansehen, wenn ihnen Jemand zumuthen wollte, von dergleichen Dingen zu kosten. Man dürfte vergebens nach einem Beispiel von Uebertretung dieser ihnen zum Gesetz gewordenen Enthaltsamkeit unter ihnen suchen, und bei den Brahminen ist nicht daran zu denken[2])".

Dubois bemerkt indeß, damit man sich nicht zu sehr hierüber wundere, daß es einem Hindu eben so leicht sei, sich des Fleisches zu enthalten, als einem Juden oder Mohamedaner, kein Schweinefleisch zu genießen.

Die Directoren der ostindischen Compagnie sind jedoch keineswegs zur Aufrechthaltung ihrer Behauptungen auf das Zeugniß eines einzelnen Reisenden beschränkt.

Forbes, der gleichfalls die größere Hälfte seines Lebens im Dienste der ostindischen Compagnie zubrachte,

---

1) Description etc. p. 117.

2) Ibid. p. 167.

und dem es mithin nicht an mannichfaltiger Gelegenheit fehlte, die Hindus kennen zu lernen, bemerkt von den Brahminen, daß ihre einfache Diät in Milch, Reis, Früchten und Gemüsen bestehe; „sie enthalten sich alles Dessen, was je gelebt hat, oder leben könnte, und machen von Gewürzen Gebrauch, um ihrem Reis einen piquanten Geschmack zu verleihen; denn Reis ist ihr Haupt-Nahrungs-Artikel, den sie auch mit Fett oder geklärter Butter schmackhafter machen. Wir können nicht umhin, das Prinzip zu bewundern, welches ihnen diese Menschlichkeit und Entsagung zur Pflicht macht; sollten sie indeß durch ein Mikroscop die zahllosen Thierchen bemerken, welche den Mango bedecken und die Blüthen der Feige bilden, oder die belebten Myriaden wahrnehmen, welche auf jeder Pflanze, die ihnen zur Nahrung dient, wimmeln, so würden sie, in Folge ihres gegenwärtigen Systems, hinsichtlich ihrer Subsistenz in Verlegenheit gerathen. Einige Brahminen treiben ihre Strenge so weit, daß sie nichts Andres essen, als das Korn, welches durch die Kuh gegangen ist, und das ihnen, nachdem sie es von seinen Begleitungen getrennt, für die reinste Nahrung gilt. Einer so großen Verehrung erfreut sich dieses Thier bei den Hindus". An einer andern Stelle, wo die Rede von der Kuh ist, bemerkt er: „Ein Hindu in Travancore, den man über dem Verkauf eines Stiers an einen Europäer ertappt, ward lebendig aufgepfählt. Religiöse Vorurtheile wirken kräftig zur Erhaltung dieses Thieres; allein selbige ist auch politisch, insofern Milch einen Haupt-Nahrungsartikel bildet, und Rinder für Handel und Ackerbau von großem Nutzen sind[1])".

Aus allem, was wir bisher mitgetheilt, scheint hervorzugehen, daß die Hindus, und besonders die Brahminen, sich gewissenhaft des Fleischgenusses enthalten. In

---

1) Oriental Memoirs, vol. I. p. 70, 71, 377.

der That wurde dieß noch im Jahr 1830 im Hause der Lords behauptet[1]), allein man darf die Behauptung nicht wörtlich nehmen.

Die Hindus leben keineswegs, wie sich die Herren Directoren einzubilden scheinen, von Reis oder enthalten sich animalischer Nahrung. Selbst unter den Brahminen hat weder bestanden noch besteht gegenwärtig eine so strenge Enthaltsamkeit, daß sie sich den Genuß alles Dessen versagten, worin das thierische Lebensprincip herrscht oder geherrscht hat; und wenn gewisse Individuen oder gewisse Sekten unter ihnen nichts der Art genießen, so ist dies blos als Geschmackssache anzusehen und keineswegs einem religiösen Beweggrunde zuzuschreiben; denn sowohl ihre Gesetze als ihre heiligen Schriften (scriptures) erlauben ihnen ausdrücklich den Genuß von Fleisch[2]). Indeß giebt es Hindus, sowohl Brahminen als andere, die sich auf Pflanzenkost beschränken; und Reisende haben nach der guten, aber keineswegs untrüglichen Regel, „ex pede Herculem", hieraus gefolgert, daß die ganze Nation aus Pythagoräern[3]) bestehe, und da ihre Meinungen einmal in Aufnahme gekommen, so ist es vielleicht schon zu spät, die Wahrheit zu predigen, die vielleicht jetzt befremdender erscheinen dürfte, als die einmal angenommenen Fabeln.

Wir haben gesehen, wie der Abbé Dubois, dessen Alter und Erfahrung ihn gegen handgreifliche Irrthümer hätten schützen sollen, ganz unumwunden behauptet, daß die Brahminen und die Sivaiten in der Regel sich alles Dessen enthielten, was mit animalischem Leben begabt gewesen. Anderwärts, und zwar weil er beobach-

---

1) Report. from the Lords, etc. July 8th. 1830, p. 44.

2) Siehe Institutes of Menu, chap. V. ver. 36, 56. etc.

3) Des Pythagoras strenge Vorschriften hinsichtlich der Diät sind bekannt.

Digitized by Google

tet hatte, wie die Saiva-Brahminen an manchen Orten in den Tempeln als Diener zum Waschen der Götzenbilder, Herbeischaffung und Zurichtung der Frucht-, Blumen- und Weihrauch-Opfer u. s. w. gebraucht werden, fügt er hinzu: „In manchen Pagoden werden die Sudras auf dieselbe Weise als Opfrer angewendet. Dieser Dienst wird ihnen ausschließlich in denjenigen Tempeln übertragen, wo Geflügel, Schafe, Schweine, Büffel und andere lebende Geschöpfe geopfert werden. Wahrscheinlich ist die Ausübung solcher Dienste in den Tempeln Ursache, daß die Saiva-Brahminen in so große Verachtung gerathen sind", auf der nämlichen Seite, etwas weiter unten, schreibt er ferner: — „Ich will nichts von denen sagen, die spottweise Fleisch-Brahminen und Fisch-Brahminen genannt werden. Man hat mir versichert, daß es im Norden von Indien, ja sogar an der Küste von Malabar, Brahminen gebe, welche Beides (Fische und Fleisch) öffentlich und ohne Bedenken essen. Uebrigens heißt es, ziehe diese Aufführung ihnen keinen Vorwurf von Seiten derjenigen Brahminen zu, welche sich dieser Nahrungsmittel enthalten[1]). Der Grund davon ist, daß man auf die Sache kein besonderes Gewicht legt. Im Süden sind indeß, nach seinem (Dubois's) Zeugniß, die Brahminen immer noch Reisesser, und würden ihre fleischessenden Brüder aus den oberen Provinzen, sollten sich diese in die südlich vom Krischna gelegene Gegend wagen, von ihrer Gesellschaft ausschließen. Er entscheidet übrigens nicht, ob die Pythagoräer des Südens oder die Sarkopagen (Fleischesser) des Nordens für die ächten Vertreter jener alten Brahminen gelten, scheint aber die ersteren dafür zu halten, „weil die Gebräuche der Brahminen, besonders was die Enthaltsamkeit von Fleischspeisen anlangt, in den wärmeren Ländern des Südens

1) **Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 49.**

leichter zu beobachten sind, als in den gemäßigten Gegenden des Nordens." Ist die brahminische Glaubens-Lehre im Süden gegründet worden und von da nach dem Norden gewandert, so läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ihre Bekenner, als sie ihr Vaterland mit einem kälteren Wohnsitz vertauschten, mit der Zeit", wie sich der Abbé ausdrückt, „durch Vernachlässigung der Vorschriften ihrer ersten Vorfahren entarteten und in Folge des klimatischen Einflusses Fleischesser wurden. Allein er hält mit uns die Tartarei oder die Gegend am Caucasus für das ursprüngliche Heimathsland der Brahminen. In einem solchen Lande aber ist der Genuß von Fleischspeisen gewissermaßen nothwendiger Weise durch das Klima bedingt; und es dünkt uns daher wahrscheinlicher, daß die südlichen Reisesser von den Gebräuchen ihrer Vorfahren abgewichen sind.

Die Sekte Vischnu's bildet in Hindostan eine sehr zahlreiche Corporation und enthält Individuen aus jeder Caste, von der höchsten (die Brahminen nicht ausgenommen) bis zur niedrigsten. Diese Sektirer gehören, wie uns der Abbé Dubois versichert, zu dem fleischessenden Theil des Menschengeschlechts, wovon sie keineswegs die enthaltsamsten Mitglieder sind. —

„Die Vischnuiten, und insbesondre die religiösen Bettler dieser Sekte, werden im allgemeinen, und zwar hauptsächlich wegen ihrer Unenthaltsamkeit, vom Volke verabscheut. Man sollte fast meinen, daß sie sich diesem Fehler, vom Geist des Widerspruchs gegen ihre Opponenten, die Lingamiten, beseelt, überlassen; denn die außerordentliche Mäßigkeit dieser letztern im Essen und Trinken gleicht der brahminischen oder übertrifft sie wohl gar; (sie könnten unsern Mäßigkeits-Vereinen zum Muster dienen;) sie enthalten sich, eben so wie die Brahminen, alles Fleisch-Genusses. Die Vischnuiten dagegen essen öffentlich alle Arten von Fleischspeisen, mit Ausnahme des Kuhfleisches, und trinken Toddy, Arrack, und alle

andre hitzige Getränke, welche das Land darbietet, ohne Scham und Rückhalt"[1]).

Allein die Vischnuiten sind, wenn wir demselben Gewährsmann Glauben beimessen, nicht die einzigen Hindus, welche sich Unmäßigkeit zu Schulden kommen lassen. —

„Die Brahminen im Allgemeinen fügen zu ihren übrigen zahlreichen Lastern auch die Schlämmerei. Bietet sich ihnen eine Gelegenheit, ihren Appetit nach Wunsch zu befriedigen, so überschreiten sie alle Grenzen der Mäßigkeit," „und dergleichen Gelegenheiten" fügt der Abbé hinzu, „sind häufig"[2]). „Unlängst," fährt derselbe fort," brach in einem Dorfe von Tanjore im Hause eines Brahminen, des einzigen dieser Caste, welcher daselbst lebte, Feuer aus. Alle Nachbarn liefen herbei und retteten von den Effecten, die sie im Hause fanden, was zu retten war. Unter andern Dingen, die darin vorkamen, entdeckte man einen großen Krug mit eingepöckelten Schweinfleisch (Salzfleisch) und einen andern, bis zur Hälfte mit Arrack gefüllt. Wenn schon die Feuersbrunst den unglücklichen Brahminen zu Boden drückte, so war die in seinem Hause gemachte Entdeckung ihm fast nicht weniger schmerzlich. Sie diente sowohl den Bewohnern des Dorfes als auch ihren Nachbarn in der Umgegend, wohin sich die Geschichte verbreitete, lange Zeit zum Scherz und Spott." Im Ganzen beweißt jedoch diese Anekdote wenig oder nichts gegen die Caste. Wir bedürfen umfassendere Belege, und der Abbé ist bei der Hand, dergleichen zu liefern. — „Uebertretungen dieser Art," sagt derselbe, „sind noch häufiger in den großen Städten, wo man sich die verbotnen Artikel leicht verschaffen und dieselben unentdeckt genießen kann. Ich weiß aus guter Quelle, daß

1) Description etc. p. 53.

2) Ebend. p. 161.

einige Brahminen, in kleinen Gesellschaften, im Geheim die Häuser von Sudras, auf die sie sich verlassen konnten, besucht haben, um an ihrer Fleischkost und ihren hitzigen Getränken Theil zu nehmen, deren Genuß sie sich ohne Bedenken überließen. Es sind mir Fälle bekannt, wo sie eben diesen Sudras erlaubten, an einem Tische mit ihnen zu sitzen, und sich derselben geheimen Abscheulichkeit theilhaftig zu machen. Die verbotnen Gerichte, die sie gemeinschaftlich verzehrten, waren von den Sudras zubereitet worden, obgleich die Berührung, von Mitgliedern einer andern Caste zugerichteter Nahrungsmittel, den Vorschriften der Brahminen gemäß, ein weit größeres Vergehen ist, als in Gemeinschaft mit ihnen zu speisen."

Berauschung ist, nach Dubois, noch weit gebräuchlicher unter den Brahminen als der Genuß verbotner Nahrungsmittel. Indeß hält sich, wie uns erzählt wird, bei weitem die Mehrzahl streng an die Vorschriften der Caste und macht demgemäß keinen Gebrauch von hitzigen Getränken und andern berauschenden Substanzen, ja genießt nichts, was von irgend einem Thiere herrührt, außer Milch. „Man sieht nicht leicht ein, wie die Brahminen im Allgemeinen Schlämmer sein können, während sie zu gleicher Zeit beständig fasten sollen; allein lassen wir dies bei Seite gesetzt sein. Wir wollen jetzt eine Anekdote von einem dem Genuß von Geflügel und Schöpsenfleisch nachhängenden Brahminen mittheilen, die höchst charakteristisch ist. Der Magen eines Hindu, heißt es, stehe unter der Leitung seines geistigen Führers, der, im Fall eines Vergehens, z. B. wenn sein Schützling ein Stachelschwein, eine Schlange oder eine Zwiebel esse, die Macht besitze, ihn aus seiner Caste auszustoßen. In neuerer Zeit scheint indeß dieser Genius seine Macht sehr schonend und nachsichtig geübt zu haben, denn die Anzahl der Uebertreter übersteigt jedenfalls die der Reisesser oder ist wenigstens groß genug, um eine Veröffentlichung ihrer Fehltritte unpolitisch zu machen.

„Als ich mich zu Dharmapuri, einer kleinen Stadt im Carnatick, aufhielt, machte gerade ein Brahmine die Runde in diesem Distrikt, um die begangnen Fehltritte u. s. w. zu untersuchen; einer von der Caste wurde bei ihm wegen unverholener Verletzung der Vorschriften, in Bezug auf Nahrung, und weil er dieselben sogar öffentlich lächerlich gemacht hatte, verklagt. Die Beschuldigung war eben so gegründet, als wichtig. Der Sünder wurde vor den Guru geführt, der zuvor die Zeugen wieder ihn abgehört hatte, und jetzt entschied, daß er des geweiheten Strickes entkleidet werden sollte. In diesem verhängnißvollen Augenblick schritt der Verurtheilte, augenscheinlich von der über ihn verhängten Strafe nicht im mindesten gerührt, in die Mitte der Versammlung, wo der Guru seinen Sitz hatte, und redete, nachdem er auf die ehrfurchtsvollste Weise den Sashtangam gemacht, seinen Richter ungefähr folgendermaßen an: –

„So habt ihr denn nebst euren Beiräthen entschieden, daß ich des Strickes entkleidet werden soll. Es wird dies kein großer Verlust für mich sein. Zwei Silberstücke werden wir einen neuen verschaffen. Allein ich möchte wohl erfahren, welchen Beweggrund ihr habt, mich auf diese öffentliche Weise zu erniedrigen? geschieht es deswegen, weil ich Fleisch gegessen habe? — Ist dies die einzige Ursache, warum dehnt dann die Gerechtigkeit eines Guru, der doch jedenfalls unparteiisch sein muß, seine Strenge nicht auf alle Uebertreter aus? Warum soll ich unter so Vielen, welche den nämlichen Fehltritt begangen, der einzige strafwürdige sein? Ich blicke auf die eine Seite und sehe da zwei oder drei meiner Ankläger, mit denen ich ohnlängst in Gesellschaft eine treffliche Hammelskeule verzehrt habe. Ich wende meine Augen auf die andre Seite, und ich gewahre noch einige, die sich mit mir an jenem Tage im Hause eines Sudra, wo wir zu Mittag speisten, an einem leckeren Hühnchen gelabt haben. Erlaubt mir, blos ihre Namen zu nenen, und ich will noch einige andere

verklagen, deren Bewußtsein sie abgehalten, vor dieser Versammlung zu erscheinen, wünscht ihr es aber, so will ich die Sache durch Zeugen erhärten und meine Anklage rechtfertigen. Der Guru befand sich in offenbarer Verlegenheit und wußte nach Eröffnung eines so bösen Umstandes und bei der Keckheit und Zuversicht des Angeklagten nicht gleich, wie er weiter verfahren sollte. Aber er ermannte sich und rief mit vieler Geistes-Gegenwart aus: „Wer hat diesen Schwätzer hierher gebracht, seht ihr nicht, daß der Kerl toll ist? werft ihn hinaus und laßt uns nichts weiter mit seinem unsinnigen Gewäsch zu schaffen machen"[1]). Auf diese kluge Weise befreite sich der Guru aus einer großen Verlegenheit.

Ein Grund zur Enthaltsamkeit von annimalischer Kost in sehr heißen Ländern ist, daß diejenigen, welche Fleisch essen, einen übelriechenden Athem aushauchen, der dem feinen Geruchssinn eines Pythagoräers auf vier und zwanzig Stunden nach eingenommener Mahlzeit bemerklich ist. Auf diesen Umstand mag wohl jener seltsame, von Dubois erwähnte Unterschied in Bezug auf Enthaltsamkeit von Fleisch und dergleichen, welche unter gewissen Casten herrscht, wo nämlich die Männer Fleisch essen, während die Weiber sich desselben enthalten, gegründet sein[2]).

Einfache Nahrung und Enthaltsamkeit vermehrt die Zartheit des Teints und die Annehmlichkeit des Athems in hohem Grade, wie man dies an Kindern wahrnehmen kann, welche, wenn sie von der Brust genommen werden, stets einen Theil von jener Zartheit und nicht zu beschreibenden Annehmlichkeit ihres ganzen Wesens, wodurch sie sich am Morgen ihrer Tage auszeichnen, verlieren.

Aber unter allen der trifftigste Grund, weshalb

---

1) **Description, etc. p. 169, 179.**

2) **Ebend. p. 119.**

die Hindus in manchen Fällen sich wirklich der Fleischkost enthalten, und der überall als hinreichend gelten dürfte, ist, daß sie zu arm sind, um sich dieselbe zu verschaffen.

„Im Allgemeinen essen sie nichts als Sämereien oder andere geschmacklose Dinge, denn wenn auch die meisten Hindus Reis erbauen, ein Gewächs, welches dem Bedürfniß des Menschen im höchsten Grade zu entsprechen und vollkommen zur Aufrechthaltung seiner Kräfte geeignet zu sein scheint, so wählt ihn die große Volks-Masse doch nicht zu ihrer gewöhnlichen Nahrung. Die Meisten müssen ihn verkaufen, um das nöthige Geld zur Bezahlung ihrer Abgaben und Bestreitung andrer häuslichen Bedürfnisse zu gewinnen. Haben sie ihre Reisernte veräußert, so suchen sie sich den Rest des Jahres über so gut zu nähren, als sie können; sie nehmen dann ihre Zuflucht zu verschiednen Sorten kleiner Sämereien, womit in Europa Ferkel und junge Hühner gefüttert werden; und es wäre dabei nur zu wünschen, daß jeder Hindu diese armselige Kost sich verschaffen könnte“[1]).

Giebt es in Indien irgend eine Caste oder einen Stamm, der sich durch Adel der Gesinnung, Hochherzigkeit und Sittenreinheit vor den übrigen auszeichnet, so sind es gewiß die Kshatriyas oder Rajputen, aber gerade diese hängen dem Fleischgenuß in hohem Grade nach. Nimmt kein Krieg ihre Thätigkeit in Anspruch, so widmen sie gewöhnlich, wenn die Jahreszeit dazu günstig ist, einen großen Theil ihrer Muße den Vergnügungen der Jagd. Unter den Thieren, auf die sie ihre Angriffe richten, ist der wilde Eber das gemeinste. Sein Fleisch scheint ihnen besonders zuzusagen, und sie verfolgen dieses Wildpret mit dem möglichsten Eifer. Allein die Schlupfwinkel, welche die Beschaffenheit ihres Landes darbietet, insbesondre die Mais-Felder, denn der Mais er-

---

1) Dubois, p. 201, 202.

reicht daselbst eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß, geben dem Eber oft Gelegenheit, sich seinen Verfolgern zu entziehen. In den dürren Ebnen von Marwar ist Maisbrei die gewöhnliche Kost der Bewohner, aber in Mewar, dem Paradies der Rajputen, kennt man die Annehmlichkeit des Weißbrodes nur zu gut. Mais und indianisches Korn werden unreif geschnitten, in Bündel gebunden, in der Aehre geröstet und mit etwas Salz genossen. Die Einführung von Melonen und Weintrauben, die gegenwärtig das Haupt-Dessert der Hindus bilden, verdankt Indien dem Kaiser Baber, dem klügsten und ritterlichsten unter den orientalischen Erobrern. Den Taback führte sein Enkel Jehangir daselbst ein. Wenn, oder durch wen die Rajputen den Gebrauch des Opiums haben kennen lernen, ist nicht bekannt; aber „dieses verderbliche Gewächs," sagt ein scharfer Beobachter, „hat dem Rajputen die Hälfte seiner Tugenden geraubt." Unter dem Einfluß des Opiums artet seine natürliche Tapferkeit oft in rohe Wildheit aus, und seine Gesichtszüge, wenn er nicht durch dieses Gift aufgeregt ist, verrathen eine trunkne Schlafsucht.

Von den frühesten Zeiten an sind die Soldaten Hindostans, gleich denen der meisten andern Länder, berauschenden Getränken ergeben gewesen; allein diese, obwohl immer noch beliebt, stehen im Range dem Opium nach. „Opium mit einander genießen, ist das unverletzlichste Pfand, und ein Vertrag, durch dieses Ceremoniel bestätigt, ist unverbrüchlicher, als die stärkste Beeidigung.

Wenn ein Rajpute dem andern einen Besuch abstattet, so ist die erste Frage: umul kya? „habt Ihr Euer Opiat genommen?" — umul kao, „nehmt Euer Opiat." An einem Geburtstage, wo alle Chefs zusammen kommen, um ihrem Bruder zu dem neu angetretnen Jahre (dem neuen Knoten seiner Jahre) Glück zu wünschen, wird der große Becher herbeigebracht, ein Stück Opium hinein gethan, hierauf Wasser gegossen, und durch

Umrühren mit einen Stäbchen eine Auflösung bewirkt, wovon jeder seinem Nachbar etwas mittheilt, aber nicht mittelst eines Glases sondern mit der hohlen Hand, die er ihm an den Mund hält. Aus den sauern Gesichtern bei dieser Gelegenheit zu schließen, kann besagte Solution dem Gaumen nicht behagen, und um den eckelhaften Geschmack, den sie zurück läßt, zu vertreiben, werden Confituren herumgereicht. Merkwürdig ist es, die Aufregung zu beobachten, welche das Opium bewirkt; ein Rajpute, ohne sein Umul, ist zu nichts tauglich, und ich habe oft ihre Geschäftsleute entlassen, damit sie ihren Verstand durch eine Dosis anfrischen möchten; denn sobald die Wirkungen des Opiums verrauschen, werden sie zu wahren Holzblöcken. Opium ist dem Rajputen nöthiger als Nahrung"[1]).

Der Rajpute verschmäht fast keine Speise, mit Ausnahme derjenigen, welche bei allen civilisirten Nationen für unrein und eckelhaft gelten. Sein Wildpret besteht in Hasen, Hirschen, wilden Schweinen, Elennthieren und Büffeln; außer diesen erstreckt er seine Verfolgungen auf den wilden Hund, die Hyäne, den Wolf und den Tiger, die zuletzt genannten Thiere tödtet er, weil sie ihm schädlich sind.

Caniya's Verehrer, die ihre Zuflucht in sein Heiligthum zu Nat'hdwara genommen haben, beschränken sich, zur Buße auf Pflanzenkost, die in gerockneten Früchten Kräutern und geronnener Milch besteht, indeß würzen sie diese Dinge in der jetzigen ausgearteten Zeit mit Rosenwasser, Ambra und allen Aromen des Orients. Wenn der Rajpute Europäer zu bewirthen hat, so bittet er bisweilen seine Gäste, ihre Küche mitzubringen, indem er fürchtet, daß seine Gerichte ihrem Gaumen nicht zusagen möchten. Ein Beispiel dieser Art kam dem Oberst Tod zu Jodpur vor. Als ihn nämlich der Raja zum Mittagsmahl bei sich einlud, fügte er seiner Einladung die

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 644, 645.

oben erwähnte seltsame Bitte hinzu, und zwar aus Furcht, daß ihm sein Nachtisch nicht zusagen möchte. „Ich hatte dieses indeß," bemerkt der Reisende, „in Sindia's Lager oft zu sehen Gelegenheit gehabt, wo Schöpsenfleisch, Geflügel und Fricassees den Proviant der Mahratten vermannichfaltigten, und versicherte daher, daß wir keineswegs Ursache haben würden, der Gastronomie von Jodpur nicht Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; wir sendeten indeß unsre Küche und etwas Claret dazu, um auf das Wohl des Königs von Marudes zu trinken. Nachdem wir unserm Wirth unsre Achtung bezeugt, entließ er uns mit dem höflichen Wunsche, daß wir uns eines guten Appetits erfreuen möchten; man führte uns, unter Vortragung einer Anzahl goldner und silberner Stäbe, in einen Saal, wo wir die Tafel in buchstäblichem Sinne des Worts mit Curries, Pillous und Ragouts aller Art bedeckt fanden, inmitten dieser war der Hari moong Mundore ra, das grüne Gemüse von Mundore, zunächst dem Rabri oder Mais-Brei, das Lieblings-Gericht des einfachen Rahtore. Wir sahen jedoch hier die Gerichte sowohl der Hindus als der Muselmänner aufgetischt, und fast alle in silbernem Geschirr. Die Curries waren vortrefflich, vorzüglich die aus Vegetabilien, aus Hülsenfrüchten, Kakris oder Gurken und einer kleinen Melonen-Art bereiteten; letztre ist nicht größer als ein Ei und wächst in diesen Gegenden wild; sie wird als Geschenk durch Kassids, das ist Läufer, mehrere hundert Meilen weit in allen Richtungen transportirt"[1]).

Früchte, wie sich zufolge ihrer Menge und Wohlfeilheit erwarten läßt, spielen unter den Nahrungsmitteln der Hindus eine Hauptrolle[2]). Ihre Wälder und Gärten bieten ihnen Ueberfluß an Guavas, Pisang,

---

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 732.

2) Ebend. p. 267, 278, 516. 565, 644, 662, 732.

Bananen, Custard-Aepfeln, Tamarinden, Orangen, Apfelsien, Citronen, Trauben, Ananas und Granat-Aepfeln. Unter allen Früchten Indiens aber ist die beste und zahlreichste die Mango Pflaume[1]), welche in allen Theilen des Landes, selbst in den Wäldern, gefunden wird. Der Baum, welcher diese Frucht trägt, gleicht in Größe einer großen Eiche, in Laubwerk aber und in seiner äußeren Erscheinung überhaupt, mehr der spanischen Kastanie. Die vorzüglicheren Mango-Spielarten sind äußerst wohlschmeckend, etwa wie die große gelbe venetianische Pfirsche, aber noch vorzüglicher, durch einen Beigeschmack von Orangen und Ananas. Forbes sah während seines Aufenthalts in Guzerat hundert Pfund dergleichen Früchte für eine Rupie verkaufen. Die Mango-Pflaume bildet daher auch zur Zeit ihrer Reife das Hauptnahrungsmittel der ärmern Volksklasse und soll sehr nahrhaft sein. Chili-Pfeffer[2]) und Cardamom, angenehme Gewürze von der malabarischen Küste, bilden eine Hauptzuthat zu den Curries.

Vorzüglich lüstern sind die Hindus nach wildem Honig, der in den Felsen-Spalten, in Höhlen und auf den Gipfeln rauher zackiger Berge gefunden wird. Fische, sowohl frisch als eingesalzen, bilden ebenfalls ein stehendes Nahrungsmittel dieser Nation, ganze Stämme gewinnen einzig und allein durch den Fischfang ihren Lebensunterhalt, die Ausbeute wird in beträchtlichen Quantitäten in das Innere verführt.

---

1) Der Mango (Mangifera Indica) hat eine fünfblättrige Blumenkrone und eine nierenförmige Steinfrucht. Die Blätter sind länglich lanzenförmig, die Blumen in einer großen Endrispe fast immer einfädig. Der indische Mango wächst in Ostindien wild, und wird gewöhnlich in Gärten gezogen. Die Blumen haben fünf Staubgefäße, von denen vier unfruchtbar sind, und einer sich völlig ausgebildet zeigt. Man hat wie bei unserm Obst auch von dieser Frucht, welche Mangopflaume heißt, mehrere Spielarten.

2) Forbes, Oriental Memoirs. vol. I. p. 29, 30, 32.

Viele Eingeborne von Concan beschäftigen sich mit der Jagd und essen daß Fleisch von Hirschen, Hasen, Wachteln, Rebhühnern und Tauben [1]).

Die Chensu, ein das Hügelland oberhalb Malabar bewohnender Stamm, jagen und tödten alle Arten von Wildpret.

Die Telinga Banijigaru, Verehrer Vischnus, sind insgesammt entweder Kaufleute, oder Pächter, oder Lastträger; sie essen Schafe, Ziegen, Schweine, Geflügel und Fische und berauschen sich, ob ihnen gleich der Genuß geistiger Getränke verboten ist, in Bang.

Die Madigas, welche Felle zurichten, oder Schuhe machen, oder den Boden anbauen, essen nicht nur alle Arten Fleisch, sondern sogar Aas und trinken ganz offen und unverholen hitzige Getränke.

Die Ruddi, eine sehr achtbare Sudra-Caste, welche hauptsächlich Ackerbau treibt, nährt sich von Schweinen, Schafen, Ziegen, Wildpret und Geflügel, der Genuß von Honig ist ihr erlaubt. Buchanan, wo er von dieser Caste spricht, bemerkt, es sei ein Irrthum, wenn man die Kshatriyas für die Kriegerkaste ansehe; weil die Ruddi sowohl, als andre Ackerbau treibende Sudras, stets einen Theil der eingebornen Fuß-Miliz, die überall in Indien eingeführt zu sein scheint, gebildet haben. In den Heeren der eingebornen Fürsten bilden sie ebenfalls ein beträchtliches Corps.

Die Palliwanlu, ein Stamm von tamulscher Abkunft, die entweder Pächter oder Gärtner sind, essen Fleisch und trinken geistige Flüssigkeiten.

Den Muchaveru, oder Schuhmachern erlaubt das Gesetz, Hammelfleisch und Fische zu genießen, aber man erwartet von ihnen Enthaltsamkeit von spirituösen Flüssigkeiten, was unsre europäischen Schuhmacher für eine seltsame Zumuthung halten würden. Um sie jedoch wegen

1) Forbes, p. 53, 84, 197.

dieses sonderbaren Verbotes gewissermaßen zu entschädigen, dürfen sie so viele Weiber heirathen, als sie wollen. Ganz das Nämliche gilt von den Telingana Uparu, deren eigentliche, von ihren Gesetzgebern ihnen zugetheilte Beschäftigung in Erbauung von Schlammmauern, und vorzüglich Forts besteht, da aber weder Hütten noch Schlamm-Festungen hinreichend begehrt werden, um die ganze Caste zu beschäftigen, so haben sie sich die Freiheit genommen, die von der Weisheit ihrer Vorfahren dictirten Vorschriften bei Seite zu setzen, und treiben gegenwärtig sowohl Ackerbau als andere Gewerbe.

Die Wully Tigulas, ein andrer Tamul-Stamm; die Teliga Devangas, von der Siva-Sekte; die Baydaru, welche Soldaten und Jäger sind und ebenfalls zur Siva-Sekte gehören; die Curubas, Soldaten und Ackerbauern; und die Canara Devangas, essen sämmtlich Fleisch und trinken gelegentlich auch spirituöse Getränke [1]).

Die Niadis, eine aus Malabar vertriebne Caste,

1) Buchanan, Journey through the Mysore, etc. vol, I. p. 169, 242, 143, 254, 258, 261, 303, 304, 339, 353, 359. 396, 420. Um Wiederholung der nämlichen Sache im Texte zu vermeiden, mögen hier die andern Casten von Süd-Indien stehen, welche gewöhnlich als Fleischesser bezeichnet werden. Die Goalas oder Schäfer, vol. II. p. 13. Die Bestas, Pächter und Kalkbrenner, 25. Die Mysore-Pächter, 88. Die Curubaru, die Alles, selbst Aas, aber kein Rindfleisch essen, 127, 129. Die Naimars oder Nairs, die, obwohl eigentlich Vischnuiten, das Abzeichen Siva's tragen, 410—112. Die Tiars, 416. Die Mogayer, oder Fischer, vol. III. 22. Die Biluaras, welche den Saft aus der Palme ziehen, 53. Die Corar, 100. Dieser Caste ist vom Gesetz gestattet, Tiger zu essen, aber Hunde und Schlangen dürfen sie nicht genießen, p. 101. Die Handi Curubas, 336. Es würde ein Leichtes sein, dieses Verzeichniß zu verlängern, allein die angeführten Beispiele mögen hinreichen, besonders da alle die angeführten Stämme die Halbinsel bewohnen, wo, nach Sir Alexander Johnston's Behauptung, Sitten und Gebräuche in ihrer größten Reinheit bestehen.

führen eine höchst seltsame Diät, sie verschmähen jede Art von Arbeit und leben daher in der größten Armuth. Nicht vertraut mit der Fischerei und Jagd, ernähren sie sich von wilden Wurzeln und erbettelten Mundvorräthen; indeß glückt es ihnen gelegentlich, eine Schildkröte zu tödten oder ein Krokodill zu fangen, deren Fleisch ihnen so wie den Nubiern, für eine köstliche Speise gilt.

Die Bacadaru, ein Stamm von carnataſcher Abkunft, gegenwärtig in Sclaverei versunken, ernähren sich nicht blos von Fleisch, sondern dürfen sich auch „um mit Buchanan zu reden," gesetzlicher Weise betrinken; eine Begünstigung, die, wie wir finden, die Schuhflicker nicht theilen.

Die Pariahs, deren Anzahl, wie bereits gezeigt worden, sich auf etwa dreißig Millionen Seelen beläuft, machen selbst von Rindfleisch zu ihrer Nahrung Gebrauch. Sie mögen wohl einen Theil der ursprünglichen Bevölkerung bilden, die, weil sie beim Erblühen des Brahminismus die Vorurtheile dieser Sekte zurückwiesen, von den rachsüchtigen Priestern geächtet und von der Gemeinschaft mit den übrigen Casten ausgeschlossen wurden.

Forbes selbst, nachdem er sich durch eigne Erfahrung von den aus Europa mitgebrachten Vorurtheilen befreit, entdeckte, daß manche von den bengalischen Brahminen Fische und verschiedne Sorten Fleischkost genießen; und daß ihnen dieses nicht allein erlaubt, sondern sogar bei Gelegenheit besondrer Ceremonien geboten ist. Dagegen bemerkt er, daß in Guzerat ein verschiednes Verfahren herrsche. Die Mahratten indeß, obschon ohne Ausnahme Hindostaner," und insbesondre die unteren Volksklassen, essen fast alles, was ihnen vorkommt; z. B. Hammel, Ziegen, wilde Schweine, Wildpret und Fische.

Major Moor nennt zwei Orte, wo die Mahratten Rindfleisch essen, und wo es erlaubt ist, Vieh (Kühe

Digitized by Google

und Ochsen) zu tödten und öffentlich zum Verkauf auszulegen.

Forbes erzählt eine Anekdote, welche wir hier mittheilen wollen, indem sie die Bedenklichkeiten der Hindostaner aus den niedern Ständen beleuchtet. „Ein wohlhabender Mann meiner Bekanntschaft," erzählt er, „machte einst zu seiner Ergötzlichkeit einen Ausflug auf's Land und hatte sich zu diesem Behuf mit einem guten Rinderbraten versehen, der bei kalter Küche ein Hauptgericht bildet; da er zu Pferde reiste, so befahl er, das Fleisch mit einem Tuche zu bedecken und in seinen Palankin zu legen, damit es frisch bliebe. Die Träger weigerten sich aber, den Palankin zu tragen, weil er eine verbotene Speise enthalte. Als jener nun sah, daß weder Vorstellungen, noch Bitten, noch Drohungen etwas fruchteten, so schnitt er ein Stück von dem Fleische ab, verzehrte es vor ihren Augen und befahl, daß sie ihn nach dem verabredeten Orte tragen sollten, wo seine Freunde auf ihn warteten. Dies hatte den gewünschten Erfolg, die Träger waren die ersten, welche über ihre Albernheit lachten und riefen aus: „der Herr ist ein weiser Mann, mit zwei Augen, die Schwarzen sind arme thörigte Leute, mit blos einem Auge; sie nahmen den Palankin, mit dem Fleische und trugen ihn guten Muthes nach dem Zelte"[1]).

„Die niedrigeren Casten der Hindostaner," bemerkt Major Moor, „sind hinsichtlich Dessen, was sie essen oder berühren, nicht so gewissenhaft, besonders wenn sie von Andern nicht beobachtet werden. Sind sie von ihrer Familie entfernt und ihren Priestern aus den Augen, so setzen manche diese zarten Begriffe von Reinheit bei Seite. Die, welche in den Häusern von Europäern dienen, stellen sich gewöhnlich in besagter Hinsicht gewissenhaft; eine englische, mit mancherlei Speisen besetzte Tafel ist noth-

1) Forbes, vol. I. p. 2; II. 139

wendiger Weise von einer Anzahl Bedienten aus verschiednen Casten umgeben, welche den Gästen aufwarten. Zu Baroche, Surat und Bombay trägt ein Hindu keine Schüssel ab, worauf Rindfleisch gelegen; ein Mohamedaner rührt keinen Teller an, der durch Schweinfleisch, nach seiner Meinung, besudelt worden ist; eben so wenig als ein Parsie sich dazu entschließen kann, eine Schüssel mit Hasen- oder Kaninchen-Fleisch zu entfernen. Mir ist blos ein Parsie-Bedienter vorgekommen, der ein Licht zu putzen wagte, alle übrige weigerten sich, dies zu thun, aus Furcht, daß sie das Symbol der Gottheit, die sie verehren, auslöschen möchten, und eben jener that dies nie in Gegenwart eines andern Parsie"[1]).

Wahrscheinlich entlehnten die früheren europäischen Reisenden, in Hindostan, ihre irrigen Begriffe hinsichtlich der Diät und Gewohnheiten der Hindus von ihren Bedienten, die besagte große Gewissenhaftigkeit heuchelten. Die falschen Ansichten haben sich indeß sehr weit verbreitet und scheinen im Allgemeinen noch ziemlich tief zu wurzeln, da selbst ein so gelehrter und überlegender Mann, wie Heber, sich, wie er selbst bemerkt, nicht eher von ihrem Einfluß los machen konnte, als bis er durch seine eignen, im Lande selbst gemachten Erfahrungen ihre Grundlosigkeit entdeckte.

„Ich hatte, bis ich nach Indien kam," bemerkt er, „stets gehört, und vollkommen geglaubt, daß es in den Augen der Brahminen ein großes Verbrechen sei, Fleisch zu essen oder überhaupt das Blut irgend eines lebenden Wesens zu vergießen"[2]). Allein er war noch nicht den Ganges hinauf bis Calcutta gesegelt, als er sich gezwungen sah, diesen Glauben aufzugeben. Unter den Handelsschiffen und Maldive-Böten, womit der Hugly übersäet

---

1) Oriental Memoirs, vol. II. p 138.

2) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 347, 800. edit.

war, und die ihn an das geschäftige Leben und Weben auf der Themse erinnerten, sah er zahlreiche Fischer mit ihren Barken, welche damit beschäftigt waren, für den Appetit ihrer wohlhabenden Landsleute, sowohl Brahminen als Andrer, zu sorgen. "Fische galten, wie sich unser Reisender jetzt überzeugte, für eins der reinsten und gesetzmäßigsten Nahrungsmittel. Kein Irrthum scheint in der That so allgemeinen Eingang gefunden zu haben, als die vermeintlich vom Gesetz gebotne Enthaltsamkeit der Hindus von thierischer Kost. So essen manche Brahminen sowohl Fische als junge Ziegen. Die Rajputen genießen, außer den eben genannten Artikeln, Schöpsen-Fleisch und Wildpret. Einige Casten können alles essen, außer Geflügel-Rind- und Schwein-Fleisch; dagegen letzteres für andre ein beliebtes Nahrungsmittel, und blos Rindfleisch eine unerlaubte Speise ist." Er fügt hierauf hinzu, daß der Genuß berauschender Getränke den Hindus durch ihre Religion zwar verboten sei, daß aber dieses Verbot sehr allgemein von Leuten aller Stände vernachlässigt werde"[1]). Später, während seiner Fahrt den Ganges hinauf nach Benares, fand er seine hindostanische Dienerschaft stets bereit, von den Fischen Gebrauch zu machen, die er ihnen gutmüthig anbot. „Ich sah hier," erzählt er bei dieser Gelegenheit, „eine Reihe Körbe, die sich einer in den andern öffneten, gleich Fallen, oder vielmehr nach dem Prinzip der englischen Aalnetze eingerichtet, zum Fischfang aufgestellt, die Fische können, sind sie einmal hineingegangen, nicht gut wieder umkehren und schwimmen daher vorwärts bis in einen Behälter am Ende, dessen Eingang mit scharfen Schilfrohr, die Spitzen nach innen gekehrt, besetzt ist[2]).

1) Ibid, vol. I. p, 9. Er scheint indeß die Sepoys in der Regel für nüchterne Wasser-Trinker gehalten zu haben, vol. I. p. 217.

2) Narrative of a Journey, etc. vol II. p. 134. Vol. I.

Manche Brahminen sind überdies, wie ihm Warner, der in dem Furriedpur-Distrikten ein obrigkeitliches Amt bekleidete, versicherte, dem Trunke ergeben und unter den Decoits, den wildesten und rohesten Banditten, zu finden [1]).

In demselben Verhältniß als sich die Erfahrungen dieses geschickten und vorurtheilsfreien Reisenden mehrten, wuchs auch seine Ueberzeugung, daß die in Europa hinsichtlich der pythagoräischen Lebensweise der Brahminen und Hindus überhaupt herrschenden Begriffe im Allgemeinen völlig ungegründet sind. „Sie dürften sich," bemerkt er in einem Schreiben an einen Freund, „vielleicht eben so sehr darüber wundern, als ich, wenn Sie erfahren, daß alle die, welche es haben können, fast eben so gern Fleisch essen, als wir Europäer, ja daß sogar den meisten Brahminen der Genuß von Schöpsenfleisch und Wildpret erlaubt ist." Desgleichen bemerkt er in einem andern, ebenfalls an einen Freund gerichteten Briefe: „Ich habe nunmehr selbst Brahminen vom höchsten Range Ziegen die Köpfe abschneiden sehen, um sie dem Gott Durga (Bhavani) zu opfern; und ich habe sowohl von Brahminen als aus andern Quellen erfahren, daß nicht nur auf diese Weise, als eine verdienstliche Handlung, Thiere zu Hunderten (Hecatombs of animals) geschlachtet werden, (ein Rajah schlachtete zu diesem Behuf vor etwa fünf und zwanzig Jahren, sechszigtausend innerhalb vierzehn Tagen), sondern auch, daß Jedermann, Brahminen nicht ausgenommen, ohne Bedenken von dem Fleische genießt, was einer ihrer Gottheiten als Opfer vorgesetzt worden ist, während unter fast allen übrigen Casten Schöpsen-Fleisch, Schwein-Feisch, Wildpret, Fische

---

p. 237. 238. Siehe über den Fleisch- und Fisch-Genuß von Seiten der Hindus, vol. I. p. 111, 117, 208, 466.

1) Narrative, etc. vol. I. p 217.

u. s. w. mit Ausnahme von Rindfleisch und Geflügel eben so gern gegessen werden, als in Europa"[1]).

Herodot, bei dessen Irrthümern, wie sie genannt werden, die Unwissenden und Oberflächlichen so gern verweilen, hatte gehört, daß es in Indien Canibalen gebe, die sogar die Leichname ihrer Aeltern verzehren; Leuten, die mit den Ausschweifungen, zu welchen Aberglaube die Menschen hingerissen hat, nicht vertraut waren, erschien dieser Bericht nothwendiger Weise fabelhaft; und die Calantiae und die Padaei wurden für Wesen erklärt, die nirgends außer in der fruchtbaren Phantasie des griechischen Geschichtsschreibers existirt.

Wir finden indeß die Beschuldigung wegen Kanibalismus von einem neuern, höchst glaubwürdigen Schriftsteller wiederholt. „Die Hindus, selbst die Brahminen, essen nicht nur Fleisch, sondern sie essen (wenigstens eine Sekte) sogar Menschenfleisch. Sie tödten, meines Erachtens, nicht etwa Menschen, um sie zu verzehren, sondern sie essen die Leichname derjenigen, die sie in dem Ganges oder in dessen Nähe und vielleicht auch in andern Flüssen finden. Der Name der Sekte ist Paramahansa; überdies habe ich wohl verbürgte Nachrichten, daß man nicht gar selten Leute dieser Sekte in der Nähe von Benares auf Leichnamen den Fluß hinab steuern und davon zehren sieht." Ob ein faulender Leichnam sich dergestalt als Nachen benutzen lasse, müssen wir den Physikern zur Entscheidung überlassen. Es wäre indeß zu wünschen, daß Major Moor die Sache selbst gesehen hätte; denn wäre sie hinreichend verbürgt, so gehörte sie unter die außerordentlichsten Beispiele von der Ausartung und Verderbniß des menschlichen Geschmacks, die uns je von Reisenden mitgetheilt worden sind.

„Die Paramahansa," fährt Major Moor fort, „sind übrigens keineswegs eine niedrige verächtliche Caste,

---

1) Narrative, etc. vol. III. p. 251, 477, 347.

wenigstens nehmen sie in ihren eignen Augen einen sehr hohen Rang ein, und mein Gewährsmann versicherte mir, daß das menschliche Gehirn von diesen epicuräischen Kanibalen für den größten Leckerbissen bei ihren ungastlichen, widrigen Banquets gehalten werde. Es dürfte unsern europäischen Lesern eben so schwer fallen, diesem bisher nicht berichteten Umstand von den fleischverabscheuenden Hindus, als ihrer jetzt durch Thatsachen völlig verbürgten Verschwendung von Menschenleben Glauben beizumessen. Anekdoten, zur Bestätigung der blutdürstigen Eigenschaften dieses Volkes ließen sich in Menge sammeln, Anekdoten, welche Manchen, der durch die Berichte von Reisenden gewisse Begriffe über die enthaltsamen, Fleischkost verwerfenden Hindus eingesogen hat, mit Abscheu erfüllen würden"[1]).

Dieses eckelhafte Gemälde zu vervollständigen, entlehnen wir aus Forbes eine Erzählung, welche als Seitenstück zu Bruce's Schilderung eines abyssinischen Banquet's dienen kann. —

„Es ist wohl bekannt," sagt Forbes, „daß in einigen Distrikten in der Nähe von Bengalen ein Volks-Stamm, Namens Schafesser, existirt, welcher die Thiere lebendig ergreift und wirklich Wolle, Haut, Fleisch und Eingeweide verschlingt, bis nichts als das Scelett übrig ist. Lady Anstruther, die während ihres Aufenthalts in Indien eine schätzbare Sammlung von Zeichnungen gebildet hat, besitzt unter andern mehrere von einem Eingebornen in Wasser-Farben ausgeführte Gemälde, welche das ganze Verfahren dieser außergewöhnlichen Fresser, von Ergreifung des unglücklichen Thieres an bis zu seiner völligen Aufzehrung, darstellen.

Unter allen diesen Kannibalen und Fleischessern giebt es indeß ohne Zweifel manche Brahminen und Andre, die sich streng animalischer Kost enthalten. Dessenungeachtet

1) Moor's Hindoo Pantheon, ap. Forbes, vol. I. p. 398, 399.

sind ihre Nahrungsmittel verschiedenartig genug. Das Mahl eines auf Pflanzen-Speisen sich beschränkenden Brahminen besteht gewöhnlich in gewürztem Brod, Reis, Curry, Gemüse und einer Nachspeise. Ihr gewöhnliches Brod ist aus feinem Waizen-Mehl, Dschuari von Badschera gebacken. Hierzu fügen sie gern einen dünnen Kuchen oder eine dünne Waffel von feinem Dord-Mehl und sehr stark mit Stinkasant (Assa foetida) gewürzt; eine Salzspeise, Popper-Khor genannt, und einen sehr heißen Massaula, zusammengesetzt aus Kurkumá, schwarzem Pfeffer, Ingwer, Knoblauch, verschiednen Arten Sämereien und einer Quantität des hitzigsten Chili-Pfeffers. Alle diese Dinge werden mit dem Dord-Mehl und mit Wasser zu einem zähen Teige zusammengeknetet, und dieser wird hierauf zu Kuchen, so dünn wie Oblaten, ausgerollt, welche man zunächst etwas an der Sonne trocknen läßt und dann bäckt, etwa wie die Hafer-Kuchen in Schottland, bis sie ganz kraus sind.

Der brahminische Curry ist in der Regel nichts andres als warme Buttermilch, durch Roggen-Mehl verdickt und schwach gewürzt. Ein andres Lieblingsgericht der Brahminen besteht aus einer Art zerstoßenen, mit Salz und Kurkumá gekochten Erbsen; man ißt es mit Ghie oder geklärter Butter.

„Wenn das Mahl vorbei ist, wäscht der Brahmine zunächst seinen Körper mit warmem Wasser, bei dieser Operation trägt er seinen Dotie, das ist ein Gewand, welches, um die Hüften befestigt, bis zu den Fußknöcheln herabreicht; ist dies geschehen, so hängt er den Dotie zum Trocknen auf und bekleidet sich anstatt desselben mit einem Stück seidnen Zeuges; denn es ist keinem Brahminen erlaubt, während der Mahlzeit etwas Anderes zu tragen. Wenn Jemand von einer andern Kaste, oder selbst ein Brahmine, der sich nicht gewaschen hat, seinen Dotie, während dieser trocknet, anrührt, so kann er ihn nicht tragen, ohne ihn zuvor wieder gewaschen zu haben. Nach-

Digitized by Google

dem er mehrere Gebete hergesagt und andre Ceremonien verrichtet hat, setzt er sich zu seinem Mahle nieder, welches auf einem Tischtuche oder vielmehr einer Tischdecke von frisch gesammelten, je nach der Zahl der Speisenden in größerer oder geringerer Menge aneinander befestigten Blättern aufgetragen wird. Teller und Schüsseln bestehen unabänderlich aus Blättern. Ein Brahmine ißt nie aus einem andern Geschirr. Zinnerne oder kupferne, verzinnte Gefäße werden wohl zum Kochen gebraucht, aber ein Brahmine kann nicht daraus essen. Die Speisen, nachdem sie in der Küche bereitet worden, werden in abgetheilten Portionen auf Schüsseln von verschiedener Größe, Form und Tiefe auf der großen grünen Tischdecke symmetrisch aufgestellt. Die Mitte der Tafel nimmt gewöhnlich ein großer Haufen einfachen gekochten Reises ein, und bei einem Festmahle werden diesem in der Regel noch zwei andre von weißem und gelbem, mit Gewürzen und Salz untermengten Reis hinzugefügt; desgleichen zwei Haufen süßen Reises, den man mit Chatna, Salzbrühe und geschmortem Gemüse ißt; letzteres besteht gewöhnlich in Berenjals, Bendre = Turoy und verschiedenen Bohnenarten, alles schmackhaft zubereitet und stark gepfeffert.

Der Chatna (Tschatna) wird meistentheils aus einer Pflanze Namens Cotemar bereitet, die in ihrem Aeußern große Aehnlichkeit mit der Petersilie hat, aber für den nicht daran Gewöhnten einen höchst unangenehmen Geruch und Geschmack hat, diese wird so stark gepfeffert, daß die übrigen Ingredienzien wenig zu unterscheiden sind. Der Chatna wird bisweilen mit Kokosnuß, Citronensaft, Knoblauch und Pfeffer bereitet, und nebst der Salzbrühe in tiefen Blättern zu dreißig oder vierzig Portionen rings auf der Tischdecke aufgestellt; denn die Hindus machen von diesem piquanten Gericht zu ihrem Reise vorzüglich gern Gebrauch. Diese scharfen Zuspeisen werden nicht mit Essig bereitet, sondern in Oel und Salz aufbewahrt und mit Pfeffer und dem sauern Saft der Tamarinden ge-

Digitized by Google

würzt; Brahminen und andre Hindus verbannen die Zwiebel von ihrem Tische. Ghie, welcher in tiefen Blätter=Bötchen (Schüsseln) die Hauptwürze des Mahles zu bilden scheint, wird in reichlicher Menge herumgegeben; das Dessert besteht in Mango=Pflaumen, die in Zucker, Ingwer, Citronen und andern angenehm schmekkenden Dingen eingemacht sind; ferner in verschiednen Frucht=Syrupen und bisweilen etwas reifem Obst. Indeß ist das Dessert nichts Gewöhnliches. So beschaffen ist der Tisch eines reichen Brahminen, der keine Fleischkost genießt" [1]).

Die Armen, welchen ihre Vermögens=Umstände nicht erlauben, an Fleisch zu denken, schätzen sich hinreichend glücklich, wenn sie etwas Reis oder etliche auf den Feldern gesammelte wilde Kräuter haben können. Andre müssen sich mit Bambussamen oder andern geschmacklosen, wenig nährenden, aber wohlfeilen und in Menge vorkommenden Sämereien begnügen. Es ist wahrscheinlich, jedoch nicht durch authentische Zeugnisse verbürgt, daß der Lotus=Same bisweilen genossen wird. Wicken gelten für eine große Delicatesse; desgleichen Kuchen, in Kokosnuß=Oel geröstet.

Der Hindu bedient sich beim Essen blos der rechten Hand. Der Gebrauch von Messern, Gabeln, Löffeln u. s. w. ist ihm ein wahrer Gräuel; er trinkt aus einem kupfernen Becher oder aus der hohlen Hand, hütet sich aber, wenn er ein Gefäß dazu anwendet, stets, die Lippen damit zu berühren. Diese eigenthümliche Sitte wurde bereits von den Portugiesen während Vasco de Gama's erster Reise beobachtet. Nach Beendigung des für sie im Palaste des Zamorin aufgetischten Mahles, welches in Feigen, Dschakas u. s. w. bestand, wurde in einem goldnen Becken Wasser herumgereicht; die Portugiesen, wohl vertraut mit den Anforderungen hindostanischer Etiquette,

1) Oriental Memoirs, vol. II. p. 49—51.

suchten sich derselben zu fügen, allein nicht gewohnt, auf diese Weise zu trinken, schluckten sie entweder zu viel, so daß ihnen das Wasser in die Kehle kam und sie zum Husten reizte, oder sie beschmutzten sich die Kleider damit und versetzten dergestalt den ganzen Hof in ein lautschallendes Gelächter [1]). Die von den Sastras festgesetzten Eßstunden sind, ein Uhr des Morgens und zwei Uhr Nachmittags, allein diese unbequeme Zeit wird nicht beobachtet.

Le Gout de Flair giebt für Hindostan sechs verschiedne Sorten Reis an, behauptet aber, daß es irrig sei, den Reis in zwei Hauptsorten, in die in seichtem oder nassem, und die in trocknem Boden zu erzielende abzutheilen; jede der sechs Sorten vertrage sowohl trocknes als nasses Land. Die beste Sorte Reis nennt er Bonafuleh; sie ist nicht nur vom hellsten, klaren Weiß und hat einen trefflichen Geschmack, sondern duftet auch einen Ambra-Geruch.

Der Hindu bäckt von Reismehl eine Art Brod, Ape genannt. Zum Gähren des Mehls setzt er, statt unsres Sauerteigs, etwas Palmenwein und gestoßenen Reis hinzu, durch Weglassung des letztern erhält man ein gutes Brod, da im entgegengesetzten Fall das Ape angenehm und selbst leichter zu verdauen ist, als Waizenbrod.

Auch geröstet giebt der Reis eine schätzbare Speise; man giebt sie den Kindern, und sie ist besonders bei ruhrartigen Zufällen von großem Nutzen, wie dies auch vom Reis-Wasser Carge gilt, wodurch sich die Hindus sowohl genährt als erquickt fühlen.

Dieses Wassers bedienen sich aber die Hindus auch

---

1) Knox's Collection of Voyages and Travels, 8vo vol. II. p. 34; Ward, vol. p. 199, 200; Dubois, p. 112, 115; Forbes, vol. III. p. 275.

zum Verfertigen ihres Schießpulvers, es wird dadurch lebendiger und stärker, fängt auch schneller Feuer. Kohlenstaub, mit diesem Reiswasser benetzt, ist nach völliger Austrocknung unauslöschlich.

Eben dieser Beobachter empfiehlt unter mehreren Arten dort zu benutzenden Reises vorzüglich den Avele. Man läßt hierzu den Reis in der Hülse mit wenigem Wasser kochen und drückt ihn, bevor die Körner kalt geworden, platt zu einer Art Teig. Hierauf läßt man ihn schwingen, wodurch er trocken wird, und die Hülsen davon abgehen. So erhält man ein angenehmes Essen, das sich sehr lange hält. Es soll so nahrhaft sein, daß $\frac{1}{10}$ Unze davon einem Manne nach seiner Tagesarbeit die Kräfte wieder ersetzt (?) Auch bereitet man eine sehr starke Brühe daraus. Le Gout de Flair empfiehlt den Avele vorzüglich als Proviant in Festungen und für die Schiffe.

Tennant gedenkt einer dürren Getraide-Art unter dem Namen Basgerrow; und Perrin einer andern, womit sich die westlichen Hindostaner ernähren; er nennt sie Keverou, und beschreibt sie als ein kleines rundes Korn, das dem Samen der Zwiebeln ähnlich ist. Man mahlt es mittelst zweier Mühlsteine und giebt dem Mehle mit Wasser vermengt die Form eines holländischen Käses. So unter die Gäste vertheilt, macht jeder mit den Fingern eine Vertiefung in der Mitte dieses Brodes und füllt die Höhlung mit Piment- (Pfeffer-) Wasser. Hierauf zerbricht er mit den Nägeln den Rand, taucht jedes abgelößte Stück in das Piment-Wasser in der Mitte und genießt es; diese Art Küche ist indeß etwas schwer verdaulich und erfordert einen guten Magen; dabei ist sie ziemlich geschmacklos, allein sehr nahrhaft; kräftige Arbeiter ziehen in dieser Hinsicht den Keverou selbst dem besten Reis vor, denn man bedarf binnen 24 Stunden keiner weitern Nahrung.

Gerste gedeiht ganz vorzüglich gut im Alladabad unweit Benares, da diese Gegend ziemlich kalt ist. Jedes

Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen. Die Ernte wird aber dadurch erschwert, daß beide Pflanzen-Arten besonders eingeerntet werden müssen. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heißen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues sollte fähig halten. Indeß ziehen die Hindus doch mehrere Küchen- und Garten-Gewächse, z. B. Rettige, Rüben, Vitsbohnen, Melanzanen (Solanum Melangena, L.) und den gemüsartigen Amaranth (Amaranthus oleraceus, L.), jedes in viereckige Gartenbeete oder Felder gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten wird dies alles in nieblichen Körben feil geboten. (Zimmermann's Taschenb. der Reisen. Jahrg. 1815.)

Nachdem wir die vorzüglichsten neuern Berichte über die Nahrungsmittel der Hindus mitgetheilt haben, mögen hier noch die Vorschriften ihres berühmten Gesetzgebers über diesen vielbesprochenen Punkt folgen. Man hat gezweifelt, daß die Hindus etwas unserm „Tischgebet" vor der Mahlzeit Aehnliches besitzen. Menu empfiehlt eine solche Danksagung ausdrücklich. „Er ehre alle seine Speisen und esse sie ohne Verachtung; wenn er sein Mahl erblickt" freue er sich, sei ruhig und bitte, daß es ihm stets zu Theil werden möge"[1]. „Die Speise der Eremiten," belehrt er uns, „besteht in wilden Sämereien und Milch. Er zählt hierauf die Artikel her, woraus die den Manen der abgeschiedenen Vorfahren darzubringenden Opfer bestehen sollen, und die nach gehörig vollendeter Ceremonie von dem Brahminen und seinen Gästen verzehrt wurden. Diese waren Fische, Wildpret, Schöpsenfleisch, „das Fleisch von solchen Vögeln, welche die zweimal Gebornen essen dürfen;" junge Ziegen, gefleckte Rehe, die mit dem Namen Ena bezeichnete Antelope, der Ruru, wilde Eber, wilde Büffel, Kaninchen, Hasen, Schildkröten, Kuhmilch, das Fleisch von der lang-

1) Institutes, etc. c. II. ver. 54.

übrigen wilden Ziege und das Fleisch vom Rhinoceros[1]). Den Brahminen ist auch der Gebrauch von Parfumen gesetzlich erlaubt, allein so lange deren salbenartiges Wesen dem Körper anhaftet, dürfen sie nicht in den Vedas lesen. Einen vollgültigen, schlagenden Beweis, daß Aberglaube und nicht Menschlichkeit der Enthaltsamkeit der zweimal Gebornen vom Fleische der Kuh[2]) zu Grunde liegt, liefert das Gesetz, welches den Genuß von Knoblauch, Zwiebeln, Schnittlauch, Pilzen und allen aus Dünger entsprossenen Vegetabilien, Reis-Puding mit Tila (Oel aus Sesamkörnern) bereitet, Harz, das aus Bäumen schwitzt, u. s. w. gleichermaßen verbietet.

„Auch Fleisch-Gerichte, die Speise der Götter, und geklärte Butter," (die deutlich auf eine Stufe gestellt werden,) durften, nur erst nachdem das Dankgebet über sie gesprochen worden war, genossen oder, wie sich Menu ausdrückt, „unter Hersagung heiliger Textstellen berührt werden." Dem Brahminen ist indeß vom Gesetz geboten, sich alles Fleisches von wilden Thieren und Raubvögeln, desgleichen aus einem Schlächterhause, und gedörrten Fleisches zu enthalten. Aber vierfüßige Thiere

---

1) Ibid, c. III. ver. 268—272.

2) Uebrigens ergiebt sich aus dem Sama Veda, daß in früherer Zeit selbst die Kuh, gleich andern Thieren, getödtet und gegessen wurde, vorzüglich bei Ankunft eines Gastes, der deshalb Goghna, d. ist „der Kuh-Tödter" genannt wurde. Im Einklang mit dieser alten Sitte, wird noch jetzt die Kuh hereingeführt und gebunden, allein der Gast verwendet sich für sie; ein Barbier, der hierzu gegenwärtig sein muß, gleichsam als sollte das Thier rasirt werden, lößt die Banden, und der Gast wendet sich gegen das Thier und spricht mit lauter Stimme: — „ich habe diesen Mann ernstlich beschworen, die unschuldige harmlose Kuh, die Mutter von Rudras, Tochter von Vasus, Schwester von Adityas, und die Quelle der Ambrosia nicht zu tödten." Colebrooke Essay 3, on the Religious Ceremonies of the Hindoos; Asiat. Res. vol. III p. 288—293.

und Vögel von guter Sorte dürfen von den Brahminen zu Opfern, oder zur Erhaltung Derer, die sie pflichtgemäß zu ernähren haben, geschlachtet werden, wie dies Agastya vor Alters gethan hat."

Der Gesetzgeber fügt dann hinzu: „Zur Aufrechterhaltung des Lebens-Geistes erschuf Brahma sämmtliche Thiere und Pflanzen, und alles, was beweglich und unbeweglich ist, verschlingt dieser Geist. Feststehende unbewegliche Dinge werden von Wesen, die mit Ortsbewegung begabt sind, verzehrt; zahnlose Thiere von Thieren mit Zähnen! Geschöpfe ohne Hände von solchen, denen Hände verliehen sind; und die furchtsamen von den beherzten. Der, welcher dem Gesetz gemäß ißt, begeht keine Sünde, und genösse er auch jeden Tag das Fleisch solcher Thiere, welche zu essen ihm erlaubt ist, und diejenigen, welche dergleichen essen, sind ebenfalls von Brahma erschaffen."

Ja der Genuß von Fleisch ist nicht nur nicht gestattet, sondern sogar geboten, und die Enthaltsamkeit davon bei gewissen Gelegenheiten als eine abscheuliche Sünde bezeichnet, „der, welcher in Ausübung heiliger Gebräuche, dem Gesetz gemäß, sich weigert, Fleisch zu essen, soll einundzwanzig Geburten hindurch in den Zustand eines Thieres versetzt werden" [1].

„Die Physiognomie (Gesichtszüge) und Statur (Wuchs) der Hindus sind, sagt Sir William Jones, mit großer Genauigkeit und malerischer Zierlichkeit von Lord in seinem seltnen aber schätzbaren Werke beschrieben worden.

„Es stellte sich" erzählt derselbe, „meinen Augen ein Volk dar, gekleidet in leinene, etwas tief herabreichende Gewänder, von mädchenhaften ja fast weibischen Geberden, mit scheuer und etwas fremdartiger Miene, aus der

1) Institutes of Menu, chap. v. ver. 3—35.

Digitized by Google

jedoch eine einschmeichelnde blöde Zutraulichkeit hervorlächelte." Diese kurze Schilderung giebt uns indeß keine vollkommene Vorstellung von den Hindus. Ihr Wuchs, ihre Hautfarbe, ihre Gesichtszüge, so wie ihr Charakter weichen in verschiedenen Theilen des Landes dergestalt von einander ab, daß ein allgemeines Gemälde in der That den verschiedenen, einander unähnlichen Rassen, welche das von uns mit dem Namen Hindus bezeichnete Volk bilden, wenig entsprechen würde.

Unter den Rajputen und Bergbewohnern des Nordens findet man häufig Männer von riesenhafter Statur und herkulischen Verhältnissen, die in jedem Lande von Europa wegen ihrer Größe und Muskelkraft Aufsehen erregen würden[1]). Im Allgemeinen sind die Bewohner der Ebene von kleinerem Wuchs und zarterem Bau; beide indeß, sowohl diese als jene, zeigen eine behende gefällige, zur Ertragung beträchtlicher Strapatzen geeignete Form. Man sieht nur wenig mißgestaltete Personen. Aber in Folge verschiedner Ursachen ist Blindheit ein häufig vorkommendes Gebrechen.

Die Hautfarbe der Hindus durchläuft, je nach Klima und andern Umständen, vom Dunkeloliven, das sich dem Schwarzen nähert, bis zum lichten, durchsichtigen schönen, jedoch von einer leichten Olivenfärbung nicht freien Braun, dem der Eingebornen des nördlichen Italiens oder der Provence nicht ungleich, alle zwischenliegende Nuancen.

Die Pariahs sind, wie einige Schriftsteller behaupten, von dunkler Hautfarbe, die Brahminen dagegen weiß;

---

1) „Gokul Das, der letzte Chef (von Deoghur), war einer der schönsten Männer von Gesicht und Person, die mir je zu Gesicht gekommen. Er war gegen sechs Fuß hoch, vollkommen gerade, und ein Herkules von Körper. Sein Vater war schon im zwanzigsten Jahre viel größer und stärker, und soll ziemlich sieben Fuß lang gewesen sein." Colonel Tod, Annals, etc. p. 191.

und in Hindostan herrscht ein Sprichwort, welches sagt: — „Traue nie einem schwarzen Brahminen oder einem weißen Pariah;" allein die Regel bewährt sich keineswegs allgemein, manche Individuen von niedrigen Casten, und viele wilde Berg-Horden sind viel weißer, als die ihnen übergeordneten Stämme.

Der Hindu verräth in seinen Zügen selten die wilden Leidenschaften, welche seine Brust bewegen. Sein Blick ist ruhig, sanft, einnehmend; er zeigt nichts von jenem unheimlichen trotzigen Wesen des Malayen oder von der Leidenschaftlichkeit des Persers oder Arabers. Das Gesicht des Hindu ist oval; seine Augen und Haare sind schwarz; seine Stirn ist mäßig breit und hoch; indeß geschieht in Menu's Institutionen, wie sich der Leser noch erinnern wird, Erwähnung rothhäriger Weiber. Seine Augenbrauen sind schön gebogen, und Nase und Mund wie bei dem Europäer gebildet. Das weibliche Geschlecht, wofern es nicht der Luft ausgesetzt oder durch harte Arbeit niedergedrückt ist, zeichnet sich oft durch außerordentliche Schönheit aus. „Die Formen der Hindostanerinnen sind zart und gefällig, ihre Gliedmaßen wohlgebildet und schön gerundet, ihre Züge mild, ihre Augen dunkel und schmachtend, ihr Haar ist schön und lang, ihr Teint glänzend, man könnte sagen strahlend, und ihre Haut ausnehmend glatt und weich" [1]). Unter allen hindostanischen Frauenzimmern scheinen die der Brahminen-Caste den Preis der Liebenswürdigkeit davon zu tragen, und unter diesen werden vorzüglich die an der canaraschen und malabarischen Küste, die vielleicht einem für sie keineswegs unvortheilhaften Vergleich mit den Georgierinnen und Circassie-

---

1) Picture of India, vol. II. p. 307. Der Verfasser hat hier mit Geschmack und Urtheil die von Forbes und Orme gesammelten Materialien benutzt, weshalb wir kein Bedenken getragen haben, uns seiner eignen Worte zu bedienen. S. Oriental Memoirs, vol. I. p. 73.

rinnen aushalten dürften. Was auch immer von den übrigen Frauenzimmern ihrer Nation gelten mag, die meisten sind höchst reizbar und leidenschaftlich. Liebe ist das einzige Glück, welches sie kennen; ihre beständigen Waschungen, die große und zarte Sorgfalt für ihre Persönlichkeit, ihre Parfumerien, ihr reiches und schönes Geschmeide machen sie zu begehrenswerthen Gegenständen, und die Wärme ihrer Gefühle, die sich durch viele Beispiele bewährt hat, verleiht der Liebe, die sie einflößen, Dauer. Jene schönen Formen, welche man den Hindostanerinnen im Allgemeinen zuschreibt, werden bei ihnen in einem noch höheren Grade von Vollkommenheit gefunden. Die Umrisse ihres Nackens und ihrer Schultern sind ausnehmend lieblich, ihr Busen ist sehr schön gebildet; ihre Gliedmaßen sind schlank und trefflich geformt, Füße und Hände zart und klein; ihre Miene, ihre Bewegungen sind leicht, gefällig und würdevoll. In der That entspricht die Lieblichkeit ihrer Gesichtszüge vollkommen der Trefflichkeit ihrer Gestalt. Das Gesicht bildet ein schönes Oval, wie bei den Griechinnen, die Nase ist lang und gerade, die Lippen sind purpurfarben, und die Oberlippe ist schön gebogen, der Mund ziemlich klein, das Kinn rund und meistentheils amoris digitulo mit einem Grübchen versehen. Die Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet und von schön gebogenen zarten Augenbrauen überwölbt, sind voll, schwarz, feucht, funkelnd, aber dabei weder Frechheit noch Muthwillen verrathend [1]). Ihr schwacholiven= oder bronzefarbener Teint verräth die Nähe der Sonne, von deren Wärme und Glanz etwas aus ihren Augen und Zügen zu strahlen scheint.

---

1) Bory de Saint Vincent, Essai Zoologique sur le Genre Humain, tom. I. p. 226, 228.

Kleidung.

Einige Schriftsteller, die ihre Schlüsse von einzelnen Beispielen entlehnen, oder sich durch eine voreilige und ungenaue Beobachtung täuschen ließen, haben die Hindostanerinnen als schmutzig und unordentlich geschildert, „aber kein Frauenzimmer“ sagt Forbes, „kann mehr auf Reinlichkeit bedacht sein, als die Hindostanerinnen. Sie suchen auf jede nur mögliche Weise ihre Person zart, angenehm und einladend zu machen. Ihr Anzug ist äußerst geschmackvoll und passend; ein langes Stück seidenen und baumwollenen Zeuges, um die Hüften befestigt, hängt auf eine zierliche Weise bis zu den Füßen herab und ist von da in nachlässigen schönen Falten über den Körper geschlagen, unter ihm birgt den Busen ein kurzer Latz von Taffet; ein Hemd tragen sie nicht. Ihr langes schwarzes Haar ist mit Edelsteinen und Blumen-Guirlanden geschmückt, ihre Ohren sind an mehreren Stellen durchbohrt und mit Perlen beladen; mannichfaltige Gold-Ketten, Perlen- und Juwelen-Schnüre hängen von Hals und Nacken über den Busen herab, und die Arme sind vom Handgelenk bis zum Ellenbogen mit Armbändern bedeckt; sie tragen auch goldne und silberne Ketten um die Füße, gleich über den Knöcheln, und zahlreiche Ringe an Fingern und Zehen, und an den erstern ist häufig ein kleiner Spiegel angebracht. Je überladner und reicher der Putz, desto mehr verunziert er den Körper, und eine Hindostanerin von vornehmem Stande und Auszeichnung scheint stets überputzt, während die Dorf-Nymphen, mit weniger Zierrathen und Geschmeide, aber eben so zierlich und einnehmend gekleidet, das Auge für sich gewinnen; wiewohl man nur sehr wenige Frauenzimmer, selbst in den niedrigsten Ständen, findet, die an ihrem Hochzeittage nicht einige Juwelen trügen“ [1]).

---

1) Grose, Reise nach Ostindien; Forbes, Oriental Memoirs, vol. I., p. 391.

Derselbe Schriftsteller bemerkt da, wo er das wegen der Heiligkeit seines Tempels und der Schönheit seiner Frauen berühmte Dorf Harasar schildert, daß die rabenschwarzen Locken der Schönen daselbst von Juwelen strahlen, während ihr Gewand, ein langes einzelnes Stück Seide oder Muslin, in zierlichen Falten, wie bei einer griechischen Statue, auf die Füße herabfällt [1]).

Es herrschen indeß in den verschiedenen Theilen Hindostans verschiedne Moden. Im Königreich Attinga, an der malabarischen Küste, gehen die Frauenzimmer von den Hüften an aufwärts unbedeckt. Es würde daselbst für unanständig gelten, anders zu erscheinen; Grose theilt eine Anekdote mit, die man später auch Forbes an Ort und Stelle erzählte: — Eine Malabarin, die mit einer englischen Dame zu Anjengo lebte, kleidete sich, um ihrer Gebieterin zu gefallen, auf europäische Weise; allein als sie nachmals vor der Königin Attinga's mit bedeckter Brust erschien, befahl die grausame Despotin, daß ihr dieselbe abgeschnitten würde, weil es ihr gefiel, jene Verhüllung für ein Zeichen von Mangel an Achtung zu betrachten. Aber nicht nur die untern Volksklassen sind so spärlich bekleidet, sondern selbst die größten Fürstinnen tragen sich auf diese Weise und unterscheiden sich von ihren Sclavinnen nur dadurch, daß sie feineren und durchsichtigeren Muslin und weit mehr Juwelen anlegen. Selbst da, wo man, wie z. B. in den südlicheren Provinzen der Halbinsel, gewohnt ist, die obere Körper-Hälfte zu bedecken, fordert die Sitte des Anstandes, selbst von Frauenzimmern, daß sie Schultern und Busen entblößen wenn sie Jemand anreden, den sie achten, sei es Mann oder Weib. Die Verlassung dieser Sitte zog jener unglücklichen Malabarin die erwähnte empörende Verstümmelung zu.

---

1) Dubois, Description of the Manners, etc. of the People of India, p. 211.

Der feine Stoff, welcher in Süden das einzige Gewand der Brahmininnen bildet, wird blos zu weiblichen Kleidern gebraucht. Ein dergleichen Gewand ist in der Regel acht bis zehn Ellen lang und etwa eine Elle breit, mit einer Kante von verschiedener Farbe an jedem Ende. Dasselbe wird zwei = oder dreimal um den Leib geschlagen und bildet eine Art Unterrock, der vorn bis auf die Füße, hinten aber blos bis zur Wade und bisweilen nicht einmal so tief herabreicht. Das eine Ende dieses langen Gewandes wird an den Hüften befestigt, während man das andre in manchen Distrikten über Kopf, Schultern und Brust schlägt, allein dies ist eine Neuerung. Nach der ursprünglichen, durch ganz Indien herrschenden Sitte müssen Frauenzimmer bis zum Gürtel nackt gehen [1]).

In Malabar gleicht die weibliche Tracht vollkommen der männlichen. „Ihr (der Frauenzimmer) schwarzes, glänzendes Haar, auf der Mitte des Kopfes in einen Knoten vereint, ist reichlich mit Kokosöl gesalbt und mit Sandelholz=, Mogries= und Champahs=Essenz parfumirt. Ihre Ohren, mit Ringen und schweren Edelsteinen belastet, reichen fast bis zu den Schultern herab, dies gilt für schön. Anstatt eines dünnen Golddrahtes in der Oeffnung (Ohrloch), wie man dies in andern Gegenden findet, geht durch den Einstich ein rundgedrehter Kokosblatt=Streifen. Diese Reifen werden vermehrt, bis die Oeffnung in manchen Fällen einen Zoll im Durchmesser erreicht hat. Hierauf wird das Ohr geheilt, und nachdem es zu der gehörigen Länge ausgedehnt worden, mit Ringen und anderm schweren Geschmeide belastet. Um den Leib, über den Hüften, tragen sie ein loose anliegendes Stück Muslin, der Busen aber bleibt völlig unbedeckt; dies ist die

---

1) Dubois Description, etc. p. 220, 221. „Selbst die Weiber (eingeborne Hindostanerinnen) gehen über den Hüften unbekleidet.“ Report from the Lords, July 8th 1830., p. 119.

Digitized by Google

ganze Kleidung der malabarischen Weiber; dagegen sind sie mit Halsketten und Geschmeide überladen, den Hals schmükken goldne und silberne Ketten und aneinander gereihte venetianische und andere goldne Münzen; an den Armen glänzen schwere Spangen oder Armbänder; eine silberne Büchse, auf der einen Seite an einer Kette herabhängend,

Betelschote. Abbd. 24.

bildet eine Haupt-Zierde und enthält die Areca- oder Betel-Nuß nebst Zubehör, nämlich Chunam Betel-Blätter u. s. w. Ihre Haut suchen sie durch aromatische Oele glatt und weich zu erhalten; Letzteres gilt vorzüglich von den

Digitized by Google

Nairs und Teties, die ganz besonders auf Reinlichkeit des Körpers halten [1]).

In Nord-Indien, wo die Macht und das Beispiel der Mohamedaner so manche Abänderungen in den Sitten der Hindostaner zu Wege gebracht haben, hat auch die National-Tracht mancherlei Modificationen erfahren. Hier besteht die Kleidung der Weiber in einer knapp anliegenden Jacke mit Aermeln, die in manchen Fällen blos bis an den Ellbogen, in andern dagegen bis an die Fingerspitzen reichen. Diese enge, genau anschließende Jacke, welche die Schönheiten der Form vorzüglich hervorhebt, besteht bei Frauenzimmern von Rang aus reichem seidnen Stoff; „anstatt der weiten Beinkleider," sagt Abul Fazl, „tragen einige Damen eine Lengha, die auf beiden Seiten zusammengeheftet und mit einem Gürtel um den Leib, über den Hüften, befestigt, ist; dies scheint ein kurzer Unterrock, kein Hemd, zu sein. Ueber der Lengha wird der gewöhnliche Unterrock (Shalice) getragen. Einige Damen tragen Schleier und lange weite Beinkleider" [2]).

Mrs. Heber sagt bei Beschreibung einiger jungen cingalesischen Frauenzimmer, die sie in einer englischen Kirche auf der Insel Ceylon sah: „Der Schnitt glich dem der portugiesischen Christen in Calcutta, aber der Unterrock und das loose anliegende Leibchen waren vom feinsten Muslin oder Seide, und mit Spitzen besetzt; ihr langes schwarzes Haar war a la Greque nach oben geflochten und mit goldnen Zierrathen befestigt!" Die malaischen Mädchen trugen, wie sie ebenfalls bemerkt, lange, wallende, weiße Schleier [3]).

Es dürfte hier die Beschreibung der Tracht einer nördlichen Bergbewohnerin in den Theilen des Himalaya-

1) Oriental. Memoirs, vol. I. p. 390.
2) Ayeen Akbery, vol. II. p. 521.
3) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 161, 162.

Digitized by Google

Gebirges, wo die Sitten der Hindus und Tartaren mit einander verschmolzen sind in einander übergegangen zu sein scheinen, am rechten Orte stehen und dem Leser Unterhaltung gewähren: —

„Ein Uniya-Weib," sagt Mrs. Moorcroft, „die Frau eines Ziegenhirten, füllte mit großer Gutmüthigkeit die Wasser-Gefäße derjenigen Leute, die zu dem kleinen Brunnen kamen, und sorgte nicht eher für sich, als bis verschiedne Wasser-Candidaten jeder seinen begehrten Theil erhalten hatte. Sie war ziemlich hübsch von Gesicht, von mittlerem Wuchse und etwa fünf und dreißig Jahr alt. Ihr Auge verrieth bei unserm Anblick große Neugierde und Verwunderung, aber weder Furcht noch Keckheit. Ihre Kleidung bestand aus wollenem Zeuge und hatte denselben Zuschnitt, wie die männliche. Ihre Strümpfe (Stiefel) waren gleichfalls von Wolle und durch eingesetzte Flecke sehr buntfarbig. Ihr dunkelschwarzes Haar hing in geflochtnen Zöpfen von der Stirn bis zu den Hüften herab, wo sie, etwa funfzig an Zahl, und jeder am Ende mit einer Cowrie-Muschel versehen, sich in einem ledernen Bande vereinigten, welches eine Quaste von rothem wollenen Garn schmückte. Ihre Mütze, wenn ich sie so nennen darf, war von Leder, und erstreckte sich von der Stirn nach hinten, bis zu den Hüften, wo sie allmälig in eine Spitze auslief; an der Stirn war sie mit Silber besäumt, und von diesem Saume oder Rande hingen sieben Korallen-Schnüre herab, jede aus fünf Korallen bestehend, und jede mit einer Timasha, die auf der Stirn spielte, verziert. Die Spitze dieser Kopfbekleidung war mit kleinen, in sieben Reihen angeordneten Perlen besetzt, und den untern Theil schmückten grüne Steine, Türkissen nicht unähnlich, und mit Korallen und ziemlich fingerbreiten Streifen von Silber und gelbem Metall, etwa Gold, untermengt. Eine steife lederne Binde, ungefähr wie ein Soldatenkragen, umgab loose ihren Nakken und war mit fünf Reihen Korallen verziert. Der

Kragen war mittelst eines silbernen Knöpfchens und Schlößchens befestigt. Im linken Ohr trug sie eine in Silber gefaßte Koralle, im rechten zwei kleine, ebenfalls in Silber gefaßte Korallen. Den rechten Daumen zierte ein vierseitiger goldner Ring, mit eingegrabnen Schriftzügen in dem Täfelchen"[1]).

In Rajasthan hat jeder Distrikt, jeder Stamm sein besondres Costüm, doch sind die Stoffe die nämlichen: im Sommer Baumwolle in Winter gefütterter Zschintz oder starkes Tuch. Die Damen haben blos drei Gewänder: „den Ghagra oder Unterrock, den Kanchli oder Corset, und den Dopati oder die Schärpe, die gelegentlich als Schleier über den Kopf geworfen wird"[2]). Das Tattowiren, welches man als eine Art Ersatzmittel für Kleidung betrachten kann, ist noch jetzt in Indien nicht völlig verschwunden. Die Hindostanerinnen, in manchen Theilen des Landes, bemalen Arme, Kinn und Wangen ihrer Töchter mit verschiednen Figuren, hauptsächlich Blumen, dies wird, wie bei den Südsee-Insulanern, dadurch bewirkt, daß sie mit der Spitze einer Nadel leichte Einstiche in die Haut machen, die sie mit dem Saft gewisser Pflanzen bestreichen, und dergestalt werden die Zeichnungen unaustilgbar[3]).

Manche Brahminen-Weiber färben ihren ganzen Körper, oder wenigstens alle unbekleidete Theile, mit einem safranfarbigen Aufguß, was jedoch, weit entfernt, ihre Schönheit zu erhöhen, sie, wenigstens in den Augen der Europäer, bedeutend entstellt. Die Jungen und

1) Asiatic Researches, vol. II. p. 422, 423.

2) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. II. p. 651.

3) Dubois, Description, etc. p. 221. Sie färben auch, wie alle Reisende beobachtet haben, ihre Finger, Handteller und Fußsohlen mit Henna.

Digitized by Google

Schönen suchen den dunkeln Glanz ihrer Augen durch Anwendung von Surmeh oder Spießglanz-Pulver, jenes berühmte Collyrium (Augenmittel), welches bei der Toilette der griechischen Damen eine so bedeutende Rolle spielte, zu vermehren. Auf dieses Verfahren wird in den heiligen Schriften häufig angespielt. Von Jezebel heißt es, im Buche der Könige, sie habe ihre Augen mit gepulvertem Wasser-Blei gemalt; und der Prophet Hesekiel, wo er die Stadt Jerusalem mit einer Lustdirne vergleicht, beschuldigt sie, daß sie ihre Augen bemale. Aus dem in der Cyropädie von Xenophon geschilderten Verfahren des medischen Königs Astyages ergiebt sich, daß in Persien sowohl als in Indien selbst Mannspersonen dieser Sitte huldigten. Unter andern Merkwürdigkeiten in den Katakomben von Sahara, in Aegypten, sah der gelehrte Reisende Dr. Shaw ein Stück gewöhnliches Rohr, oder Donax, welches über eine Unze dergleichen Pulver und eine von den Nadeln oder Ahlen, womit die Operation gemacht wurde, enthielt. Das Mineral wurde zunächst in ein sehr feines Pulver verwandelt, und dieses mittelst eines hölzernen Werkzeugs von der Größe einer Spuhle unter das Augenlid gebracht und über das Auge verbreitet. Wenn die Damen etwas zu verschwenderisch damit verfuhren, so sickerte das Pulver, indem es sich mit der natürlichen Feuchtigkeit des Auges vermischte, aus den Augenwinkeln hervor und entstellte das schöne Antlitz, das zu verschönern, es bestimmt war [1]). Dies war ein Gebrauch des Alterthums und ist es noch heutzutage unter den Damen Hindostans, die übrigens die Ränder der Augenlider schwarz färben und die Augen-Wimpern und Augenbrauen an den Winkeln verlängern. Das

1) Shaw's Travels in the Levant, p. 230; Dioscorid. III. 99; Plin. XXXIII. 6; Athenaeus, I. XIII. c. 3–6; Institutes of Menu, ch. II. ver. 178. ch. IV. ver. 142; Dubois, Description, etc. p. 221.

Digitized by Google

Haar schmücken sie, wie bereits gesagt worden, mit süß duftenden Blumen und goldnen Zierrathen.

Das Geschmeide der Hindostanerinnen ist reich und mannichfaltig. Jede Zehe hat ihren besondern Ring, bisweilen so breit, daß er das ganze Glied verbirgt. Ihre Armbänder sind bisweilen breite hohle Gold-Reifen von mehr als einem Zoll im Durchmesser (in der Dicke), während andre dieselben flach und über zwei Zoll breit tragen. Um Hals und Nacken laufen verschiedne goldne oder silberne Ketten oder Schnüre von Goldperlen, Perlen, Korallen oder Glasperlen. Manche Damen tragen einen Zoll breite, mit Rubinen, Topasen, Smaragden, Karfunkeln oder Diamanten besetzte Halsbänder, und außerdem ein mit Juwelen geschmücktes Diadem, Ohr-Ringe, deren es nicht weniger als achtzehn Arten giebt, Nasen-Juwelen, Blumen Gewinde oder Perlen-Reihen, goldne Halsschlösser, mit Schellen oder Juwelen geschmückte Gürtel, und zahlreiche andre kostbare Dinge ähnlicher Art [1]).

Die Kleidung der Männer, an der weder Knöpfe, noch Bänder, noch Nadeln zu finden sind, entspricht dem Klima vollkommen und erzeugt, „sagt Ward," eine angenehme Wirkung. (S. Abbd. 25.) Sie unterscheidet sich indeß in manchen Theilen des Landes nur wenig von der weiblichen. Der Kopf ist stets unbedeckt, ausgenommen in sehr heißem und sehr kaltem Wetter, wo sie das Obergewand wie eine Kapuze darüber ziehen. Die Schuhe der Reichen sind mit Gold oder Silber gestickt, an der Ferse offen und an den Zehen aufwärts gebogen. Nur wenige tragen Strümpfe [2]). In westlichem Hindostan sieht man sogar Brahminen und gewöhnlich alle andre Personen höheren Ranges mit dem Turban bekleidet. Kopf und Barthaar werden gewöhnlich abgeschoren, da-

1) Ayeen Akbery. vol. II. p 521, 522.

2) Ward. View of the History, etc. of the Hindoos; vol. I. p. 186, 187.

Digitized by Google

gegen läßt man den Schnurrbart, und in der Regel auf der Mitte des Scheitels einen Haarbüschel stehen. Ein Jama, d. i. eine lange Robe von weißem Kattun, über den Hüften mit einer gestickten oder gefranzten Binde befestigt, tritt an die Stelle des einfachen Gewandes der östlichen Provinzen, und die Fürsten und Vornehmen

Trachten der Hindostaner. Abbd. 25.

schmücken ihre Person mit Perlen-Halsbändern und goldnen reichen Ketten, an welchen kostbare Edelsteine in Menge hängen; während ihre Turbane von Diamanten, Rubinen und Smaragden strahlen. Ihre goldnen Armbänder sind ebenfalls dicht mit Edelsteinen besetzt. Die

Digitized by Google

Schuhe sind von rothem Leder oder englischem Tuch. In den Ohren tragen sie, gleich dem weiblichen Geschlecht, große goldne Ringe, welche durch zwei Perlen oder Rubinen gehen. Beide Geschlechter machen von Attar und andern Parfumerien in reichlicher Menge Gebrauch.

In Nordindien findet man eine andre Art von Costüm. Hier besteht die Kleidung der Männer in Pumphosen von jedem Schnitt und Stoff, einer mit einem Gürtel befestigten Tunica und einer Schärpe; diese Dinge bilden die Garderobe eines jeden Rajputen. Der Turban ist das wichtigste Kleidungsstück, und das untrügliche Zeichen des Stammes; Form und Façon sind verschieden, und seine Verzierungen richten sich nach Zeit und Umständen. Der Bala-Bund, oder die seidne Binde, stand einst als Zeichen der Gunst des Souverains in hohem Werthe, und war den Orden der europäischen Höfe gleich zu achten. Die Farbe des Turbans und der Tunica wechselt mit den Jahreszeiten, — Carmosin, Saffrangelb und Purpur; indeß ist Weiß bei weitem die gewöhnlichste. Die Fußbekleidung besteht in Pontoffeln, und von den gemeinen Klassen werden Sandalen getragen. Stiefel sind gegenwärtig bei der Jagd und bei Kriegszügen in Gebrauch, sie bestehen aus Gemsen-Leder, wovon der Krieger oft auch ein Wamms hat, da solches bequemer und leichter als der Panzer ist. Der Dolch ist vom Gürtel unzertrennlich" [2]).

Das Costüm des Zamorin, eines Fürsten, der zur Zeit der ersten Ankunft Vasco de Gama's in Indien auf der malabarischen Küste herrschte, war geschmackvoll und elegant.

„Der Zomorin, welcher," erzählt der Berichterstatter, „von brauner Hautfarbe, wohlbeleibt und schon bei Jah-

---

1) Forbes, Oriental Memoirs, vol I. p. 70, 71, 83.

2) Colonel Tod, vol. II. p. 652

Digitized by Google

ren war, lag auf einem Sopha, das mit weißer, goldgestickter Seide überzogen war; und ein reicher Baldachin breitete sich über dem Haupte des Herrschers aus. Er trug einen kurzen Rock von feinem Cattun (Calico) mit Zweigen und Rosen von getriebenem Gold. Die Knöpfe waren eben so viele große Perlen, und die Knopflöcher von Golddraht; den Leib, über den Hüften, umgab ein Stück weißer Cattun, das bis zu den Knien herabreichte. Den Kopf zierte eine mit Juwelen reich besetzte Mütze; in den Ohren hingen Juwelen derselben Art, und sowohl Zehen als Finger blitzten von Diamant-Ringen. Arme und Beine waren nackt und mit goldnen Spangen geschmückt. Der Körper war schön geformt; und in seiner Miene und seinem Benehmen zeigt dieser Fürst Würde und Adel"[1]).

Bischof Heber schildert bei Gelegenheit eines Besuchs den er einem reichen Hindu abstattete, seine Aufnahme nebst der Kleidung und äußern Erscheinung seines Wirths folgendermaßen.

„Er selbst empfing uns an der Spitze einer zahlreichen Sippschaft von Verwandten auf einer schönen Stufenflucht, bekleidet mit einem schönen Shawl, der ihm gleichsam als Mantel diente, einem großen Rosenkranz von Korallen, die in Gold gefaßt waren, und sich auf einen elfenbeinern Krückstock mit goldnem Knopf stützend. Von seinen Enkeln, vier sehr hübschen Jungen, waren zwei gleich englischen Knaben desselben Alters gekleidet, allein der runde Hut, die Jacke und die Pumphosen kleideten ihrer dunklen Haut bei weitem nicht so gut, als die glänzenden brocatenen Kaftane und die mit Diamanten besetzten Turbane, welche die beiden ältern trugen"[2]).

Ich habe bereits die Paita oder den Weih-Strick beschrieben, der, wie gehauptet wird, blos den drei obern

1) Knox's Collection of Voyages, etc. vol. II. p. 324.

2) Narrative of a Journey, etc. vol. III. p. 235, 236.

Casten angehört, aber ohne Unterschied von allen getragen wird. Da dies nun keine Auszeichnung ist, so bedienen sich die Brahminen andrer Mittel, um ihren Rang geltend zu machen. Die im Norden der Halbinsel zeichnen sich durch eine senkrechte Linie aus, welche mit Sandelholz-Paste mitten über die Stirn gezogen ist; bei den in den Pächter-Distrikten verläuft diese Linie horizontal; und die Vischnu-Brahminen, die in ganz Südindien sehr zahlreich sind, prägen sich drei senkrechte, an der Basis mit einander vereinte und mithin die Figur eines Dreizacks darstellende Linien auf die Stirn. Von diesen drei Linien ist die mittelste roth oder gelb, während die beiden seitlichen weiß sind, und da sie mit einer Art Thon, Namens Nama, gezogen werden, so hat die Figur mit der Zeit selbst den Namen Nama erhalten. Allein auch diese Figur haben sich verschiedne Sudra-Casten angemaßt, die, trotz den Träumereien verschiedner Schriftsteller, zu thun und zu tragen scheinen, was ihnen gefällt.

Das Abzeichen der Sivaiten ist der Lingam, den sie entweder ins Haar stecken oder in einer kleinen goldnen oder silbernen Röhre am Arme aufgehängt tragen, bei einigen hängt er an einem Bande am Halse, wie die Bulla der römischen Jugend, die häufig von derselben Form war; oder er wird, in einer silbernen Kapsel verschlossen, auf der Brust getragen. Die Hindus verabscheuen Taschentücher, Puder und Perücken, „die," sagt Dubois vielleicht aus Haaren von einem mit dem Aussatz behafteten Schädel, oder dem Kopf eines Geächteten, oder vielleicht gar eines faulendenden Leichnams gemacht sind" [1]).

Jene schamlosen Yogis, die, gleich gewissen mahomedanischen Heiligen, jede Art von Kleidung mit der

---

2) Dubois Description, etc. p. 9, 48, 51, 57. Antiquitates Middletonianae.

*

nämlichen Verachtung ansehen, wie die Perücken, gehen ganz von den Verordnungen ihres Gesetzgebers ab, nach denen ein Brahmine nicht einmal nackt schlafen soll [1]).

Wohnung.

Die Häuser der Reichen sind in einigen Distrikten Indiens von Ziegeln erbaut und laufen, gleich den Caravansereien, um die vier Seiten eines Vierecks. Auf der Nordseite, die heilige Seite der Hindus, steht die Familien-Kapelle, worin die Haus-Gottheit ihren Sitz hat. Die andern drei Seiten enhalten Porticos und Zimmer für die Familie. Die Fenster dieser Zimmer werden von einigen Schriftstellern als blose Luftlöcher geschildert, „durch welche man die Weiber, wie durch die Gitterfenster eines Kerkers, blicken sehen kann.“ Während der großen Feste wird über den ganzen Hof eine Zeltdecke ausgespannt, gerade so wie dies, nach Dr. Shaw, der Brauch in der Barbarei ist, wo die Häuser nach demselben Plan erbaut sind; hier haben die gemeinen Leute Zutritt, während die vernehmen Personen die Verandahs einnehmen. Die Wohnhäuser der mittlern Klassen sind in demselben Styl erbaut, aber von andern Materialien. Die Wände bestehen aus Schlamm, die Dächer von Bambus und Stroh. Eine feuchte, elende Hütte, mit blos einem Zimmer, ist die gewöhnliche Wohnung des armen Bengalen.

Im Gebiete Mysore scheinen die Armen etwas besser zu wohnen; der Schlamm, wovon sie ihre Hütten bauen, ein röthlicher Thon, mit kleinen Quarz-Brocken und andern Materialien von verwittertem Granit vermengt, bildet eine Mauer, die, wenn sie mit der gewöhnlichen Sorgfalt aufgeführt wird, dem Regen manches Jahr hin-

---

1) Institutes of Menu, ch. IV. ver. 75.

2) Ward, View of the History, etc. vol. I p. 192.

durch Trotz bietet. „So gut ist dieser Schlamm," sagt Buchanan, „daß in manchen Städten und Dörfern die Häuser flache, damit überzogne Dächer haben, er wird in der trocknen Jahreszeit aufgelegt, und hält den Regen sehr gut ab." Die aus dergleichen Lehm erbauten Häuser haben ein recht erträgliches Ansehn, die Außenseite der Mauern ist ziemlich geglättet und, gleich den Häusern in den alten Städten Italiens und Frankreichs, mit abwechselnden rothen und weißen senkrechten Streifen bemalt.

Die Hütten haben die Form eines Parallelogramms, aber weder Schornsteine noch Fenster. Die Reichen, anstatt ihre Wohnungen geräumiger zu bauen, errichten blose Hütten in demselben Styl [1]). In manchen Fällen sind die Zimmer ausgeweißt, und die Häuser mit Ziegeln gedeckt. Sie sind im Allgemeinen reinlich, und würden, hätten sie Fenster, recht bequem und wohnlich sein. „In Malabar sind die Hütten, welche Chera heißen, wie Bienenstöcke gestaltet und bestehen aus einer kreisrunden, ungefähr drei Fuß hohen Schlammmauer, die mit einem langen conischen Strohdach bedeckt ist. Dem entgegen, was man in einem heißen Klima erwarten sollte, aber im Einklange mit dem Brauche fast aller Hindus, ist eine kleine Thür der einzige Ausgang für den Rauch und die einzige Einlaßöffnung für frische Luft. Jede Familie hat eine Schlaf-Hütte, eine Hütte für die Küche und eine dritte zum Vorrathshaus. Reiche Leute fügen zu ihrer Wohnung noch mehrere dergleichen Hütten, sind aber selten auf eine Neuerung in ihrem heimathlichen Bau-Styl bedacht" [2]).

Die Agrarums oder Gramas, Dörfer von den Puttar-Brahminen in Malabar bewohnt, zeichnen sich durch ihre geschmackvolle Bauart aus. „Die Häuser

1) Journey through the Mysore, etc. vol. I. p. 33, 38.
2) Ebendas. vol. II. p. 192.

berühren einander, bilden gerade Straßen und sind die saubersten und reinlichsten, welche ich in Indien gesehen habe. Die Schönheit, Reinlichkeit und elegante Kleidung der Mädchen der Brahminen erhöht noch die angenehme Erscheinung dieser Orte. Ihr größter Mangel ist, daß die Häuser mit Palmen-Blättern gedeckt sind, die sich nie dicht zusammenfügen lassen und leicht in Brand gerathen; und ist einmal ein Feuer ausgebrochen, so verheert es gewöhnlich in kurzer Zeit das ganze Dorf.

„Die Häuser der Namburis, Nairs und andrer reichen Leute," sind weit besser als diejenigen, auf welche man gewöhnlich in den indischen Dörfern stößt. Sie sind von Schlamm erbaut, so daß sie in der Regel zwei Seiten einer viereckigen Area einnehmen, die etwas erhaben ist und glatt, rein und von Gras frei erhalten wird. Der Schlamm ist von vorzüglicher Güte, wird in der Regel sauber geglättet, und entweder weiß übertüncht oder übermalt. Die höheren Stände von Malayala haben sehr wenig Kleidung; aber sie halten ihren Körper äußerst rein. Hautkrankheiten werden nie bei ihnen beobachtet, außer unter den Sclaven und den niedrigsten Volksklassen, die Nair-Weiber sind auf das Sorgfaltigste bemüht, durch wiederholtes Waschen mit mancherlei seifenartigen Pflanzen Haut und Haar von jedem Schmutz frei zu erhalten, ein Umstand, der von den eingebornen Hindus sehr selten hinreichend beachtet wird (?)"[1]).

In andern Theilen von Malabar sind die Häuser zwei Stock hoch, von Steinen erbaut und mit Kokos-Blättern gedeckt. Auch sind Fenster, wiewohl sehr klein, auf dieser Küste häufiger anzutreffen, als in andern Theilen von Hindostan[2]); mithin behauptet der Abbé Du-

1) Buchanan, Journey, vol. II. p. 352, 353.

2) Ebendas. p. 420, 471, vol. III. p. 99.

bois fälschlich, daß der Gebrauch von Fenstern den Hindus unbekannt sei[1]). Die Küche nimmt gewöhnlich den Theil des Hauses ein, welcher Fremden am wenigsten zugängig ist; denn schon ihr bloser Blick würde, den abergläubischen Vorurtheilen der Hindus gemäß, ihre irdnen Gefäße verunreinigen und sie zwingen, diese zu zerbrechen. Die Lage des Herdes ist in der Regel auf der Südwest-Seite des Hauses, weil die Hindus glauben, daß der Gott des Feuers in dieser Region seine Wohnstätte habe: eine besondre Gottheit herrscht nämlich über eine jede der acht Haupt-Himmels-Gegenden.

Da es nicht Sitte ist, daß Männer, es müßten denn ganz nahe Verwandte sein, dem weiblichen Theil der Familie ihre Aufwartung machen, weil man andernfalls in die Nothwendigkeit gerathen könnte, Fremde in die Gemächer einzuführen, wo das schöne Geschlecht häufig mit häuslichen Angelegenheiten beschäftigt ist, so sind Verandahs oder Alcoven sowohl außer- als innerhalb des Haupteinganges angebracht; in diesen versammeln sich die Männer, hier lassen sie sich mit gekreuzten Beinen auf dem Fußboden nieder, sprechen mit einander über Geschäfte, Religion, Politik, empfangen Besuche oder vertreiben sich die Zeit mit eitlem Geplauder"[2]).

Somerset-Hause, das brittische Museum, das Louvre und manche andre Paläste in England, Frankreich, Deutschland u. s. w. geben, die Form anlangend, einen anschaulichen Begriff von den Wohnungen der reichen Hindus, letztre mögen nun von Stein oder Schlamm erbaut sein. Selbst in Rajputana herrscht der nämliche Styl. Die Wohnhäuser der Rajputen sind, nach Oberst Tod, vier-

---

1) Description, etc. p. 205 Ward scheint eine ähnliche Meinung zu hegen; er beschreibt ihre Fenster als blose Luftlöcher.

2) Dubois, die oben angeführte Seite.

seitige Gebäude, mit einem offnen gepflasterten Hofraum; die Zimmerreihen, mit offnen, jeder Seite parallel laufenden Corridors, umgeben die Seiten. Die Residenz des Rana von Udipur dürfte durch einen Vergleich mit Windsor-Palast nicht sehr verlieren, und ist weit geschmackvoller und prächtiger gebaut als das Schloß der Tuilerien (in Frankreich)." Diese Residenz ist ein das Auge höchst überraschendes vierseitiges Gebäude von regelmäßiger Form, aus Granit und Marmor bestehend, wenigstens hundert Fuß hoch und auf beiden Seiten mit achtseitigen, in Kuppeln auslaufenden Thürmen versehen. Wiewohl zu verschiednen Perioden erbaut, ist doch Einheit im Plan gehörig beachtet worden; und gewiß giebt es im Orient kein überraschenderes oder erhabneres Schauspiel(?) Es steht auf einer Felsen-Firste, die dem angrenzenden See parallel läuft, sich aber beträchtlich über ihn erhebt. Die Terrasse, auf der Ost- und Hauptseite des Palastes, nimmt seine ganze Länge ein und ruht auf einer dreifachen Bogen-Reihe, vom Abhange des Felsen an. Die Höhe dieser Bogen-Mauer beträgt volle funfzehn Fuß; und obgleich alles unter ihr hohl ist, so sind die Bögen doch so fest und sicher gewölbt, daß sie der, gerade auf dem Saume der Terrasse erbauten Reihe von Ställen, worin oft die gesammte Leibgarde des Rana, — Elephanten, Rosse, Reiter und Fußtruppen versammelt sind, einen festen Grund gewähren. Von dieser Terrasse aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Thal, und nur die Hügel im Umkreise beschränken den Blick und schließen die Ebnen aus, aber von der Höhe des Palastes schweift das Auge frei und ungehindert über See und Berge"[1]).

In verschiednen Distrikten von Rajputana sind die Häuser von rothem Sandstein erbaut und haben auch, da Holz selten und theuer ist, steinerne Dächer, welche

1) Annals of Rajast'han, vol. I. p. 474, 475.

Digitized by Google

auf zahlreichen schlanken Pfeilern ruhen. Die Façade (Vorderseite) ist in manchen Fällen mit Marmor-Chunam bekleidet, und das Ganze von einem Blumengarten umgeben, den kleine steinerne Rinnen durchschneiden, welche das Wasser aus einem Tank zur Bewässerung des Bodens herbeileiten. Bischof Heber sagt in seiner Schilderung eines solchen Gartens: — „Einige von den Bäumen waren sehr groß und schön, und der ganze Platz, obgleich offenbar unbewohnt, in ziemlich gutem Zustande erhalten, auch erschien er mir um so schöner und anmuthiger, weil die Orangen-Bäume etwas ihre Schranken zerbrochen hatten; der Schatten der blühenden Gewächse wucherte üppiger, und die scharlachrothen Blüthen des Granatbaums erstreckten sich weiter über unsern Pfad, als die strengen Regeln der Gartenkunst erlauben. Am andern Ende des Gartens hemmte uns ein breiter Graben, mit immer noch einigem Wasser darin, der ein altes steinernes Schloß mit runden Thürmen und hohen steinernen Wällen umgab"[1]).

Die rajputischen Dörfer liegen häufig auf Hügel-Abhängen oder Felsen-Vorsprüngen, und sind von Wäldchen oder zahlreichen, zerstreut stehenden Bäumen umgeben. Hier sieht man oft durch den leichten wallenden Morgen-Nebel große Heerden Rehe weiden; während sich auf den Aesten der Frucht-Haine Schwärme wilder Pfauen wiegen. In Marwar weicht die Bauart der Dörfer von allem, was man dergleichen anderswo in Indien sieht, völlig ab und nähert sich, hinsichtlich der äußern Erscheinung den Wigwams der westlichen Welt (Wohnstätten der wilden nordamerikanischen Stämme). Jede Dorfschaft ist mit einer dornigen Umpfählung versehen, die nebst den von einer Entfernung zur andern sich über sie erhebenden Spreu-Schobern das Ansehen einer nicht zu verachtenden Verschanzung gewährt. Diese Spreuschober, welche man

---

1) Narrative of a Journey, etc. vol. II. p. 372.

Digitized by Google

als Vorrath für das Vieh während der Regenzeit bei eintretendem Futtermangel aufthürmt, sind zwanzig bis dreißig Fuß hoch und mit einem Mörtel von Erde und Kuhmist überzogen, zu dem man noch Dornenreiser fügt, um den Vögeln das Nisten in denselben zu verwehren. Wenn sie frisch überzogen sind, halten sie sich oft zehn Jahre hindurch, und erfordert die Nothwendigkeit, sie Preis zu geben, so kann man sagen, „daß die Kühe die Dorf-Mauern fressen." Diese Dörfer, malerisch auf der Ebene ausgestreut, unterbrechen höchst anmuthig die Monotonie der Wüste. In der Nähe von Fluß-Ufern sind die Häuser bisweilen mit Binsen bedeckt, welche eine Höhe von zehn Fuß erreichen"[1]).

In den Landschaften oberhalb der Ghauts sind die Dörfer auf andre Weise verschanzt. Jede Häuser-Gruppe, wenn auch noch so klein, ist durch eine runde steinerne Mauer oder vielmehr einen Thurm, von bisweilen vierzig Fuß Dicke und sechszig Fuß Höhe, geschützt. Von dieser thurmartigen Mauer erhebt sich eine Brustwehr von Lehm, mit einem Thore, zu dem man blos mittelst einer Leiter gelangen kann. In diesen Thurm flüchten die Einwohner, so oft sich eine Räuberhorde sehen läßt, mit ihrer Familie und ihren werthvollsten Effecten, ziehen, nachdem sie alles in Sicherheit gebracht, die Leiter hinauf und vertheidigen sich gegen die andringenden Feinde, indem sie ihnen Steine auf die Köpfe stürzen, wobei sie kräftig von ihren Weibern unterstützt werden[2]).

Volkreichere Dörfer haben viereckige, auf den Seiten

---

1) Colonel Tod, Annals of Rajast'han, vol. I. p. 700, 773; Bishop Heber's Narrative, vol. II. p. 351, 357, 368, 772, 374.

2) Dasselbe Verfahren beobachten die Tuariks, ein wilder Völkerstamm in Afrika.

Digitized by Google

mit runden Thürmen versehene Forts, die in einigen Fällen den Namen Citadelle verdienen mögen. Außerdem sind die Dörfer mit Schlammmauern umgeben. Blos auf diese Weise können ihre Bewohner in Sicherheit leben. In manchen Gegenden, z. B. in Ajmere, ziehen sich sehr hohe dicke Hecken um die Dörfer und verbergen die dahinter aufgeführte Schlammmauer dem Auge fast ganz und gar. Dergleichen Hecken tragen nicht wenig zur Belebung der Landschaft bei, die außerdem mit Mangos und andern, gewöhnlich im Umkreise der Dörfer wachsenden Fruchtbäumen verziert ist. Um die Bewohner von der Annäherung von Räubern in Kenntniß zu setzen, müssen zwei Männer auf dem Thurme Wache halten; und auf das erste Alarmzeichen greifen alle zu den Waffen, ziehen sich in die Forts zurück und vertheidigen sich auf das Aeußerste. In Zeiten von Hungersnoth, die eben nichts Seltnes ist, suchen bisweilen die Bewohner des einen Dorfes ihr Leben durch Einfälle in das Gebiet ihrer Nachbarn zu fristen, zu welchen Streifzügen sie vorzüglich das Dunkel der Nacht benutzen. Die Befürchtung nächtlicher Angriffe erhält natürlicher Weise die Betheiligten in steter Aufregung; und Jedermann legt sich des Nachts mit denselben Gefühlen nieder, wie der Soldat in der Nähe einer feindlichen Armee. Dergleichen Festungswerke würden, wie sich von selbst versteht, dem Angriff regelmäßiger Truppen nicht widerstehen können, aber sie setzen den Landmann in besagten Orten in den Stand, mit Hülfe von Weib und Kind die unregelmäßige Cavallerie der eingebornen Fürsten unerschrocknen Muthes zu steinigen [1]).

In Guzerat, wo die Bauernschaft nicht so immerwährend in Furcht vor Kreig und Plünderung schwebt, sind die Dörfer offen, und ihre Bewohner führen ein ruhiges und sorgenfreies Leben.

---

1) Buchanan, Journey, etc. vol. I. p. 32, 37, 41, 278, 400.

„Die Dörfer in dem Dhuboy-pergunnah,“ sagt Forbes, „bestehen fast durchgängig aus strohbedeckten Schlamm-Hütten und einigen wenigen von gebrannten Steinen erbauten und mit Ziegeldächern versehenen Häusern; ein kleiner Dewal, eine Moschee und bisweilen ein Choultrie sind die einzigen öffentlichen Gebäude. In der Nähe der größern Dörfer ist in der Regel ein Tank oder Teich, worin der Regen zur Tränkung des Viehes während der trocknen Jahreszeit gesammelt wird; denn bisweilen fällt in dieser oft ganze acht Monate hindurch kein einziger Regenschauer, und dann ist nirgends Wasser zu finden, außer in dergleichen Behältern (Reservoirs); diese sind oft mit starkem Mauerwerk umgeben, und ihre Ufer schmücken Banien-, Mango- und Tamarinden-Bäume und gewähren dem müden Wanderer nicht nur Schatten sondern vermindern auch die Verdünstung.

„Die Tanks werden auf Unkosten der Regierung oder durch Besteuerung der Dörfer errichtet, diese tragen auch zum Ausmauern eines guten Brunnens oder einer Cisterne bei, wofern nämlich größere Wasserbehälter nicht vorhanden sind. Bisweilen sind diese nützlichen Anstalten, wie bereits gezeigt worden, Werke der Wohlthätigkeit eines reichen Individuums, wohin z. B. die edeln Werke von Govindett im Concan gehören. Große Brunnen mit breiten hinabführenden Stufen, sind in entlegenen Gegenden, durch welche Kaufleute, Wanderer und Caravanen, fern von jedem andern Wasser-Vorrath, ihren Weg nehmen, nichts Ungewöhnliches.“ Nachdem er sich über den großen Werth dieser wohlthätigen Anstalten in der heißen Zone verbreitet hat, fährt er folgendermaßen fort: „Gastfreundschaft gegen Fremde herrscht überall in Guzerat; Jedermann von einiger Bedeutung, der durch diese Provinz reist, wird am Eingange der Dörfer mit Früchten, Milch, Butter, Holz zur Feuerung und irdenen Töpfen zum Kochen versehen; Weiber und Kinder überreichen ihm Blumen-Kränze. An passenden Stellen, unfern eines

Brunnens oder Teiches sind kleine Lauben erbaut, wo auf Unkosten der benachbarten Dörfer stets ein Mann postirt ist, der die Wasserkrüge beaufsichtigen und jeden Reisenden unentgeltlich mit Wasser versorgen muß. Ja es giebt einige Dörfer, deren Bewohner alle durchpassirende Reisende, sei ihre Zahl groß oder klein, seien sie reich oder arm, Europäer oder Eingeborne, einen Tag bei ihnen zuzubringen und von ihren Vorräthen zuzulangen nöthigen, und keiner darf die ihnen gebotne Bewirthung zurückweisen[1])."

Die Dörfer an den Ufern des Ganges, obgleich nichts als Gruppen von Schlammhütten mit Strohdächern, gewähren indeß, da sich in manchen Fällen an den Hütten kriechende Pflanzen, der Kürbis-Gattung angehörig, mit schönen breiten Blättern hinaufranken, und da sie mitten in Wäldchen von Kokos-Palmen, Banien- und andern Bäumen stehen, ein höchst malerisches ländliches Ansehn. Ein kleiner zierlicher Tempel, gewöhnlich dem Gott Siva geheiligt, in fast gothischem Styl, erhöht in nicht geringem Grade die Schönheit der Scene.

In einem dieser Dörfer gewahrte Bischoff Heber, als er zuerst den Ganges hinauffuhr, eine hindostanische Meierei; „auf der Vorderseite," erzählt er, „war ein kleines Schlamm-Gebäude, mit einer dem Dorfe zugekehrten Verandah; hinten zeigte sich ein Hof, gefüllt mit Kokosnuß-Hülsen (grünen Schalen) und etwas Reis-Stroh. In der Mitte zwischen diesen stand ein rundes, mit Stroh gedecktes, auf Bambuspfählen, ungefähr einen Fuß vom Erdboden ruhendes Gebäude, ein Goliah, d. i. eine Kornscheuer; und ringsherum reiheten sich kleine Schlammhütten, wovon jede, allem Ansehn nach, ein Wohnzimmer enthielt. Die eine Ecke nahm eine kleine Mühle ein, die von einem Menschen in Bewegung gesetzt wurde,

---

1) Forbes. Oriental Memoirs, vol. II, p. 413—415.

Digitized by Google

und zur Enthülsung des Reises diente. Nach allem, was man darin durch die offne Thür sehen konnte, bestand der Fußboden der Zimmer aus Lehm, Licht fiel blos durch die Thür hinein; Geräthe war nicht darin zu bemerken" [1]).

Wir entlehnen von demselben Schriftsteller die Beschreibung eines hindostanischen Dorfes im Norden von Bengalen. Es ist ein Gemälde, ganz im Styl der niederländischen Schule, und bildet einen angenehmen Contrast mit den düstern Scenen, die wir im Gebiet Mysore und dem Lande oberhalb der Ghauts betrachtet haben.

„Wir langten zwischen vier und fünf Uhr zu Bogwangola an und machten daselbst für die Nacht Halt. Ich fand den Ort äußerst anziehend ja sogar schön, es war durchaus ein hindostanisches Dorf, ohne Europäer und Muselmänner; ein großer Theil der Häuser waren blose Schuppen oder Barraken, zur Bequemlichkeit der Gomastas (Agenten oder Supercargos), die hierher zu den großen Kornmärkten kommen, welche, glaube ich, jährlich daselbst gehalten werden. Sie sind recht hübsch und malerisch über einen großen grünen Gemeindeplatz ausgestreut, gegen den Fluß hin durch einen hohen Grasdamm gesichert, der einen angenehmen trocknen Spaziergang bildet, und mit Mango-Bäumen, Bambus und Dattelpalmen so wie auch mit schönen Banien eingefaßt ist. Der freie Platz war mit Kindern und Viehheerden bedeckt; am Strande wimmelte es von Böten, verschiedene musikalische Instrumente brummten, lärmten, quiekten und schnarrten aus einem der offnen Schuppen, und der ganze Platz entfaltete eine Belebtheit, und obgleich nicht Messenszeit war, eine Thätigkeit und ein geschäftiges

---

1) Narrative, etc. vol. I. p. 18.

Treiben, welches äußerst angenehm und anlockend war. Die Häuser waren meistentheils sehr klein, aber sauber mit dünnen Matten-Wänden versehen, die, wenn sie rein sind, sich recht hübsch ausnehmen? Ein Haus insbesondere zeichnete sich durch festeren Bau vor den übrigen aus, es war um einen kleinen Hofraum gebaut und von einem schmalen Gärtchen umgeben, welches blühende Sträucher zierten und ein zierliches Gitterwerk von Bambus einfriedigte. Andre waren auf allen Seiten offen, und hier ließen zwei Fakir-Musikerbanden, deren Spiel ich schon in der Ferne vernommen, ihre Instrumente ertönen, während in einem benachbarten Hause einige Frauenzimmer, deren Gewerbe als Nach-Mädchen des Orts sowohl ihr Flitter-Putz als ihr etwas freies Benehmen nicht verkennen ließen, ihr Wesen trieben" [1]).

Wir haben an einer andern Stelle den prächtigen Anblick geschildert, welchen Benares von der entgegengesetzten Seite des Flusses gesehen, darbietet, es ist vielleicht unter allen hindostanischen Städten, selbst Gaya, oder die Hauptstadt von Cutch nicht ausgenommen, in jeder Hinsicht die eigenthümlichste in ihren Zügen. Hier dürfen wir daher auch den hindostanischen Häuser-Baustyl zu finden hoffen, der, nach Dubois, den Gebrauch von Fenstern ausschließen müßte. Wie falsch diese Behauptung ist, kann der Leser von dem auf Seite 557 dargestellten Gebäude abnehmen, welches zugleich den ächt hindostanischen Baustyl an sich trägt. Bischof Heber, der so manche andre Vorurtheile hinsichtlich der Hindus hat ausrotten helfen, giebt in seiner gefälligen beschreibenden Manier eine treffliche Schilderung von dem Wohnhause eines wohlhabenden Bürgers zu Benares. Dasselbe gehörte zur Zeit seines Besuchs in besagter Stadt zwei Mündeln [2]).

---

1) Narrative. etc. vol. I. p. 239, 240.

2) Ebendas. vol. I. p. 376—378.

Digitized by Google

„Das Haus" erzählt er uns, „war ein auffallendes Gebäude und hatte den Vortheil, — etwas sehr Ungewöhnliches in Benares, — daß sich vor der Thür ein freier Platz von ziemlichem Umfange befand, der es erlaubte, die Bauart des Hauses in aller Bequemlichkeit zu untersuchen. Es ist sehr unregelmäßig um einen kleinen Hof gebaut; zwei Seiten enthalten die Vorzimmer, auf den beiden andern sind die übrigen Gemächer, als Küche, Vorrathskammer u. s. w. Es hat vier luftige Stockwerke und ein fünf Stock hohes Thürmchen über dem Thorwege, die Vorderseite enthält kleine Fenster von verschiedner Form; einige springen auf Unterlagen (Pfosten) hervor und sind mit schönem Bildwerk verziert; desgleichen ist ein großer Theil der Mauer selbst mit geschnitzten Zierrathen, bestehend in Zweigen, Blättern und Blumen, bedeckt, wie man dergleichen auf altmodischem gemusterten Papier erblickt. Das Ganze ist von Stein, aber dunkelroth angestrichen. Der allgemeine Eindruck erinnert an einige der venetianischen Paläste, wie sie Canaletti's Ansichten darstellen. Wir traten in einen Thorweg, nicht unähnlich dem eines Collegiums, mit einer spitzig zulaufenden, reich mit Bildwerk verzierten Wölbung; das Bildwerk glich dem an der Decke von Christchurch-gateway (in London), war aber viel kleiner. Auf jeder Seite ist eine, auf ähnliche Weise reich verzierte Nische, oder Kapelle, worin Götzenbilder, mit Lampen davor, die Hausgötter der Familie, aufgestellt sind. Der Hof ist mit Pisang und Rosensträuchern besetzt, und enthält gerade in der Mitte einen erhöhten und schön verzierten Brunnen. Zur Linken führt eine schmale, steile Treppe von steinernen Stufen, der schlechteste Theil des Gebäudes, ohne Brustwehr und dem Zugange zu einem englischen Kornboden nicht unähnlich, in das erste Stock hinauf. Gleich unten auf der ersten Stufe empfingen uns die jungen Erben, zwei kräftige kleine Bursche von zwölf und dreizehn Jahren, mit ihrem Onkel an der

Abbd. 26. Ansicht eines ächt hindostanischen Hauses. St. 555.

Digitized by Google

Digitized by Google

Spitze, einem gewaltig fetten Pundit-Brahminen, dem Seelsorger der Familie, welchem ein kleiner, verschmitzt aussehender, glattzüngiger, aber gemeiner und unverschämter Kerl, der sich für ihren Hofmeister ausgab, zur Seite ging. Sie führten uns in die Staatszimmer, welche weder groß noch zahlreich sind, indeß mangelt es auch in ihnen nicht an Schnitzwerk; das vorzüglichste derselben, gerade über dem Thorweg, ist ein viereckiges Gemach, mit einer rings herumlaufenden gothischen Arkade, und, wie es mir schien, äußerst bequem und wohnlich. Der mittlere Theil, etwa funfzehn Fuß im Gevierte haltend, ist erhöht und mit einem Teppich überzogen, der als Divan dient. Die Arkade im Umkreise ist mit Fließen versehen, schön mit Schnitzwerk und andern Verzierungen geschmückt und so eingerichtet, daß bald nach einem gegebenen Zeichen vier Wasserströme, in der Mitte jeder Seite einer, ein ununterbrochenes Schauerbad von der Decke herabsprudeln und in ein steinernes, in den Fußboden eingesenktes steinernes Becken laufen, welches mit einem offnen, ebenfalls steinernen Gitterwerk bedeckt ist. In allen diesen Zimmern hing eine ziemliche Anzahl englischer Kupferstiche von jener trivialen Sorte, die vor etwa zwanzig Jahren überall zu finden war, nämlich: Sterne und die arme Marie (die Knaben glaubten einen Doctor, der einer Dame an den Puls fühlt, zu sehen), Werthers Leiden u. s. w. darstellend, wozu noch ein schlecht geklecksstes Conterfey des gegenwärtigen Kaisers von Delhi und verschiedne, um vieles besser ausgeführte Oel-Portraits von dem Vater der Knaben und einigen seiner mächtigen eingebornen Freunde und Ansteller so wie auch einer sehr schönen Frau mit europäischem Teint und in orientalischer Tracht kamen; von dem zuletzt erwähnten wußten die Knaben nichts weiter, oder wollten nichts weiter wissen, als daß das Gemälde für ihren Vater von Lallje aus Patna gemalt worden sei. Ich wiederholte allerdings meine Frage in Ansehung desselben nicht, weil wir

zu gut den Widerwillen kannten, womit alle orientalische Nationen von ihren Weibern sprechen allein das Bild hatte jedenfalls das Ansehn eines Portraits und würde ebenso, wie das Portrait des alten Baboo, in dem Hause eines englischen Gentlemen vortheilhaft paradirt haben."

Bischof Heber hatte ohne Zweifel oft von der verderblichen Abneigung der Hindus gegen alles Fremde gehört, als der Hauptursache, warum man keine Fortschritte in den Künsten und Bequemlichkeiten des Lebens unter ihnen erwarten dürfe; in seinem Briefwechsel aber sucht er fortwährend diesen falschen, für die Hindostaner ungünstigen Begriff zu widerlegen. Unter andern bemerkt er, daß sie sowohl in Calcutta als anderwärts schon seit langer Zeit angefangen haben, den europäischen Styl in ihrem Bauwesen einzuführen. Manche wohlhabende Eingeborne besitzen Häuser, die ganz in griechischem Geschmack gebaut sind. „Sie zeigen" bemerkt er," ein offenbares und wachsendes Bestreben, den Engländern in allen Stücken nachzuahmen, was bereits zu sehr bemerkenswerthen Veränderungen geführt hat, und in der Folge zu noch wichtigeren führen wird. Alle reiche Eingeborne wetteifern jetzt mit einander, ihre Häuser mit korinthischen Säulen zu verzieren und mit englischem Geräth auszumöbliren. Sie haben in Calcutta die schönsten Pferde und die glänzendsten Equipagen. Manche derselben sprechen das Englische sehr geläufig und sind in der englischen Literatur ziemlich belesen, ja bei einer Gelegenheit sah ich die Kinder eines unserer Freunde mit Jäckchen, Pantalons, runden Hüten und Strümpfen bekleidet"[1]).

Das Hausgeräth der Hindus ist höchst einfach; ihre gewöhnlichen Schüsseln und Teller sind von Pisang=

---

1) Narrative, etc. vol. III. p. 252.

oder Lotus- (Nymphaea lotus, jener schönen Blume, die auf jedem Teiche wächst), Blättern gebildet, diese wissen sie mit einigen Gras-Fasern sauber zusammen zu nähen, machen aber nie mehr als einmal davon Gebrauch.

Selbst in den Häusern der Nairs, die besser und sauberer gehalten werden, als gewöhnlich, findet man fast nichts als einige Matten, irdne Töpfe, Mühlsteine und Utensilien zur Reinigung des Reises, nebst einer Schaukel zum Zeitvertreib der Familie. Einige wenige irdne Töpfe und zwei Krüge, einer für Wasser, der andere für Oel, bilden das ganze Küchengeräth eines Dorf-Bewohners. Die Kochgeräthschaften bestehen bisweilen aus Messing oder Kupfer, desgleichen die Trinkgefäße, welche mit einem Hahn versehen sind, um das Wasser in einem Strahl ausströmen zu lassen, weil man es beim Trinken für unsauber hält, das Gefäß mit den Lippen zu berühren. Selbst in den prachtvollen Wohnungen der vornehmen Rajputen, wo die gemalte und vergoldete Decke auf Säulen von Serpentin ruht, und wo die Wände mit Spiegeln, Marmor oder Porzelan bekleidet sind, sieht man weder kostbares Geräth, noch Vorhänge, Stühle, Tische, Betten, Sophas, Armleuchter u. dergl. mehr. Die Fußböden sind mit reichen Teppichen belegt, und diese, um ihren Glanz und ihre Schönheit zu erhalten, mit weißen Tüchern überzogen. Hier sitzt und schläft der Rajpute.

Wir finden indeß, daß auf der Küste von Malabar eine andre Mode herrscht. Der Saal im Palaste des Zamorin, in welchen Vasco de Gama nebst seinen Begleitern bei seiner ersten Ankunft geführt wurde, war rings mit Sitzen versehen, die sich, wie in einem Amphitheater, stufenweise über einander erhoben; der Fußboden war mit einem reichen Teppich belegt, die Wände waren mit seidnen, goldburchwebten Tapeten behangen, und für den Prinzen und seine Gäste standen Sophas da. Nied-

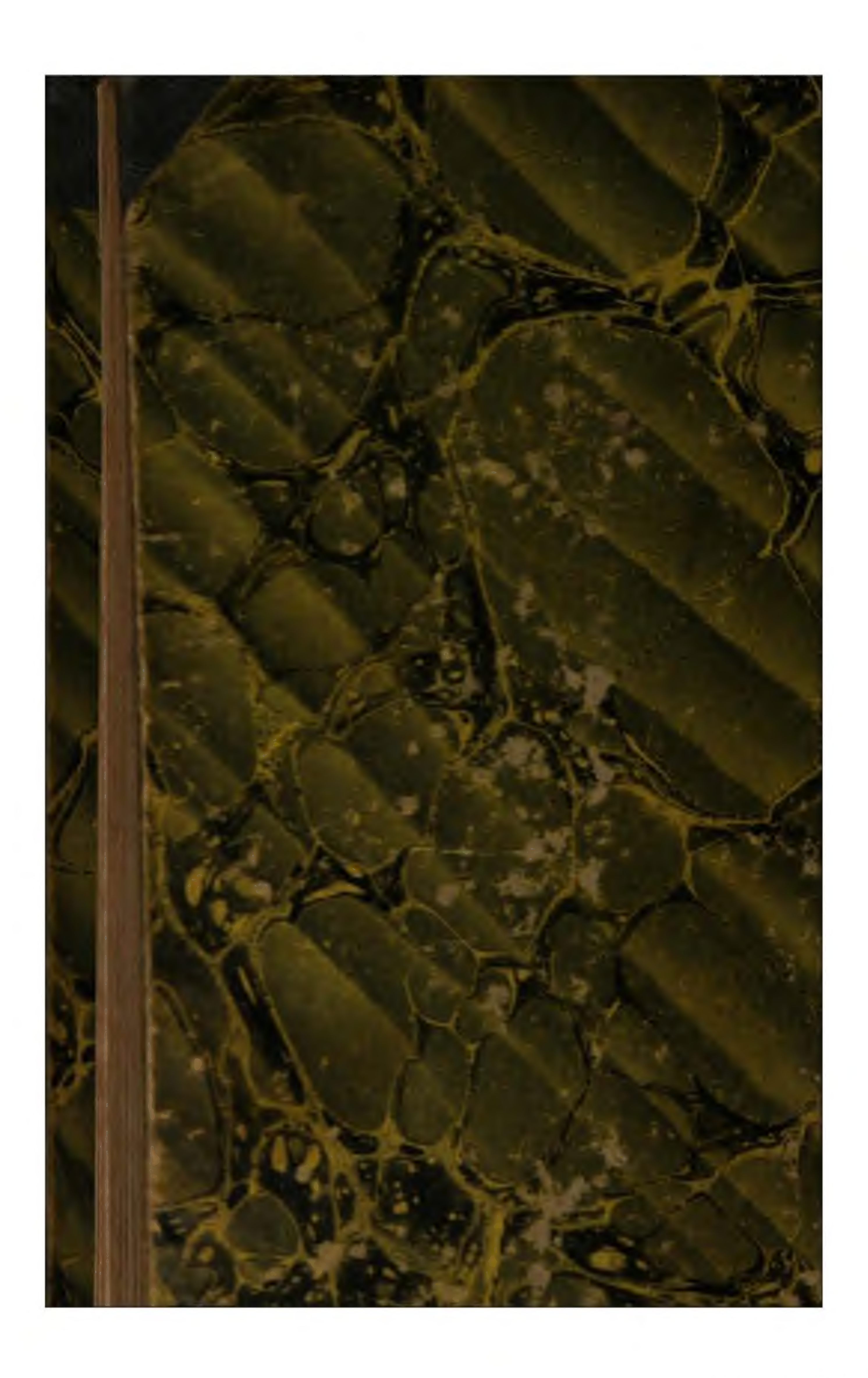
liche kleine Bettstellen von Rohr, welche von den Hügel-Stämmen verfertigt werden, sind in einigen Theilen Indiens in Gebrauch; desgleichen Stühle und Tische, jedoch sind diese nichts Gewöhnliches.

(Ende des ersten Bandes.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google